Jahrbuch des Frankreichzentrums
der Universität des Saarlandes
Band 9 | 2009

Roland Marti,
Henri Vogt (Hg.)

Europa zwischen Fiktion und Realpolitik

L'Europe – fictions et réalités politiques

[transcript] FrankreichForum

Roland Marti, Henri Vogt (Hg.)
Europa zwischen Fiktion und Realpolitik /
L'Europe – fictions et réalités politiques

Frankreich-Forum
Jahrbuch des Frankreichzentrums
der Universität des Saarlandes
Band 9 (2009)

Roland Marti, Henri Vogt (Hg.)

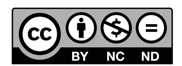
Europa zwischen Fiktion und Realpolitik / L'Europe – fictions et réalités politiques

[transcript]

Das Jahrbuch Frankreich-Forum wird herausgegeben vom Kollegium des Frankreichzentrums der Universität des Saarlandes: Tiziana Chiusi, Rainer Hudemann, Alfred Louis, Hans-Jürgen Lüsebrink und Michael Veith. Unter Mitarbeit von Sandra Duhem.

Kontaktadresse:
Frankreichzentrum der Universität des Saarlandes
Sandra Duhem
PF 15 11 50
66041 Saarbrücken
fz@mx.uni-saarland.de
http://www.uni-saarland.de/fz

Das Frankreichzentrum dankt für die Unterstützung der Publikation durch die Europäische Akademie Otzenhausen gGmbH sowie das Ministerium für Wirtschaft und Wissenschaft des Saarlandes.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus
Redaktion: Jeanne Ruffing und Anne Rennig, Saarbrücken
Layout & Satz: Evelyne Engel, Saarbrücken
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-1420-6
PDF-ISBN 978-3-8394-1420-0

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*
Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

Inhaltsverzeichnis

3 Rezensionen

1 Vorwort der Herausgeber

‚Europa' ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem dominierenden Thema geworden – jedenfalls in Europa selbst. Verantwortlich dafür ist in hohem Maße der Prozess der europäischen Einigung, der zunächst wirtschaftlich, zunehmend aber auch politisch gesehen wurde und von der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl (Montanunion) zur heutigen Europäischen Union führte. Ein kulturell fundiertes Europa-Verständnis, das Europa in einem weiten Sinne begreift und nicht auf die Gegenwart und die EU beschränkt bleibt, wird zwar rhetorisch immer wieder ins Spiel gebracht. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auf die oft zitierte, aber wahrscheinlich apokryphe Äußerung von Jean Monnet, einem der Väter des Europa-Gedankens, zum Prozess der europäischen Einigung: „Si c'était à refaire, je commencerais par la culture." Dieses kulturelle Verständnis von Europa bleibt aber eigenartig unscharf und undefiniert, obwohl man sich immer wieder auf europäische kulturelle Gemeinsamkeiten beruft.

Der vorliegende Sammelband stellt in seiner Thematik bewusst die kulturellen Aspekte in den Vordergrund und ergänzt sie um die politische Perspektive. Damit will er zu einem facettenreicheren, nuancierten Bild von Europa beitragen, in dem auch die Begrenzungen der akademischen Spezialisierung überwunden werden. Ausgehend vom Europa-Schwerpunkt der Universität des Saarlandes, der im Kontext der französisch und deutsch geprägten Geschichte der Universität zu sehen ist, soll der Band den kulturellen Reichtum Europas an ausgewählten Beispielen aufzeigen, gleichzeitig aber auch von den vertretenen Wissenschaftsdisziplinen her eine Vorstellung von der Breite des Themas geben. Die Vielfalt der Beiträge macht deutlich, was der eigentliche Gewinn der Zusammenarbeit über Fächergrenzen hinweg ist. Einerseits zeigen sich viele Unterschiede in der Herangehensweise an das Thema ‚Europa', andererseits eine große Zahl von Gemeinsamkeiten. Außerdem fällt auf, dass disziplinenübergreifend und ungeachtet der großen Unterschiede bei den verschiedenen Definitionen ein intuitives Verständnis davon, was ‚Europa' wirklich ausmacht, zu existieren scheint. Das hat den Vorteil, dass man eine gemeinsame Grundlage für die wissenschaftliche und kulturpolitische Diskussion zu haben glaubt. Andererseits besteht die Gefahr, dass durch einen unreflektierten Gebrauch ‚Europa' zu einem Schlagwort verkommt und letztlich seines Inhalts verlustig geht.

Ausgangspunkt für das Jahrbuch war ein Kolloquium zum Europaschwerpunkt der Universität des Saarlandes mit dem Titel „Was heißt ‚europäische' Literatur?", das am 19. Juni 2008 unter Leitung von Prof. Dr. Manfred Schmeling (Lehrstuhl für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft) am Frankreichzentrum stattfand. Die drei dort gehaltenen Vorträge (von Anne Tomiche, Marc Maufort und Roland Marti) bilden den ersten Teil des Bandes (die schriftliche Fassung des letztgenannten Vortrages entstand in Kooperation mit Christian Prunitsch). Sie behandeln die Frage zum einen eher aus der theoretischen Perspektive, andererseits an konkreten Beispielen. Im theoretischen Bereich geht es um den sogenannten postkolonialen Diskurs in der Literaturwissenschaft und, teilweise damit verknüpft, um die Auseinandersetzungen im Hinblick auf das Selbstverständnis der Komparatistik, die historisch auf die ‚europäische' Tradition fokussiert war. Die Beiträge berücksichtigen nicht nur die Klassiker und die großen europäischen Literaturen. Vielmehr wird gezeigt, dass auch vermeintlich ‚marginale' Literaturen für ein Gesamtbild wichtig sind. Außerdem wird deutlich, dass für das europäische Selbstverständnis immer auch die historische Kontinuität konstitutiv ist; Europa ist nicht nur Gegenwart, sondern etwas in seiner langen Geschichte Gewordenes und dadurch auch Geprägtes.

Dieser von Literatur ausgehende Kern wird in zwei Richtungen erweitert. Einerseits geschieht dies durch die Einbeziehung von Kultur im weiteren Sinne, andererseits durch die Berücksichtigung sozialwissenschaftlicher, speziell politologischer Aspekte. Dabei geht es im ersten Fall um die Wurzeln der europäischen kulturellen Traditionen und um ihre heutige Ausprägung in zwei Bereichen: der Philosophie und der Musik (Ulrich Nortmann, Christoph Flamm). Beide Disziplinen leben mit dem Paradox, dass sie zwar einen universalistischen Anspruch erheben, aber nichtsdestoweniger in spezifischen regionalen Kontexten, die sie auch maßgeblich prägen, entstanden sind und sich auch weiterentwickeln (z. B. eben in einem europäischen Umfeld). Deutlich wird diese Verschränkung von Globalem und Regionalem auch am Beispiel der Institution, die in Europa für die Bewahrung kultureller Tradition seit dem Mittelalter zentral gewesen ist: der Universität. Gemäß ihrem eigenen Selbstverständnis war sie, ungeachtet nationaler Kulturen, immer europäisch ausgerichtet, muss sich aber jetzt dem globalen Wettbewerb stellen und gleichzeitig versuchen, ihre Identität zu verteidigen (Tero Erkkilä/Niilo Kauppi).

Im zweiten Fall wird aus verschiedenen Perspektiven untersucht, wie einzelne Nationalstaaten mit der Idee und der Wirklichkeit des Prozesses der europäischen Einigung umgehen, wie er in der Europäischen Union zum Ausdruck kommt. Den Ausgangspunkt bilden dabei Deutschland und Frankreich, die beiden Staaten im Herzen Europas, die immer wieder als ‚Motor' dieses Prozesses bezeichnet werden, obwohl sich der Charakter dieses Motors in den letzten Jahren deutlich verändert hat (Hans Wassmund, Claire Demesmay). Als bewusster Kontrast dazu wird daneben die Situation

‚neuer' EU-Mitgliedsstaaten thematisiert, die im Rahmen der sogenannten Osterweiterung zur ‚alten' Europäischen Gemeinschaft gestoßen sind. Diese Länder haben zu einer Verschiebung der Gewichte geführt, und das nicht nur geografisch, sondern auch hinsichtlich der Hoffnungen, Befürchtungen und Erwartungen, welche ihre Bürger in ‚Europa' setzen (Henri Vogt, Matthieu Chillaud).[1] Abgeschlossen wird dieser Bereich durch einen Beitrag, welcher die historische und politische Entwicklung an einem konkreten Beispiel, dem Großherzogtum Luxemburg, exemplifiziert (Frank Wilhelm).

Der Titel „Europa zwischen Fiktion und Realpolitik" soll zum einen die thematische Breite dieses Bandes zum Ausdruck bringen. Andererseits spielt er auch bewusst mit der Mehrdeutigkeit des Begriffspaars ‚Fiktion' und ‚Realität'. Denn literarische Fiktion kann eng mit politischer Realität(sdarstellung) verbunden sein. Ebenso ist Realpolitik oft mit Fiktion – Mythen, Stereotypen, Traditionen, Utopien – durchsetzt. Oft genug ist literarische Fiktion ‚realer' als die vermeintliche ‚Realität' des politischen Alltags; häufig folgen unsere Handlungen Vorbildern, die ursprünglich aus dem Bereich der Fiktion stammen. Diese Feststellung schließt sich zwanglos an das berühmte Thomas-Theorem an, das oft als Ausgangspunkt für den sozialen Konstruktivismus bezeichnet wird: „If men define situations as real, they are real in their consequences"[2]. Die ‚Wahrheit' wird in der sozialen Praxis konstant neu definiert, und sie enthält damit immer Elemente, die sowohl fiktional als auch real sind – mit realen Auswirkungen auf unser Handeln und unser Denken. Diese Perspektive, diese Spannung zwischen Fiktion und Realität, ist in einigen Beiträgen dominant, aber in seiner Gesamtheit ist der Band nicht zwingend einer bestimmten theoretischen Richtung verpflichtet.

In der Zusammenschau der Beiträge wird auch deutlich, dass die Referenz auf ‚Europa' zwei unterschiedliche Funktionen haben kann. Einerseits dient sie der Integration, der Überwindung von Gegensätzen, der Förderung des gesellschaftlichen Wandels in Richtung auf demokratische Werte; manchmal werden ‚Europa', ‚Integration' und ‚Demokratie' sogar fast als Synonyme gesehen (Claire Demesmay, Hans Wassmund, Henri Vogt, Matthieu Chillaud). Zugleich kann ‚Europa' aber auch der Abgrenzung nach außen dienen und zum Referenzpunkt der Selbstbehauptung werden: wenn etwa nationale und supranationale Akteure versuchen, im Widerstand gegen die angloamerikanische Vormachtstellung die kontinentaleuropäische Universitätslandschaft

1 Diese politikwissenschaftliche Perspektive wurde durch ein Kolloquium mit dem Titel „Die Französische EU-Ratspräsidentschaft. Bilanz, Analysen, Perspektiven" angeregt, das am 22. Januar 2009 an der Universität des Saarlandes stattfand. Veranstalter waren das Frankreichzentrum der Universität des Saarlandes, die ASKO EUROPA-STIFTUNG und die Europäische Akademie Otzenhausen.

2 Thomas, William Isaac/Thomas, Dorothy Swaine: *The Child in America. Behavior Problems and Programs*, New York: Knopf, 1928, S. 572.

zu valorisieren (Tero Erkkilä/Niilo Kauppi), oder wenn die Staaten Ostmitteleuropas sich in der Berufung auf ‚europäische' Werte gegen den Vormachtsanspruch Russlands und die Nachwehen der sozialistischen Vergangenheit positionieren (Henri Vogt, Matthieu Chillaud). Das Plädoyer für die Einheit der Vernunft (Ulrich Nortmann) und der Beitrag zu den vielfältigen europäischen Einflüssen auf die Geschichte, Kultur und Identität Luxemburgs (Frank Wilhelm) schließlich bilden ein notwendiges Korrektiv zu Versuchen der identitären Abgrenzung, von denen auch geistes- und kulturgeschichtliche Diskurse nicht immer frei sind. Dies lässt sich gut am Beispiel der Musikgeschichte nachweisen (Christoph Flamm). Im Bereich der Literatur ist dabei die Gleichsetzung von ‚europäischer Literatur' mit ‚Weltliteratur' zu problematisieren (Anne Tomiche), aber auch die Vernachlässigung ‚kleiner' Literaturen (Roland Marti/Christian Prunitsch). Schließlich ist auch die Idee der europäischen Tradition als eines monolithischen, gegen außen abgegrenzten Blocks zu hinterfragen: selbst in zentralen Werken des europäischen Kanons – in diesem Fall in den Dramen Shakespeares – ist das Außereuropäische differenzierter repräsentiert, als man vielleicht vermuten würde (Marc Maufort).

Das Buch ist also in zweifacher Hinsicht vielgestaltig: einerseits in seiner Thematik, andererseits in der theoretischen Herangehensweise der einzelnen Beiträge. Gerade durch diese Vielfalt wird aber das Verbindende, Gemeinsame deutlich, und damit bestätigt sich das Motto der Europäischen Union: in Vielfalt geeint – *unie dans la diversité*.

Roland Marti Henri Vogt

2 Themenschwerpunkt: Europa zwischen Fiktion und Realpolitik

Sektion 1:
Europa in der Fiktion

Anne Tomiche

Littérature européenne ? Littérature occidentale ? Littérature mondiale ?

In diesem Beitrag soll das Konzept der ‚europäischen Literatur' in seinem Verhältnis zum Konzept der ‚Weltliteratur' untersucht werden, und dies anhand von drei Leitfragen. Die erste Frage gilt der Idee einer ‚europäischen Literatur' als solcher; diese kann nicht vertreten werden, ohne die Frage einerseits nach ihrer Historizität (ist die europäische Literatur mehr als nur ein Moment in der Geschichte der Idee von Literatur an sich?) und andererseits nach ihrer Ausdehnung (soll diese geografisch oder wenn nein, wie anders definiert werden?) zu stellen. Der zweite Untersuchungsansatz beschäftigt sich mit der Verknüpfung von europäischer Literatur und Komparatistik: Kann man vergleichende Literaturwissenschaft und europäische Literatur gleichsetzen? Die dritte Frage beschäftigt sich mit der oft vorgebrachten Verknüpfung zwischen literarischer Modernität und europäischer Literatur: Ist die literarische Moderne eine genuin europäische Angelegenheit?

Depuis une bonne dizaine d'années, on assiste en France à la promotion du concept de 'littérature européenne' : les livres et les manuels sur le sujet se multiplient – depuis l'ouvrage de Jean-Louis Backès, *La Littérature européenne* (1996)[1], en passant par le *Précis de littérature européenne* réalisé sous la direction de Béatrice Didier (1998)[2] et jusqu'au récent manuel de Jean-Louis Haquette, qui associe littérature comparée et littérature européenne, *Lectures européennes : introduction à la pratique de la littérature comparée* (2005)[3]. On trouve même sur Internet une *Bibliographie sur la littérature européenne*, publiée sur le site des littératures de l'Union européenne (*Review of Literatures of the European Union*). Les journées d'études, séminaires et colloques se multiplient eux aussi – en France et au-delà, comme en témoigne l'occasion qui fut celle de la présente communication, la journée de colloque organisée en juin 2008 à l'Université de la Sarre sur la question « Was heißt 'europäische' Literatur ? ». Une telle promotion s'explique aisément par le développement économique et politique actuel de l'Europe – au sens d'Union Européenne – et par le désir de donner une assise culturelle à cette Europe en construction ; c'est d'ailleurs sur une pro-

1 Backès, Jean-Louis : *La Littérature européenne*, Paris : Belin, 1996.
2 Didier, Béatrice (dir.) : *Précis de littérature européenne*, Paris : PUF, 1998.
3 Haquette, Jean-Louis : *Lectures européennes. Introduction à la pratique de la littérature comparée*, Rosny-sous-Bois : Bréal, 2005.

fession de foi de ce type que Béatrice Didier ouvre le *Précis de littérature européenne* :

> L'Europe qui est en train de se constituer semble trop souvent essentiellement politique et commerciale. Il est nécessaire d'affirmer qu'il existe une Europe des cultures, une Europe de la culture.[4]

C'est encore et plus récemment l'objectif que se fixait le colloque sur « l'enseignement des littératures européennes », qui s'est tenu à l'Assemblée parlementaire du Conseil de l'Europe, en décembre 2007. Guy Fontaine, co-directeur du récent *Manuel universitaire d'histoire de la littérature européenne*, disait ainsi à l'ouverture de ce colloque :

> [...] l'apprentissage de la littérature européenne, comme école de vie, comme institut de formation à la citoyenneté européenne : voilà l'une des ambitions que nous pourrions nous assigner, à l'issue de nos travaux.[5]

Or, le concept de littérature européenne ne me semble pas aller de soi et j'avoue ressentir une gêne à chaque fois que je lis un ouvrage sur 'la littérature européenne'. Ma gêne est triple et tient d'abord et fondamentalement au fait que je ne peux m'empêcher de me poser la question : « Existe-t-il vraiment une littérature européenne ? » Ma gêne tient ensuite à l'importance que les *comparatistes* donnent à cette notion de littérature européenne et à l'identification fréquente qui est faite, en France, entre littérature comparée et littérature européenne. Ma gêne tient enfin – parce que c'est le domaine sur lequel je travaille – au lien souvent établi entre littérature européenne et modernité, suggérant que la modernité (les modernités) serai(en)t une question particulièrement européenne. Telles sont les trois questions que je souhaite développer en partant de la plus générale (qui porte sur le concept même de littérature européenne) pour aller vers une question spécifique (celle de l'identification entre littérature comparée et littérature européenne) et terminer par la plus pointue (la modernité littéraire est-elle une affaire européenne ?).

Cela dit, si la notion de littérature européenne structure une large part du champ comparatiste français de ces vingt dernières années, elle doit compter avec la notion de 'littérature mondiale', qui est, elle, très peu utilisée dans le champ comparatiste français actuel et s'est développée dans le champ comparatiste nord-américain. Si on peut faire remonter la notion à un champ

---

4 Didier, Béatrice : Etudier la littérature européenne ?, ds. : *idem* (dir.) : *Précis de littérature européenne*, p. 1–9, ici p. 1.

5 *Colloque organisé le 11 décembre 2007 sur l'enseignement des littératures européennes. Rapport d'information de M. Jacques Legendre, fait au nom de la délégation à l'Assemblée du Conseil de l'Europe n° 221 (2007–2008) – 27 février 2008*, http://www.senat.fr/rap/r07-221/r07-2212.html (15/06/2008).

d'investigation quasi 'historique' de la littérature comparée française (en remontant aux essais de littérature universelle d'Etiemble[6]), c'est surtout un domaine d'investigation récent, dans ses articulations avec les études postcoloniales et dans ses implications théoriques et méthodologiques telles qu'elles ont été conceptualisées dans les textes théoriques anglo-saxons de Gayatri Chakravorty Spivak, David Damrosch ou Franco Moretti (qui, bien qu'il ne soit pas anglo-saxon, écrit et réfléchit dans le contexte américain depuis plus de dix ans) par exemple. Or ce concept de littérature mondiale est utilisé à la fois pour contester la domination de la culture européenne (pour attester la fin de cette domination), pour contester l'assimilation entre littérature comparée et littérature européenne et suggérer au contraire une assimilation entre littérature comparée et littérature mondiale, et pour contester la spécificité européenne de la modernité.

Je voudrais donc envisager les trois questions que j'ai posées à propos de la 'littérature européenne' dans la perspective d'une mise en relation et d'une confrontation entre 'littérature européenne' (accessoirement 'littérature occidentale') et 'littérature mondiale'.

Le concept de littérature européenne dans sa relation à celui de littérature mondiale

L'idée de littérature européenne ne peut être pensée que dans son histoire et la question de savoir ce que peut signifier aujourd'hui l'expression n'a de pertinence que si elle est envisagée à partir de l'histoire de la notion. Retracer une telle histoire n'est, évidemment, pas mon objet ici. On peut néanmoins rappeler que la 'république littéraire' qui émerge pendant la Renaissance et atteint son apogée au XVIIIe siècle, et qui peut être considérée comme à l'origine de la notion de 'littérature européenne' – la *Respublica literaria*[7] qui englobe la totalité des écrits et des membres de la communauté littéraire internationale – cette 'république littéraire', donc, se limitait forcément, à l'époque, à l'Europe occidentale d'où rayonnaient les 'Lumières'. C'est un fait qu'à la fin du XVIIe siècle la 'république littéraire' se confondait avec la 'littérature européenne', celle-ci, à son tour, se réduisant à quelques 'grandes' littératures occidentales, les seules connues et reconnues à l'époque. Quand apparaissent, au XVIIIe siècle, l'idée et l'expression d''Europe littéraire' – que ce soit dans des

6 Etiemble : *Essais de littérature (vraiment) générale*, Paris : Gallimard, 1975 [[1]1973] ; Etiemble : *Quelques essais de littérature universelle*, Paris : Gallimard, 1982.

7 L'expression, apparue en Italie au début du XVe siècle dans le milieu florentin de la seconde génération des disciples de Pétrarque, désigne le bien commun, la chose publique, que représentent la mémoire littéraire et l'encyclopédie des disciplines de recherche, depuis la poésie jusqu'aux mathématiques.

titres de publications, *Gazette littéraire de l'Europe* (1764), ou dans des professions de foi comme celle de Voltaire au chapitre I de l'*Essai sur la poésie épique* (1728) – la 'littérature européenne' se confondait avec la 'littérature universelle' ou plutôt, le contenu de la littérature européenne était envisagé comme 'universel', dans la mesure où il s'agissait de 'la littérature de l'Europe en tant que totalité des littératures nationales'. Cette ambiguïté – entre localisation géographique et somme des littératures – est fondamentale pour l'histoire des notions de 'littérature européenne' et de 'littérature universelle', et elle se prolonge au XIXe siècle.

C'est d'ailleurs ce qui explique qu'aussi bien le concept de 'littérature européenne' que celui de 'littérature mondiale' trouvent leur 'fondement' dans le romantisme allemand : de fait, au début du XIXe siècle, l'Europe devient le vrai symbole de la littérature universelle, 'l'universalité' désignant la découverte et la diffusion des littératures européennes. Friedrich Schlegel fonde la revue *Europa* (Frankfurt, 1803) et envisage une science littéraire européenne en même temps qu'il présente la littérature occidentale comme une totalité (*Wissenschaft der europaïschen Literatur*). Comme le souligne E. Behler, éditeur des œuvres posthumes de Friedrich Schlegel, ce dernier a essayé, dès le début du XIXe siècle, de « comprendre l'Europe en tant qu'unité intellectuelle »[8]. Dans les cours qu'il donne à Paris entre novembre 1803 et avril 1804 et dans lesquels il jette les bases d'une historiographie de la littérature européenne,[9] puis dans ceux de Vienne en 1812, il parle toujours de *la* littérature européenne et souligne, dans l'introduction aux cours faits à Paris, que « la littérature européenne forme un tout cohérent »[10].

Pour Goethe, la *Weltliteratur* – ce concept que la version française des *Conversations avec Eckermann* traduit par l'expression « littérature universelle » –, qui seule fait sens à ses yeux et qui permet de dépasser le concept de « littérature nationale »[11], est assurément à rattacher à son intérêt pour des littératures extra-occidentales, qu'il s'agisse du roman chinois ou de la poésie per-

8 « […] Europa als geistige Einheit zu verstehen », Behler, Ernst : Editionsbericht, ds. : Schlegel, Friedrich von : *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, éd. par Ernst Behler, partie 2 : *Schriften aus dem Nachlaß*, vol. 11 *: Wissenschaft der europaïschen Literatur. Vorlesungen, Aufsätze und Fragmente aus der Zeit von 1795–1804*, Paderborn [etc.] : Schöningh [etc.], 1958, p. IX–LIII, ici p. XXVIII.

9 Ces cours n'ont pas été publiés de son vivant mais ils forment le soubassement de ceux qu'il donne à Vienne en 1812 et qu'il publie en 1814 : *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, partie 1 : *Kritische Neuausgabe*, vol. 6 : *Geschichte der alten und neuen Literatur*, éd. par Hans Eichner, Paderborn [etc.] : Schöningh [etc.], 1961.

10 « Die europäische Literatur bildet ein zusammenhängendes Ganzes […] », Schlegel, Friedrich von : Geschichte der europaïschen Literatur (1803–1804), ds. : *idem* : *Wissenschaft der europaïschen Literatur*, p. 3–185, ici p. 5.

11 « National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Welt-Literatur ist an der Zeit und jeder muß jetzt dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen. » (Goethe, Johann

sane et de la lecture du *Divan* de Hafiz, si prégnants dans son *Divan occidental-oriental* (*West-östlicher Divan*) dont la version finale est publiée en 1827. Mais ce concept de *Weltliteratur* est peut-être aussi et surtout à rattacher au développement des échanges littéraires à l'intérieur de l'Europe (traductions de son œuvre en anglais et en français ; ouverture et développement de la critique étrangère dans les périodiques français, anglais ou italiens). *Le Globe* qui, fin 1827, consacre une discussion aux propositions de Goethe sur la *Weltliteratur* les présente d'ailleurs comme « l'aurore d'une littérature occidentale ou européenne »[12]. Comme le souligne Stefan Hoesel-Uhlig quand, en 1827, Goethe met en avant, avec le terme de *Weltliteratur*, l'idée d'une transformation dans la production et la réception de la littérature,

> […] Goethe remained a voraciously cosmopolitan reader, but his sense of impending change was most immediately provoked by the fact that his own works were increasingly discussed abroad […]. As Goethe explained to his publisher, his personal case shows that German writers are at least acknowledged by their European neighbours. 'Since they begin to concern themselves with us', he writes, it is 'especially now' that Germans face a reciprocal obligation to 'draw attention to foreign literature'.[13]

En d'autres termes, quel que soit l'intérêt de Goethe pour les littératures extra-occidentales, c'est avant tout une transformation dans la circulation de la littérature du monde européen que désigne l'expression *Weltliteratur*. Adrian Marino, quand il cherche à retracer l'évolution de l'idée de 'littérature européenne', va jusqu'à formuler les choses dans les termes suivants : « Pour Goethe, la *Weltliteratur* signifiait la littérature de l'Europe, plus précisément et avant tout la 'littérature de l'Ouest' »[14].

Si donc à la fois l'idée de littérature européenne et celle de littérature mondiale trouvent conjointement leur ancrage et leur force dans l'idée goethéenne de *Weltliteratur*, c'est parce que le concept a connu son essor à une époque où l'Europe pouvait suffire à constituer le monde. Si les deux idées, loin d'être antagonistes, étaient presque synonymes, c'est aussi parce que la pensée de la littérature qui est celle du romantisme allemand – qu'elle soit

Wolfgang von : *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, éd. par Karl Richter (Münchner Ausgabe), vol. 19 : Eckermann, Johann Peter : *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, éd. par Heinz Schlaffer, München : Hanser, 1986, p. 207. (« Le mot de littérature nationale ne signifie pas grand-chose aujourd'hui ; nous allons vers une époque de littérature universelle (*Weltliteratur*) ». Eckermann, Johann Peter : *Conversations de Goethe avec Eckermann*, trad. de Jean Chuzeville, éd. par Claude Roëls, Paris : Gallimard, 1988, p. 206).

12 *Le Globe. Recueil philosophique et littéraire* 4/91 (1827), p. 481.

13 Hoesel-Uhlig, Stefan : Changing Fields. The Directions of Goethe's *Weltliteratur*, ds. : Prendergast, Christopher (dir.) : *Debating World Literature*, London, New York : Verso, 2004, p. 26–53, ici p. 33–34.

14 Marino, Adrian : Histoire de l'idée de 'littérature européenne' et des études européennes, ds. : Didier (dir.) : *Précis de littérature européenne*, p. 13–17, ici p. 14.

pensée de la 'science littéraire *européenne*' ou de la *Welt*literatur – récuse la possibilité de penser la littérature en termes de littérature *nationale*. Que la *Weltliteratur* des romantiques puisse être considérée comme plus européocentrée qu'universelle, c'est assez peu discutable. Mais ce qu'il me semble important de garder en mémoire c'est que l'exaltation de la *Weltliteratur* est, dans son fondement même, condamnation du nationalisme 'littéraire' allemand et, du coup, de tout nationalisme. Le concept fonctionne donc à la fois pour réfuter une conception purement nationale de la littérature – c'est son objet explicite – et pour fonder – c'est sa conséquence – un européocentrisme contre lequel s'élèvent précisément aujourd'hui la plupart des théoriciens de la 'littérature mondiale'.

De fait aujourd'hui, et plus précisément après la fin des empires coloniaux, la notion de littérature mondiale est reprise pour contester la domination de la culture européenne ou pour attester la fin de cette domination. Et si au XIXe siècle, l'Europe constituant l'univers, la littérature européenne pouvait être pensée comme universelle, à partir du XXe siècle, le concept de littérature européenne ne fonctionne plus, comme à l'époque romantique, comme équivalent de littérature universelle mais par opposition, en ceci qu'il existe quelque chose qui n'est pas l'Europe et c'est donc une identité propre à la littérature européenne par opposition à une littérature non européenne qui est en question.

D'où ma gêne quand je lis que parallèlement à l'Europe politique et commerciale qui se construit aujourd'hui il faut affirmer une 'Europe de la culture'. Je ne suis pas sûre que dans le contexte du XXe siècle l'idée de 'littérature européenne' ait un sens autre que celui de signifier une forme d'enfermement et de repli identitaire. Etiemble, en 1963, évoquait déjà un « chauvinisme européen [qui], moins étroit, ne vaudrait pas beaucoup mieux que le chauvinisme français »[15]. Que la 'littérature européenne' constitue un moment de l'histoire de l'idée-littérature – certes. Que ce soit « à l'aune de l'Europe qu'il f[aille] mesurer l'impact des phénomènes dans la littérature », comme l'affirme avec force et sans modalisation Pascal Dethurens, auteur de *De l'Europe en littérature* (2002) et de l'article « Littérature européenne » dans l'état des lieux sur la recherche en littérature générale et comparée, publié par la Société Française de Littérature Générale et Comparée en 2007[16] : c'est sans doute vrai pour certains phénomènes de la littérature et à condition de contextualiser historiquement l'affirmation ; cela ne l'est certainement pas de façon générale et absolue ni comme affirmation d'un être-Européen du concept de littérature.

15 Etiemble : *Comparaison n'est pas raison. La Crise de la littérature comparée*, Paris : Gallimard, 1963, p. 19.

16 Dethurens, Pascal : Le concept de littérature européenne, ds. : Tomiche, Anne/Zieger, Karl (dir.) : *La Recherche en littérature générale et comparée en 2007. Bilan et perspectives*, Valenciennes : PU de Valenciennes [etc.], 2007, p. 301–311, ici p. 305.

L'idée de 'littérature européenne' ne me semble pas pouvoir être avancée en faisant l'économie d'une série de questions. Il y a tout d'abord celle, que je viens de poser, de son historicité : la 'littérature européenne' est-elle plus qu'un moment de l'histoire de l'idée littérature ? Il y a ensuite celle de son espace géographique et des frontières géographiques de cette 'littérature européenne', question que pose, par exemple, Mario Lavagetto dans un article de la *Revue de Littérature Comparée* de 2004 :

> [...] si l'on refuse de se limiter à conclure qu'il faut entendre par littérature européenne la littérature produite en différentes langues à l'intérieur des frontières de cette partie du monde que les atlas désignent sous le nom d'Europe, il faut alors identifier une spécificité, un ensemble de traits qui nous permettent de définir, de reconnaître, de classer un texte comme étant 'européen'.[17]

Est-ce l'espace, est-ce le temps – est-ce les deux et en s'articulant comment ? – qui fonde le concept de littérature européenne ? Et surtout, les concepts de 'littérature européenne' ou de 'littérature universelle' ne se forment qu'en opposition – à ce qui n'est pas 'littérature européenne' ou 'littérature universelle'. Pour définir une 'littérature européenne', il faut se demander en quoi elle se distingue d'une littérature non européenne. Pour éviter les écueils d'une définition purement géographique, c'est souvent la notion d'influence qui, plus ou moins explicitement, est invoquée. Comme le rappelle Mario Lavagetto, c'est ainsi que T. S. Eliot, en 1946, dans une série de conversations radiophoniques sur *The Unity of European Culture*, affirmait qu'entre sa poésie, celle de W. B. Yeats et celle de Rainer Maria Rilke, il existait un élément commun, emblème de 'l'unité de la culture européenne'[18] : toutes trois seraient difficilement imaginables sans l'existence d'une tradition française allant de Charles Baudelaire à Paul Valéry. L'évolution de la poésie entre le XIXe et le XXe siècle doit donc, selon Eliot, être pensée dans un contexte européen dans le cadre duquel se tisse une trame d'influences entre la France, l'Angleterre et l'Allemagne. Cela dit, après avoir reconnu cette généalogie européenne, Eliot ajoutait : « Les influences littéraires sont tellement compliquées que ce mouvement français devait lui-même beaucoup à un Américain d'origine irlandaise : Edgar Allan Poe. »[19] Mais alors, où commence et où s'arrête la 'littérature européenne' ? Les origines irlandaises de Poe sont-elles suffisantes pour lui conférer droit de cité dans la littérature européenne ? Et si le propos se maintient sur le plan des influences, ne risque-t-on pas d'arriver à la conclusion paradoxale que la littérature nord-américaine se pré-

---

17 Lavagetto, Mario : Dans le brouillard, les bibliothèques : Réflexions sur la littérature européenne, ds. : *Revue de Littérature Comparée* 311 (2004), p. 261–273, ici p. 268.

18 Voir Eliot, Thomas Stearns : The Unity of European Culture, ds. : *idem* : *Christianity and Culture*, New York : Harcourt Brace, 1949, p. 187–202, ici p. 189.

19 T. S. Eliot, cité par Lavagetto : Dans le brouillard, les bibliothèques, p. 265.

sente à notre conscience culturelle comme plus européenne que la littérature des pays scandinaves ?

L'assimilation littérature comparée – littérature européenne

La deuxième cause de gêne face à ce qui s'écrit en France autour de la littérature européenne tient à l'assimilation, qui est, à mon sens, une réduction, de la littérature comparée à la littérature européenne. Stratégiquement et dans le contexte politique français, cela s'explique : les programmes de français des collèges et des lycées ont introduit la catégorie d'œuvres de littérature européenne que les élèves doivent lire pendant leur scolarité ; c'est assurément une bonne chose que d'éveiller les collégiens et les lycéens à une littérature qui ne se réduise pas à du franco-français. Et cette catégorie d'œuvres de littérature européenne s'explique très facilement d'un point de vue politique… Mais faut-il, pour les comparatistes, enfourcher ce même cheval qui conduit à identifier littérature comparée et littérature européenne ?

A titre d'exemple, un ouvrage récent, par ailleurs très bien fait, très intéressant et très utile, paru en 2005 et qui s'adresse aux étudiants de premier cycle universitaire, s'intitule *Lectures européennes. Introduction à la pratique de la littérature comparée*[20]. Le jeu du titre et du sous-titre instaure donc une équivalence entre « lectures européennes » et « pratique de la littérature comparée ». L'introduction de l'ouvrage part d'une réflexion sur la notion de « comparaison » pour tenter de cerner certains des postulats de « l'approche comparatiste » ou de la « lecture comparatiste », à savoir l'importance de la prise en compte des relations qu'entretient un objet culturel avec d'autres. La question européenne – c'est-à-dire la question de la relation entre 'approche comparatiste' et 'littérature/culture européenne' – n'est pas posée explicitement. L'introduction se contente de glisser de la définition de l'approche comparatiste, comme prise en compte des systèmes de relations dynamiques, aux affirmations selon lesquelles une telle approche comparatiste permet donc de « reconstituer le parcours européen de certains modèles littéraires »[21] ou de montrer « que la prise en compte de [la] dimension européenne [des mouvements littéraires et artistiques] est indispensable pour comprendre leur mise en place et leur évolution »[22]. Sans doute peut-on effectivement poser que le romantisme est un mouvement culturel essentiellement européen et que le parcours de l'adjectif romantique permet de saisir que le romantisme, avant d'être une école littéraire polémique, est un mouvement culturel qui se met en place à la fin du siècle des Lumières… Mais, pour ne prendre qu'un exemple sur lequel je reviendrai dans un instant, comprendre le modernisme comme

20 Haquette : *Lectures européennes*.

21 Haquette : *Lectures européennes*, p. 18.

22 Haquette : *Lectures européennes*, p. 19–20.

un mouvement européen en excluant l'Amérique, c'est précisément ne pas rendre compte de la façon dont un tel mouvement se met en place dans un jeu de relations transatlantiques, c'est-à-dire dans un jeu de relations entre l'Europe et son dehors…

Cela dit, s'il y en a certains – en France en particulier – pour affirmer la consubstantialité de la littérature comparée et de la littérature européenne, il y en a aussi pour affirmer la consubstantialité de la littérature comparée et de la littérature mondiale. Selon Etiemble, il y aurait « même un Espagnol au moins, Guillermo de Torre, pour identifier *Weltliteratur* et *Littérature comparée* quand il se demande 'si le seul domaine qui voisine avec celui qu'entrevoit la *Weltliteratur* ne serait pas celui de la littérature comparée' »[23].

Plus récemment, Gail Finney, responsable éminente au sein de l'Association Américaine de Littérature Comparée, écrivait dans *Comparative Literature* en 1997 : « with his notion of *Weltliteratur*, [Goethe] in essence invented comparative literature »[24]. Trois années plus tard, dans la même revue, John Pizer renchérissait : « almost all studies of comparative literature's history recognize Goethe's *Weltliteratur* paradigm as seminal to the discipline's development »[25]. Dans la même veine, on peut lire dans *Debating World Literature* : « For comparative studies, Goethe's 'world literature' has never been far from the discipline's blueprints and retrospectives »[26].

Le rapprochement entre littérature mondiale et littérature comparée me semble tout aussi problématique que celui entre littérature européenne et littérature comparée dans la mesure où il conduit souvent à réduire la littérature comparée à un objet. De fait, penser la littérature mondiale comme la somme accumulative des textes écrits dans le temps et dans l'espace – ou penser la littérature européenne comme la somme des textes écrits dans l'ensemble Europe (que cet ensemble soit défini géographiquement, linguistiquement, culturellement ou historiquement) –, puis identifier littérature européenne ou mondiale et littérature comparée, c'est définir la littérature comparée par son (ses) objet(s). Et c'est perdre de vue, ou mettre au second plan, que la littérature comparée est avant tout une méthode critique, qui repose sur la *confrontation* et la constitution de *systèmes* de mises en relation. Cela dit, certains, comme par exemple Franco Moretti, affirment avec force que « la littérature mondiale n'est pas un objet, mais un *problème*, et un problème qui exige une nouvelle méthode critique »[27]. Et il ajoute que personne n'a jamais trouvé une

---

23 Etiemble : *Essais de littérature (vraiment) générale*, p. 17.

24 Finney, Gail : Of Walls and Windows : What German Studies and Comparative Literature Can Offer Each Other, ds. : *Comparative Literature* 49 (1997), p. 259–266, ici p. 261.

25 Pizer, John : Goethe's 'World Literature' Paradigm and Contemporary Cultural Globalization, ds. : *Comparative Literature* 52 (2000), p. 213–227, ici p. 214.

26 Hoesel-Uhlig : Changing Fields, p. 27.

27 Moretti, Franco : Hypothèses sur la littérature mondiale, ds. : *Etudes de lettres. Revue de la Faculté des Lettres de l'Université de Lausanne* 2/2001, p. 9–24, ici p. 11 (traduction par Raphaël

méthode ou une théorie en lisant simplement un plus grand nombre de textes. D'où son hypothèse, qui est que, pour rendre compte du système-monde de la littérature aujourd'hui, une approche privilégiant ce qu'il appelle *distant reading* – la distance aux textes – permet à la fois de renouveler les méthodes de la littérature comparée (de renouveler en particulier l'accent mis jusqu'alors sur la *close reading*) et d'éclairer le système mondial de la littérature et la façon dont ce système traverse certains textes. Certes. Mais on fera néanmoins deux remarques. D'abord, la littérature comparée peut ainsi éclairer des systèmes qui ne sont pas nécessairement 'mondiaux' – Moretti lui-même écrit un *Atlas du roman européen*[28] et donc restreint le « système monde » de la littérature au système Europe. La *distant reading* n'éclaire donc pas, par essence, le système mondial de la littérature ; rien n'interdirait d'envisager une telle approche sur des littératures nationales. Ensuite, on peut se demander pourquoi il faudrait priver la littérature comparée de la *close reading* de textes qui *font système* – et qui ne font système de façon pertinente ni à l'échelle 'mondiale' ni à l'échelle 'européenne' mais simplement en tant qu'objet construit et justifié par l'approche : pourquoi, par exemple, se priver de la mise en relation entre *As I Lay Dying* de Faulkner et sa reprise (reprise de la technique de la polyphonie narrative) par Louis-René Des Forêts dans *Les Mendiants* ? Le système de ces deux textes se conçoit à l'échelle du 'micro' et non du 'macro', entre Amérique et France…

Que la littérature comparée soit la discipline la mieux armée – méthodologiquement et théoriquement – pour aborder et la littérature européenne et la littérature mondiale, j'en suis convaincue. Mais il faut que la littérature comparée se garde de s'identifier à et par ses objets (qu'ils soient européens ou mondiaux) et de faire passer au second plan la réflexion sur ses méthodes.

Modernité littéraire et littérature européenne

La troisième cause de gêne que je voudrais évoquer, face à l'usage fait de l'idée de 'littérature européenne', tient aux associations faites entre littérature européenne et modernité(s). De fait, peut-on postuler que la modernité (les modernités dans leur diversité) serait d'essence européenne ?

C'est en tout cas ce que fait, par exemple, Pascal Dethurens. Citant Michel Raimond qui, dans *La Crise du roman français, des lendemains du naturalisme aux années vingt*, souligne que cette période est celle où l'on découvre, en France, Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Joseph Conrad, Miguel de Una-

---

Micheli d'un exposé fait à l'Académie italienne de l'Université de Columbia en février 1999).

28 Moretti, Franco : *Atlante del romanzo europeo 1800–1900*, Torino : Einaudi, 1997 ; édition anglaise 1998 ; traduction française publiée à Paris, Seuil, 2000.

muno, Fedor Dostoïevski ou encore Luigi Pirandello, Pascal Dethurens en conclut : « Ainsi naît véritablement l'hypothèse conceptuelle de la littérature européenne à l'aube de la modernité »[29]. L'aube de la modernité est donc associée à l'« hypothèse conceptuelle de la littérature européenne » – parce que la France découvre les littératures étrangères (la liste est d'ailleurs fort opportunément pour le propos réduite à des auteurs européens). Dethurens n'est pas le seul à effectuer une telle association. En 1988, Henri Meschonnic commençait le chapitre intitulé « Où a lieu la modernité ? » de *Modernité, Modernité* en affirmant : « La modernité. Inutile d'ajouter : occidentale. La modernité est européenne. Et si on appelle Occident l'Europe plus l'Amérique du Nord, elle est occidentale »[30]. Plus récemment, un ouvrage comme la volumineuse histoire de la littérature européenne publiée sous la direction d'Annick Benoît-Dusausoy et de Guy Fontaine, *Lettres européennes*[31], consacre tout un chapitre, intitulé « modernisme et avant-garde », aux modernités européennes et passe en revue « la modernité en France », « le modernisme en Angleterre », « d'autres tendances modernistes » (où l'on retrouve Rilke, Thomas Mann, Alfred Döblin, Fernando Pessoa, Pirandello, Marina Tsvetaïeva ou Vladimir Nabokov), « la révolte futuriste », « l'expressionnisme », « la révolte dadaïste », « le surréalisme », etc. Le présupposé sur lequel reposent les analyses d'un tel chapitre est celui d'une identité européenne de ce qui est désigné par « modernité », « modernisme » et « avant-garde ». Or, un tel présupposé, s'il permet effectivement d'affirmer une Europe de la culture, est très problématique. Contrairement à des moments de l'histoire littéraire comme le romantisme ou le baroque, le modernisme – sous ses différentes appellations de modernité, *modernism*, *modernismo* – pose problème dans le cadre d'une approche 'européenne' du fait littéraire.

Je n'entrerai pas dans l'histoire ni dans la cartographie théorique de la catégorie esthétique du 'modernisme'[32] – catégorie qui varie et a évolué dans l'espace et dans le temps, les termes de 'modernité' et *modernism*, par exemple, ne recouvrant pas exactement la même chose selon que l'on se place du point de vue de la tradition critique française ou anglophone. Non seulement les deux traditions critiques et historiographiques ne se recoupent pas, mais de plus ce que désigne le concept a évolué au sein même de chacune de ces deux traditions. Les histoires de la 'littérature européenne' qui s'attachent à présenter le 'modernisme' comme un mouvement européen recourent en général, et c'est le cas des *Lettres européennes*, à une définition du mouvement qui combine

29 Dethurens, Pascal : *De l'Europe en littérature. Création littéraire et culture européenne au temps de la crise de l'esprit (1918–1939)*, Genève : Droz, 2002, p. 304.

30 Meschonnic, Henri : *Modernité, Modernité*, Lagrasse : Verdier, 1988, p. 27.

31 Benoit-Dusausoy, Annick/Fontaine, Guy : *Lettres européennes. Manuel universitaire d'histoire de la littérature européenne*, Louvain : De Boeck, 2007.

32 Je me permets de renvoyer à Tomiche, Anne/Garnier, Xavier (dir.) : *Modernités occidentales et extra-occidentales*, n° spécial *Itinéraires. Littérature, Textes, Cultures* 3 (2009).

des critères formels – « rejet de la tradition littéraire », « parti pris de la nouveauté » – et idéologiques – « refus global du matérialisme et de la société bourgeoise »[33] – pour reprendre les formulations des *Lettres européennes*. Même en s'en tenant à cette définition, comment comprendre le renouveau du roman moderne sans mettre en relation les expérimentations de James Joyce et Virginia Woolf avec celles de William Faulkner et John Dos Passos ? Que ce soit par leur désir de 'saisir la vérité de la vie', leur refus de l'intrigue et du récit continus (caractéristiques du modernisme en Angleterre), Faulkner et Dos Passos s'inscrivent pleinement dans ce mouvement de remise en question et de renouvellement romanesque. Comment comprendre ce qui se joue dans le domaine de la poésie si l'on se contente de penser la poésie moderniste de langue anglaise en référence à T. S. Eliot et Ezra Pound, considérés comme Européens malgré leur naissance et leur éducation américaines, et si l'on n'envisage pas les relations que les expérimentations d'Eliot et Pound entretiennent avec celles d'une Gertrude Stein ou d'un Wallace Stevens ? Marjorie Perloff a bien montré, il y a longtemps déjà, comment l'opposition Pound *vs* Stevens (opposition entre la poétique et les options politiques des deux auteurs et opposition entre deux traditions critiques qui érigent l'un ou l'autre en parangon moderne) pose toute une série de questions cruciales quant au sens du modernisme et au sens de la poésie dans l'histoire et la théorie littéraires.[34] Le renouveau romanesque et poétique du premier quart du vingtième siècle semble difficilement pouvoir être circonscrit à l'Europe et, même si l'Europe en a indéniablement été l'un des centres, il semble difficile de comprendre le fonctionnement de ce centre sans le mettre en relation (et dans une relation à double sens) avec la scène littéraire nord-américaine de l'époque.

La même remarque pourrait être faite à propos de l'Amérique latine et du modernisme brésilien, par exemple. Tania Carvalhal a bien insisté[35] sur le fait que la littérature brésilienne, et tout particulièrement le *modernismo* brésilien, se sont construits à partir d'un ensemble complexe de relations 'intra-américaines' (avec l'Amérique du Nord et avec les autres pays d'Amérique latine) et de relations 'américano-européennes' (relations avec le Portugal, l'Espagne et la France). Alors que pendant longtemps les chercheurs européens ont considéré que la modernité et le modernisme irradiaient à partir de centres européens, bon nombre de chercheurs brésiliens remettent aujourd'hui en question ce paradigme du 'Paris, capitale culturelle de l'Amérique latine' pour

33 Benoit-Dusausoy/Fontaine : *Lettres européennes*, p. 610.

34 Perloff, Marjorie : Pound/Stevens : whose era ?, ds. : *idem* : *The Dance of the Intellect. Studies in the Poetry of the Pound Tradition*, Cambridge [etc.] : Cambridge UP, 1985, p. 1–32.

35 Carvalhal, Tania : Culturas e Contextos, ds. : Coutinho, Eduardo F. (dir.) : *Fronteiras Imaginadas : Cultura Nacional/Teoria Internacional*, Rio de Janeiro : Aeroplano, 2001, p. 147–154.

souligner un mouvement à double sens, ancré à la fois dans l'hétérogénéité dynamique du Brésil et dans l'autorité culturelle de la France.

Une telle remise en question de la centralité du modernisme européen 'irradiant' jusqu'au Brésil était déjà au cœur des travaux d'Oswald de Andrade, acteur majeur du modernisme brésilien, qui souligne l'importance de ce qu'il appelle 'modernisme international', au sein duquel la relation que le modernisme brésilien entretient avec l'Europe n'est pas seulement celle d'une 'acclimatation' ou d'une 'importation' du modernisme européen. Entre le manifeste *Pau Brésil* (1924) et le manifeste *Antropofagia* (1928), il y a tout l'écart entre une pensée du modernisme élaborée 'dans le sillage' de la modernité européenne incarnée par Guillaume Apollinaire et Blaise Cendrars et une pensée du modernisme visant à affirmer l'indépendance et la spécificité d'un modernisme brésilien. Andrade le souligne d'ailleurs lui-même en 1928 : « Toutes nos réactions se faisaient généralement à l'intérieur du tramway de la civilisation importée. Il faut sauter du tramway, nous devons mettre le feu au tramway. »[36] En 1928, Andrade érige donc 'l'anthropophagie' en principe théorique permettant d'affirmer une spécificité brésilienne qui ne soit pas une émanation de l'Europe ou de l'Occident : le 'cannibalisme' symbolique, que désigne le terme d''anthropophagie', devient le moyen pour le modernisme brésilien de s'affirmer contre la domination culturelle européenne et de renverser la relation allant de l'Europe vers le Brésil (relation selon laquelle le modernisme brésilien se définit à partir du modernisme européen et comme 'importation'), en soulignant ce que le 'primitivisme' du modernisme européen[37] et plus largement les pratiques modernistes européennes 'importent' de l'Amérique latine pré-coloniale : « Nous avions déjà la langue surréaliste », affirme le *Manifeste Antropophage* ; c'est donc l'Européen qui a 'importé', 'volé' le 'primitif'. L'assimilation anthropophagique serait inscrite dans les traditions du Brésil, puisqu'elle serait le pendant d'une coutume propre à certaines tribus d'Indiens du Brésil, celle de la dévoration rituelle de l'étranger – les procédés surréalistes ayant, en ce sens, assimilé les mythes des Indiens du Brésil. Et l'on connaît la réécriture célèbre qui sert d'ouverture au manifeste : « Tupi or not Tupi : that is the question » – qui fonctionne comme exemple de cannibalisme sur Shakespeare et comme célébration des Tupi.

L'affirmation selon laquelle la modernité littéraire est d'essence européenne ou – autre variante de la même proposition – l'affirmation que « l'idée d'Europe est la seule idée fédératrice susceptible d'unifier les classiques de la

36 Oswald de Andrade, Interview, ds. : *O Minas Gerais*, 13 mai 1928. « Todas as nossas reacções costumam-se ser dentro do bonde da civilização importada. Precisamos saltar do bonde, precisamos queimar o bonde » (cité par White, Erdmute Wenzel : *Les Années vingt au Brésil : le modernisme et l'avant-garde internationale*, Paris : Editions Hispaniques, 1972, p. 69).

37 Qu'il s'agisse, par exemple, du « Manifeste Cannibale Dada » de Francis Picabia, 1920 ou de la revue *Cannibale*, sous la direction de Picabia, parue en avril et mai 1920.

modernité »[38] semble donc problématique tant il apparaît difficile d'en exclure l'Amérique du Nord ou le Brésil, pour ne prendre que les deux exemples que j'ai évoqués. On connaît la thèse, qui s'est développée depuis une dizaine voire une quinzaine d'années, essentiellement dans le domaine des sciences sociales et géopolitiques, des *alternative modernities* : il s'agit de l'idée selon laquelle, pour reprendre la formulation de Fredric Jameson, « there can be a modernity for everybody which is different from the standard or hegemonic Anglo-saxon model »[39], et il est intéressant de noter que dans la formulation de Jameson, le modèle standard et hégémonique n'est pas le modèle européen mais le modèle anglo-saxon. Dans cette perspective, il faut prendre en compte une (ou des) modernité(s) latino-américaine, indienne, africaine etc. Terry Eagleton parlait, lui, – ce n'est pas à propos des modernités littéraires mais plus largement à propos de ce qu'il appelle 'idéologie de l'esthétique'[40] – d''hybridité géopolitique' et l'expression me semble appropriée pour appréhender le phénomène pluriel des modernités à l'échelle internationale. A l'instar des historiens qui, aujourd'hui, cherchent à 'décentraliser' l'Histoire,[41] il s'agirait donc de 'décentraliser' l'historiographie critique des modernités littéraires. C'est assurément dans l'articulation entre une approche locale et localisée (à la fois dans l'espace et dans le temps) et une approche globale et planétaire que réside la clé de la réussite d'un tel décentrement. Il présuppose, en tout cas, que la modernité n'est pas une affaire européenne et que des 'modernités alternatives' sont à repérer et à explorer ailleurs qu'en Europe.

Le concept de 'littérature européenne' n'est nullement aussi évident qu'on veut bien souvent nous le faire croire. Il a une historicité et il ne peut être pensé que dans son histoire. Précisément, dans le contexte d'une telle histoire, le moment que nous vivons aujourd'hui n'est peut-être plus celui de la littérature européenne, mais celui dans lequel la notion de littérature européenne doit être comprise comme un moment de l'histoire du concept de littérature. La littérature comparée n'a alors rien à gagner à trop s'identifier à des 'lectures européennes'…

38 Dethurens : *De l'Europe en littérature*, p. 10.

39 Jameson, Fredric : *A Singular Modernity. Essay on the Ontology of the Present*, London, New York : Verso, 2002, p. 12.

40 Eagleton, Terry : *The Ideology of the Aesthetic*, Oxford : Blackwell, 1990.

41 Voir, par exemple, Chakrabarty, Dipesh : *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton [etc.] : Princeton UP, 2000 (rééd. avec une nouvelle préface en 2008).

Bibliographie sélective

Backès, Jean-Louis : *La Littérature européenne*, Paris : Belin, 1996.

Behler, Ernst : Editionsbericht, ds. : Schlegel : *Wissenschaft der europaïschen Literatur*, p. IX–LIII.

Benoit-Dusausoy, Annick/Fontaine, Guy : *Lettres européennes. Manuel universitaire d'histoire de la littérature européenne*, Louvain : De Boeck, 2007.

Carvalhal, Tania : Culturas e Contextos, ds. : Coutinho, Eduardo F. (dir.) : *Fronteiras Imaginadas : Cultura Nacional/Teoria Internacional*, Rio de Janeiro : Aeroplano, 2001, p. 147–154.

Chakrabarty, Dipesh : *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*, Princeton [etc.] : Princeton UP, 2000 (rééd. avec une nouvelle préface en 2008).

Colloque organisé le 11 décembre 2007 sur l'enseignement des littératures européennes. Rapport d'information de M. Jacques Legendre, fait au nom de la délégation à l'Assemblée du Conseil de l'Europe n° 221 (2007–2008) – 27 février 2008, http://www.senat.fr/rap/r07-221/r07-2212.html (15/06/2008).

Dethurens, Pascal : *De l'Europe en littérature. Création littéraire et culture européenne au temps de la crise de l'esprit (1918–1939)*, Genève : Droz, 2002.

Dethurens, Pascal : Le concept de littérature européenne, ds. : Tomiche, Anne/Zieger, Karl (dir.) : *La Recherche en littérature générale et comparée en 2007. Bilan et perspectives*, Valenciennes : PU de Valenciennes [etc.], 2007, p. 301–311.

Didier, Béatrice : Etudier la littérature européenne ?, ds. : *idem* (dir.) : *Précis de littérature européenne*, Paris : PUF, 1998, p. 1–9.

Eagleton, Terry : *The Ideology of the Aesthetic*, Oxford : Blackwell, 1990.

Eckermann, Johann Peter : *Conversations de Goethe avec Eckermann*, trad. de Jean Chuzeville, éd. par Claude Roëls, Paris : Gallimard, 1988.

Eliot, Thomas Stearns : The Unity of European Culture, ds. : *idem* : *Christianity and Culture*, New York : Harcourt Brace, 1949, p. 187–202.

Etiemble : *Comparaison n'est pas raison. La Crise de la littérature comparée*, Paris : Gallimard, 1963.

Etiemble : *Essais de littérature (vraiment) générale*, Paris : Gallimard, 1975 [^{1}1973].

Etiemble : *Quelques essais de littérature universelle*, Paris : Gallimard, 1982.

Finney, Gail : Of Walls and Windows : What German Studies and Comparative Literature Can Offer Each Other, ds. : *Comparative Literature* 49 (1997), p. 259–266.

Gaonkar, Dilip Parameshwar (dir.) : *Alternative Modernities*, Durham : Duke UP, 2001.

Le Globe. Recueil philosophique et littéraire 4/91 (1827).

Goethe, Johann Wolfgang von : *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*, éd. par Karl Richter (Münchner Ausgabe), vol. 19 : Eckermann, Johann Peter : *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, éd. par Heinz Schlaffer, München : Hanser, 1986.

Haquette, Jean-Louis : *Lectures européennes. Introduction à la pratique de la littérature comparée*, Rosny-sous-Bois : Bréal, 2005.

Hoesel-Uhlig, Stefan : Changing Fields. The Directions of Goethe's *Weltliteratur*, ds. : Prendergast, Christopher (dir.) : *Debating World Literature*, London, New York : Verso, 2004, p. 26–53.

Jameson, Fredric : *A Singular Modernity. Essay on the Ontology of the Present*, London, New York : Verso, 2002.

Lavagetto, Mario : Dans le brouillard, les bibliothèques : Réflexions sur la littérature européenne, ds. : *Revue de Littérature Comparée* 311 (2004), p. 261–273.

Marino, Adrian : Histoire de l'idée de 'littérature européenne' et des études européennes, ds. : Didier (dir.) : *Précis de littérature européenne*, p. 13–17.

Meschonnic, Henri : *Modernité, Modernité*, Lagrasse : Verdier, 1988.

Moretti, Franco : *Atlante del romanzo europeo 1800–1900*, Torino : Einaudi, 1997.
Moretti, Franco : Hypothèses sur la littérature mondiale, ds. : *Etudes de lettres. Revue de la Faculté des Lettres de l'Université de Lausanne* 2/2001, p. 9–24.
Perloff, Marjorie : Pound/Stevens : whose era ?, ds. : *idem* : *The Dance of the Intellect. Studies in the Poetry of the Pound Tradition*, Cambridge [etc.] : Cambridge UP, 1985, p. 1–32.
Pizer, John : Goethe's 'World Literature' Paradigm and Contemporary Cultural Globalization, ds. : *Comparative Literature* 52 (2000), p. 213–227.
Prendergast, Christopher (dir.) : *Debating World Literature*, London, New York : Verso, 2004.
Schlegel, Friedrich von : *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, éd. par Ernst Behler, partie 1 : *Kritische Neuausgabe*, vol. 6 : *Geschichte der alten und neuen Literatur*, éd. par Hans Eichner, Paderborn [etc.] : Schöningh [etc.], 1961.
Schlegel, Friedrich von : *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, éd. par Ernst Behler, partie 2 : *Schriften aus dem Nachlaß*, vol. 11 : *Wissenschaft der europaïschen Literatur. Vorlesungen, Aufsätze und Fragmente aus der Zeit von 1795–1804*, Paderborn [etc.] : Schöningh [etc.], 1958.
Schlegel, Friedrich von : Geschichte der europaïschen Literatur (1803–1804), ds. : *idem* : *Wissenschaft der europaïschen Literatur*, p. 3–185.
Tomiche, Anne/Garnier, Xavier (dir.) : *Modernités occidentales et extra-occidentales*, n° spécial *Itinéraires. Littérature, Textes, Cultures* 3 (2009).
White, Erdmute Wenzel : *Les Années vingt au Brésil : le modernisme et l'avant-garde internationale*, Paris : Editions Hispaniques, 1972.

Marc Maufort

Performing Europe's 'Others:' Towards a Postcolonial Reinterpretation of the Shakespearean Canon

Cet essai propose une réévaluation de l'eurocentrisme de Shakespeare à la lumière des théories postcoloniales de Homi K. Bhabha et de W. E. B. Du Bois. Une telle analyse de trois pièces problématiques de Shakespeare, The Merchant of Venice*,* Othello *et* The Tempest*, suggère que, loin de refléter parfaitement le racisme ambiant de l'époque élisabéthaine, ces textes se prêtent aisément à une relecture fidèle aux sensibilités postcoloniales de l'Europe du XXI*[e] *siècle. Cet essai consacre une attention particulière aux concepts de 'double conscience' (Du Bois), d'hybridité culturelle, de l''entre-deux' culturel et des stratégies de mimique (Bhabha) qui caractérisent les personnages shakespeariens. Vues sous cet angle, ces œuvres évoquent un Shakespeare plus attentif que l'on ne pourrait le croire a priori aux mécanismes d'oppression auxquels les 'Autres' de l'Europe étaient confrontés. Dans* The Merchant of Venice*, Shylock succombe à son hybridité culturelle, à son incapacité, en tant qu''Autre' situé à l'intersection de deux cultures, à décoder correctement les rouages de la société vénitienne dont il est le jouet. Othello peut être considéré comme une victime tragique de l'entre-deux culturel qui le caractérise. Le meurtre de Desdémone dont il est l'auteur en vient alors à symboliser son refus d'accepter les défauts de la société vénitienne qu'il a vénérée au mépris de sa propre identité culturelle. De même, dans* The Tempest*, Prospero peut être interprété comme une incarnation métaphorique des contradictions inhérentes au projet colonialiste de son époque. Sous son joug, Caliban endure les affres de l'entre-deux culturel qui avaient déjà condamné Othello à une fin tragique. En conclusion, cet essai souligne la flexibilité du texte shakespearien qui offre des possibilités de lecture aussi multiples que les différentes époques dans lesquelles son théâtre continue à être admiré.*

Dieser Aufsatz schlägt eine Neubewertung von Shakespeares Eurozentrismus im Lichte der postkolonialen Theorien von Homi K. Bhabha und W. E. B. Du Bois vor. Eine Analyse dreier in dieser Hinsicht problematisch erscheinender Stücke Shakespeares, The Merchant of Venice*,* Othello *und* The Tempest*, zeigt, dass diese Texte durchaus nicht perfekt den Rassismus des elisabethanischen Zeitalters spiegeln, sondern auch einer Lesart unterzogen werden können, die der Sensibilität für postkoloniale Fragen im Europa des 21. Jahrhunderts entspricht. Der hier vorliegende Beitrag beschäftigt sich besonders mit den Konzepten der* double consciousness *(Du Bois), der kulturellen Hybridität und der Strategien des* in-between *und des* mimicry *(Bhabha), die die Figuren Shakespeares bestimmen. Dabei zeigt sich ein Shakespeare, der den Unterdrückungsmechanismen, denen die ‚Anderen' ausgesetzt sind, wesentlich mehr Aufmerksamkeit schenkt, als man zunächst*

vermuten würde. In The Merchant of Venice *wird Shylock Opfer seiner kulturellen Hybridität, seiner Unfähigkeit, als ‚Anderer' zwischen zwei Kulturen die Maschinerie der venezianischen Gesellschaft korrekt zu dekodieren, deren Spielball er wird. Othello kann als tragisches Opfer des kulturellen* in-between *bezeichnet werden, das ihn charakterisiert. Der Mord an Desdemona, den er begeht, symbolisiert letztlich seine Weigerung, die Schattenseiten der venezianischen Gesellschaft zu akzeptieren, welche er unter Missachtung seiner eigenen kulturellen Identität verehrte. Im gleichen Sinne kann Prospero in* The Tempest *als metaphorische Inkarnation der Widersprüche interpretiert werden, die das koloniale Projekt seiner Zeit bestimmen. Unter Prosperos Joch muss Caliban die Qualen des kulturellen* in-between *erdulden, die schon Othello zu einem tragischen Ende verurteilt hatten. Zusammenfassend kann man sagen, dass dieser Beitrag die Flexibilität des shakespeareschen Textes unterstreicht: Dieser ist so vielen verschiedenen Lesarten zugänglich, wie es Epochen gibt, in denen Shakespeares dramatisches Werk bewundert wurde und wird.*

Under various theatrical shapes, stage representations of Europe's 'Others' abound in the entire history of Western drama. These enactments are particularly problematic for the sensitivities of early twenty-first century readers and theatre-goers in three of Shakespeare's most canonical works. Using these three Shakespearean plays as case studies, this essay seeks to shed additional light on the vision of Europe's 'Others' displayed in *The Merchant of Venice*, *Othello*, and *The Tempest*, at a time when Europe, and our globalized world at large, is becoming increasingly multi-ethnic.

In the late twentieth century, Shakespeare's body of plays came to be viewed as the incarnation of the hegemonic project of a Eurocentric humanism, i. e. as works which relied on an essentialist notion of humanism and encoded specifically European notions of eternal values such as love, hate, passion, honour etc… While for centuries Shakespeare's works had time and again been praised as the vehicles of these presumably universal values, in the second half of the twentieth century, with the advent of postmodernism and deconstruction, it became increasingly clear that these values, far from being universal, emanated from a distinctly European worldview, firmly anchored in a particular historical era. My aim in this essay is not to reject these deconstructivist reinterpretations, which I believe to have contributed to a healthy questioning of the European canon, but to recast them in the context of postcolonial studies and comparative literature methods of analysis. In doing so, I hope to offer a more differentiated understanding of Shakespeare's plays as a critique of European hegemony. My project is not to erase the reality of racism inherent in Shakespeare's plays in an over-sentimentalized recuperation of his humanism for liberal twenty-first century audiences. I acknowledge the fact that racism could not have the same connotation for Elizabethan theatregoers as for today's public and that Shakespeare probably shared his contemporaries' mixed feelings towards Europe's 'others.' However, I contend that a legitimate contemporary discussion of Shakespeare's

plays forces us to reconsider the presumed racial bias of the three problematic plays under scrutiny in this essay.

First, I would argue that the alleged negative attitude towards the non-European 'Other' embedded in Shakespeare's plays has often been misinterpreted, often by postcolonial writers themselves. The recent postcolonial critique of Shakespeare's universalism has perhaps too strongly underlined the bard's lack of respect towards the racialized or multi-ethnic 'Other.' As a result, Shakespeare's discourse has been perceived as reinforcing Europe's colonialist project. A superficial decoding of Shakespeare's portrayal of the Moor Othello as a naïve foreigner would seem to bear this out. In one of his plays, Caribbean playwright Derek Walcott even goes as far as presenting Shakespeare as a perpetrator of crimes against humanity.[1] However, I argue that many postcolonial rewritings of *The Tempest* have too easily conflated Shakespeare's own view of Caliban with Prospero's derogatory vision of him.[2] My question then is as follows: should we consider that Shakespeare's plays simply voice and reflect the racial prejudices so prevailing in his time? Even if we agree that Eurocentrism is a twentieth century concept whose underlying philosophy could only have been the predominant discourse of the Elizabethan age, I suggest that careful attention to Shakespeare's texts invites us to qualify this negative assessment of the bard's work. I propose to re-examine this issue in the light of recent postcolonial theories, which may appear anachronistic in the case of an Elizabethan playwright, but which help us balance our understanding of Shakespeare's positioning. Following in the footsteps of Shakespearean scholar Kiernan Ryan, I shall use contemporary literary theory to offer a new reading of the three above-mentioned Shakespearean plays.[3] Like Kiernan Ryan, I would argue that Shakespeare's text lends itself to multiple reinterpretations according to the prevailing philosophy of a particular age, even if Shakespeare himself may not have been aware of this. His dramatic texts have a life of their own, as it were – and that is perhaps an indication of great art, after all.

---

1 Further discussion of these revisions of Shakespeare can be found in Loomba, Ania/ Orkin, Martin (eds.): *Post-Colonial Shakespeares*, London, New York: Routledge, 1998 (see in particular, pp. 1–19 & 143–163), as well as in Alexander, Catherine M. S./Wells, Stanley (eds.): *Shakespeare and Race*, Cambridge: Cambridge UP, 2000 (see in particular pp. 1–22, 23–36, 64–81, 124–138, & 165–176). My essay offers a similar approach to Shakespeare while emphasizing the European context. In addition, I privilege dramaturgical close-readings of scene sequences throughout the works considered.

2 For additional information on contemporary re-appropriations of this particular play, the reader may consult Zabus, Chantal: *Tempests After Shakespeare*, New York: Palgrave, 2002.

3 Unlike Kiernan Ryan's (*Shakespeare*, New York [etc.]: Harvester Wheatsheaf, 1989), my analysis involves the use of postcolonial theory. Relevant passages in his book can be found on pp. 16–23, 83–89, & 147–157.

In this essay, along the lines of critics like Helen Gilbert[4], I shall use the term 'postcolonial' not only to designate the literatures in English that emerged in formerly colonized Commonwealth countries, but also to signify an attitude of resistance towards the former centre of the Empire, i. e. Europe. In this sense, the term 'postcolonial' can already be used when dealing with writers pre-dating the era of decolonization.

Postcolonial theory is particularly useful for a re-interpretation of Shakespeare's plays. Early examples of postcolonial theory can be found in the writings of W. E. B. Du Bois, who articulated the concept of 'double-consciousness.' Du Bois used this notion to refer to the process that forced African Americans to conceive of their own identities as forged through the eyes of the predominant White society. In *The Souls of Black Folk*, Du Bois asserted: "It is a peculiar sensation, this double-consciousness, this sense of always looking at one's self through the eyes of others […]."[5]

Especially critical in this discussion are Homi K. Bhabha's theories developed in *The Location of Culture*. Bhabha underlines the positive aspect of hybridity while erasing its racial connotations of impurity inherited from nineteenth century thinking. He rejects the notion of a clear-cut dichotomy between Europe and its colonies. His notions of hybridity or 'in-betweenness' suggest a flexible pattern of reciprocal cultural exchange between colonized and colonizer:

> Hybridity […] unsettles the mimetic or narcissistic demands of colonial power but reimplicates its identifications in strategies of subversion that turn the gaze of the discriminated back upon the eye of power.[6]

Bhabha's work thus implies a celebration of postcolonial hybridity. The critic coins the concept of 'in-betweenness,' often typical of the postcolonial condition: formerly colonized nations have inherited both European and local values. This blurring of boundaries can thus prove to be a source of new energy. Bhabha's definition of the notion of 'mimicry' is also of paramount importance. The colonized subject resorts to mimicry, an affect of hybridity,[7] to unsettle the artistic domination of Western hegemony. This use of mimicry is clearly subversive and creates an ambivalent, hybrid "Third Space."[8] It projects a desire for a

4 See Gilbert, Helen: *(Post)colonial Stages. Critical & Creative Views on Drama, Theatre & Performance*, Hebden Bridge: Dangaroo Press, 1999, p. 1.

5 Du Bois, W. E. B.: The Souls of Black Folk, in: *Writings*, New York: The Library of America, 1986, p. 357–454, p. 364.

6 Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*, London: Routledge, 1994, p. 112.

7 See Bhabha: *The Location of Culture*, p. 120.

8 Bhabha: *The Location of Culture*, p. 36.

> reformed, recognizable Other, as a subject of difference that is almost the same, but not quite. […] the discourse of mimicry is constructed around an ambivalence; […] mimicry emerges as the representation of a difference that is itself a process of disavowal. Mimicry […] poses an immanent threat to both 'normalized' knowledges and disciplinary powers.[9]

Thus, Bhabha envisions mimicry as a double process of the colonized's wish to resemble the colonizer and the latter's desire to make sure that the colonized subject faithfully imitates the predominant culture. Thus, mimicry may be a technique of subversion based on a feigned imitation that may reveal the colonized subject's unavowed thirst for emancipation. Beneath a varnish of servile imitation, then, the colonized subject manages to reaffirm subtle signs of his/her cultural memory. Moreover, these concepts display similiarities to Stuart Hall's notion of identity as a perpetual process of change:

> Perhaps instead of thinking of identity as an already accomplished fact […] we should think, instead, of identity as a 'production' which is never complete, always in process, and always constituted within, not outside, representation.[10]

Du Bois's, Bhabha's, and Hall's concepts are frequently used in postcolonial studies, even retrospectively, i. e. in contexts foreign to the postcolonial era. In this essay, I shall try to show how, with the aid of these theories, some of Shakespeare's works foreshadow issues of hybridity and multiculturalism so typical of today's globalized world, especially in the context of European culture.

The Merchant of Venice

The Merchant of Venice, a comedy revolving around love relationships, was probably produced for the first time in the 1596–97 theatrical season. It can be described as a tragi-comedy, in which the negative portrayal of Shylock, the Jewish usurer, has often led critics to underline Shakespeare's anti-semitic attitude. However, since the 1980s, critics have moved towards a reappraisal of this hasty condemnation of the play, employing to that effect postcolonial theory.[11] Their studies have often led to the radical view of the Jew as a vic-

9 Bhabha: *The Location of Culture*, p. 86.

10 Hall, Stuart: Cultural Identity and Diaspora, in: Williams, Patrick/Chrisman, Laura (eds.): *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory*, New York, London: Harvester Wheatsheaf, 1993, p. 392–403, here p. 392.

11 I am of course aware that notions of 'race' and 'racism' in Shakespeare's time differed from our own. Race could then be used to refer to social, cultural, and religious differences, as Ania Loomba brilliantly demonstrates in her essay 'Delicious Traffick:' Racial and Religious Difference on Early Modern Stages, in: Alexander/Wells (eds.): *Shakespeare and Race*, p. 203–224 (see in particular pp. 207–208 and 221). While not denying the importance of this historical distinction, my focus nonetheless lies on the wider concept of 'Otherness.'

tim. In a more nuanced way, I would suggest that this haunting comedy offers an ambivalent view of both Shylock and Venice. *The Merchant of Venice* undoubtedly deals with the issue of money, and the Italian Republic can be considered a historical ancestor of more recent capitalist and colonialist empires. From this point of view, Venice echoes Elizabethan society, which can be regarded as constituting the embryo of the economic and political hegemony of the British Empire. Viewed from this perspective, one can decode The *Merchant of Venice* not as a complete condemnation of Shylock but as a searing analysis of the hegemonic, colonial-like predicament in which he finds himself, forced to live in Venice's ghetto, constantly rejected as a non-Christian 'Other.' Shylock's plight illustrates the impasse in which the despised 'Other' finds himself in an oppressing society. Granted, Shylock's cruel behaviour is undeniable: he does not hesitate to ruthlessly claim his "pound of flesh" from Antonio, the Venetian merchant. This undoubtedly points to his lust for revenge, which presents him in an unfavourable light. However, as he himself claims at the outset of the play, his vengeful spirit is only provoked by the hegemonic oppression of Venice, which leaves him no choice. The irony resides in the fact that Antonio, plagued by financial difficulties, has to ask for Shylock's assistance, although he hates the Jew for precisely being an 'Other:'

> SHYLOCK: […] Shall I bend low, and in a bondman's key,
> With bated breath and whisp'ring humbleness,
> Say this:
> 'Fair Sir, you spat on me on Wednesday last,
> You spurned me such a day, another time
> You called me dog: and for these courtesies
> I'll lend you thus much monies.'[12]

Shylock's arrogance reveals an attitude of defiance comparable to that of a (post)colonial subject trying to resist the colonizer's hegemony. Venice, like any colonizing power, cannot survive without the economic support of the colonized.[13]

12 Shakespeare, William: *The New Cambridge Shakespeare. The Merchant of Venice*, ed. by M. M. Mahood, Cambridge: Cambridge UP, 2003, I.3.115.

13 This interpretation, which re-casts Christians as oppressors, clearly informed the recent film drawn from the play, starring Al Pacino and Jeremy Irons. In this film, the Jew appeared as a human being suffering from being oppressed: he was, after all, betrayed by his servants and even by his daughter, who abandoned him to get married with Lorenzo, a Christian. Moreover, this recent film underlined the bitterness of Shakespeare's comedy, as its last images focused on a melancholy Jessica. The 2007 Globe Theatre production of the play in London, on the contrary, came short of presenting the Jew as a victim but nevertheless highlighted the cruelty of Venetian society.

Shakespeare's well-known dramatization of Shylock's humanity deserves our attention in this context. How can one reconcile this speech with the shocking vision of a Jew claiming the life of Sebastian? Shakespeare clearly thrives on contradictions, which need to be taken into account and held in balance in our memory of the play, if this work is to be properly assessed:

SALARINO: Why, I am sure if he forfeit thou wilt not take his flesh. What's that good for?

SHYLOCK: To bait fish withal; if it will feed nothing else, it will feed my revenge. He hath disgraced me, and hindered me half a million, laughed at my losses, mocked at my gains, scorned my nation, thwarted my bargains, cooled my friends, heated mine enemies – and what's his reason? I am a Jew. Hath not a Jew eyes? Hath not a Jew hands, organs, dimensions, senses, affections, passions? Fed with the same food, hurt with the same weapons, subject to the same diseases, healed by the same means, warmed and cooled by the same winter and summer as a Christian is? If you prick us, do we not bleed? If you tickle us, do we not laugh? If you poison us, do we not die? And if you wrong us, shall we not revenge? If we are like you in the rest, we will resemble you in that.[14]

Indirectly, Shylock affirms that his ruthless behaviour but constitutes a reflection of Venice's own rigidity, a notion calling to mind W. E. B. Du Bois's double-consciousness and Bhabha's subversive mimicry. As in Bhabha's theories, Shylock resembles the Christian subject only to better threaten him. Such a passage invites us to qualify the accusations of anti-semitism that are often attached to *The Merchant of Venice*. If the Jew is not perfect, nor is the Christian. Thus, Shakespeare underlines the constraints and complexities of a hegemonic society comparable in many ways to our modern European Empires.

In the tribunal scene, Portia, disguised as young male judge named Balthazar, defeats Shylock. She declares that he may obtain his pound of flesh only on the condition that not a drop of Christian blood be shed. This strikingly reaffirms the powerlessness of the colonized subject in front of hegemony. Venice reasserts its domination while Shylock is divested of all his wealth, a severe punishment indeed. This final negative image of Shylock should be held in balance with Shakespeare's earlier affirmation of his humanity. Considering Portia's condemnation as a proof of the playwright's racist stance originates in the hasty conflation of Shakespeare's voice with his heroine's. Rather, the play emphasizes the profound similarity between

14 Shakespeare: *The Merchant of Venice*, III.1.42.

European hegemony and its 'Other.' Injustice is perpetuated both by Shylock and Venice.

Moreover, if *The Merchant of Venice* has often been attacked for its stereotypical presentation of the Jew, one should not forget that this play's comic effects almost entirely rely on caricature. The famous caskets scene, in which Portia puts her would-be lovers to the test, ridicules the Prince of Morocco and the Prince of Aragon, who are characterized by heavy accents and excessive naivety. Only Bassiano manages to pass the test, by opening the casket containing Portia's image. Frenchmen are also stereotyped as people with whom any kind of reasoning is impossible. This reliance on stereotypes should be taken into account when assessing the play's presentation of Shylock.

Finally, Portia herself takes pleasure in showing how Bassiano's serments of faithfulness are unreliable, an unethical conduct reminiscent of the Jew's. Indeed, the play contains a number of homo-erotic connotations: Bassanio confesses his friendship for Antonio in terms almost befitting heterosexual love. Portia's metatheatrical disguise as a male judge further underlines Shakespeare's transgression of sexual differences. Bassiano, in his happiness to see Antonio saved by the judge, does not hesitate to offer the ring sealing his eternal union to the real Portia as a gift to Balthazar. Quite clearly, then, in *The Merchant of Venice*, all human relations are depicted as unstable and Shakespeare does not hesitate to point to the conflict between good and evil characterizing the human heart, regardless of ethnic distinctions. Shakespeare's *Othello* offers yet another prefiguration of our modern vision of intercultural relationships in a European context.

Othello

Probably written in the years 1602–04, *Othello*, the tragedy of a Moor deprived from his cultural roots in the Republic of Venice, concentrates on issues of racial hybridity curiously calling to mind Homi Bhabha's theories. Although it would be difficult to determine the specific ethnicity of the Moor, various textual allusions privilege the thesis of a man of black colour, thus contrasting with the whiteness of his Venetian wife, the pure Desdemona.[15] The fear of racial hybridity, concretized in this play through miscegenation, resonates throughout the work. It reveals the underlying wish

15 Ania Loomba suggests that Othello could have been perceived by Elizabethans as either a Turkish Muslim or a black Moor having inherited a mixed Arabic and Berber heritage. Colour consciousness may not have been decoded as more dangerous than religious difference in Elizabethan times, she argues. Viewed from this perspective, Othello's difference is located in his fragile conversion to Christianity rather than in his actual colour (Loomba: 'Delicious Traffick,' p. 205–212).

of a European, Caucasian society to preserve its hegemony. Moreover, Othello's professional success is resented by Iago, who felt he deserved to be promoted. Iago's feelings of hatred are also characterized by racial prejudice against the Moor, whom he often describes, like other Venetians, as inferior to White people, as the embodiment of evil. Ironically, while Venetians regard the black race as unworthy of mingling with the White one, the Republic also needs Othello in order to affirm its imperial power against the Ottomans. This situation places Othello in a kind of cultural discomfort similar to Homi Bhabha's notions of hybridity and 'in-betweenness.' Using postcolonial theory, it is possible to interpret Othello as a victim of what W. E. B. Du Bois terms 'double-consciousness.' Deprived from his cultural roots, Othello remains an 'Other' in Venice, despite his high professional status and his marriage to a White princess. His psychological frailty reveals itself in his obsessive fear of losing Desdemona, his fear of not proving good enough to deserve the admiration of Venetian society, which fascinates him. This can be viewed as a fear of not being able to perfectly imitate the hegemonic model, which may even lead to self-disgust. This frailty makes Othello quite vulnerable to Iago's scheming devices. Indeed, Iago weaves a metaphorical web of revenge around Othello, which leads the latter to perpetrate murder out of jealousy. Othello allows himself to believe in Desdemona's unfaithfulness. Some contemporary critics have offered innovative interpretations of Iago's hatred towards Othello. Here follows a summary of some of these speculations. At the outset, Iago mentions that he hates the Moor: allegedly, Othello has had sex with Iago's wife, which Emilia denies towards the end of the play. Iago's hatred thus becomes endowed with racial connotations: "I hate the moor,/ And it is thought abroad that 'twixt my sheets/ He's done my office."[16] "I do suspect that the lusty Moor/ Hath leaped into my seat […]."[17] It is possible, then, to detect more than a symbol of pure evil in Iago. As Iago tries to make Othello jealous while ironically guarding him against jealousy, one could wonder whether Iago himself does not suffer from a deap-seated form of jealousy. This would explain his first-hand knowledge of this passion: "O beware, my lord, of jealousy:/ It is the green-eyed monster which doth mock/ The meat it feeds on."[18] One may regard Iago as a director who engineers, in the metatheatrical vein so dear to Shakespeare, the fall of the Moor. Indeed, Iago goes as far as to allow Othello to witness a contrived conversation between Cassio and Bianca, staged by him. The fact that Cassio is in possession of Desdemona's handkerchief seems to incriminate him – a sign that Othello is no longer able to distinguish between illusion and reality. Iago's final refusal to justify his evil actions presents him as an enigmatic char-

16 Shakespeare, William: *The New Cambridge Shakespeare. Othello*, ed. by Norman Sanders, Cambridge: Cambridge UP, 2003, I.3.368–9.

17 Shakespeare: *Othello*, II.1.276.

18 Shakespeare: *Othello*, III.3.167–169.

acter who has thrived on Othello's cultural malaise. Some critics even venture the possibility of a homoerotic link between Iago and Othello, a contention based on Iago's general disdain of women. One can at least suspect that Iago would wish to possess Desdemona rather than seeing her embrace Othello. Thus, it is possible to construe *Othello* as a tragedy based on the painful consequences of cultural hybridity.

In contrast to these theories, I would suggest that Othello is not the naïve character he seems to be, someone who can be, as Iago suggests, "led by the nose as asses are." On the contrary, this Moor of royal blood expresses himself in a language perhaps rougher than that of Venetian courtiers, but nevertheless possessing great poetry. Othello himself states: "Rude am I in my speech/ And little blessed with the soft phrase of peace, […] / I will a round unvarnished tale deliver/ Of my whole course of love: what drugs, what charms/ What conjuration and what mighty magic […]/ I won his daughter."[19] Actually, Othello has conquered Desdemona through a recitation of his heroic accomplishments. This clearly implies that literature, the act of story-telling, can prove as powerful as witchcraft itself – a dubious skill seen by the Venetians as Othello's means of seducing Desdemona. This suspicion of witchcaft further alienates Othello as Venice's irrational 'Other,' thus suggesting a relationship comparable to that which opposed Imperial Europe to its colonized others. Further, in a transgression of gender roles typical of Shakespeare, Desdemona feels seduced by those tales to the point of wishing to be a man herself: "[…] she wished/ That heaven had made her such a man."[20] The rough magic of Othello's speech finds a strikingly poetic expression in two major scenes. First, when he is reunited with Desdemona in Cyprus: "[…] if it were now to die,/ 'Twere now to be most happy; for I fear/ My soul hath her content so absolute/ That not another comfort like to this/ Succeeds in unknown fate."[21] These lines testify to a profound idealisation of Desdemona, which reveals Othello's fascination with Whiteness and the cultural values of Venice. Furthermore, Othello's lyricism reaches a moving climax as he prepares to kill Desdemona:

OTHELLO: It is the cause, it is the cause, my soul:
Let me not name it to you, you chaste stars.
It is the cause. Yet I'll not shed her blood,
Nor scar that whiter skin of hers than snow
And smooth as monumental alabaster –
Yet she must die, else she'll betray more men.
Put out the light , and then put out the light:

19 Shakespeare: *Othello*, I.3.90–94.
20 Shakespeare: *Othello*, I.3.162.
21 Shakespeare: *Othello*, II.1.181–85.

If I quench thee, thou flaming minister,
I can again thy former light restore
Should I repent me; but once put out thy light,
Thou cunning'st pattern of excelling nature,
I know not where Is that Promethean heat
That can thy light relume […].[22]

The 'cause' is thus rooted in Desdemona's fascinating Whiteness. In postcolonial terms of interpretation, Othello feels obliged to destroy Desdemona as she no longer corresponds to his ideal of the purity of White culture as he has construed it. Accordingly, Othello, burdened with his double consciousness, feels threatened in his cultural certainties through Desdemona's supposed unfaithfulness and can only find a solution to this dilemma through murder. After realizing his tragic mistake, he commits suicide while reaffirming his cultural malaise, his 'in-betweenness,' his inability to correctly decode Venetian society, as the source of his death:

OTHELLO: I have done the state some service and they know't:
No more of that. I pray you, in letters
When you shall these unlucky deeds relate,
Speak of me as I am; nothing extenuate,
Nor set down aught in malice. Then must you speak
Of one that loved not wisely, but too well;
Of one not easily jealous but, being wrought,
Perplexed in the extreme […].[23]

In this last speech, Othello appears to us not simply as a naïve human being easily contaminated by irrational jealousy but as a tragic hero endowed with dignity, betrayed by a Venetian society he has admired and served. Metaphorically spoken, we as spectators or readers are called upon to pass a fair judgement on Othello. We should depict him as a human being caught between contradictions, torn apart between kindness and cruelty, trapped in the woes of cultural hybridity. This malaise is reinforced by his adherence to Christianity and its notion of paradise: he wishes Desdemona to confess before he kills her. Hence his being "perplexed in the extreme," which reveals his inability to negotiate the contradictions inherent in the two cultural poles of his in-betweenness.

Before concluding, I would wish to return to the motif of the handkerchief, closely linked to the notion of witchcraft, associated by Venetians with Othello's 'Otherness.' While offering a false proof of Desdemona's unfaithfulness, the handkerchief is perceived by Othello as a crucial sign of his cultural identity and 'Otherness:'

22 Shakespeare: *Othello*, V.2.1–15.
23 Shakespeare: *Othello*, V.2.335–342.

OTHELLO: That handkerchief
Did an Egyptian to my mother give:
She was a charmer and could almost read
The thoughts of people […]/ […].
To lose't or give't away were such perdition
As nothing else could match […]/ […].
There's magic in the web of it:
A sibyl, that had numbered in the world
The sun to course two hundred compasses,
In her prophetic fury sewed the work;
The worms were hallowed that did breed the silk,
And it was dyed in mummy, which the skilful
Conserved of maidens' hearts.[24]

Othello thus clearly associates the handkerchief with his mother, the origin of his cultural identity. In this speech, one can detect a sign of the cultural defiance of an 'Other' who tries to subvert the power of hegemony through mimicry, a pretence of being like other Venetians. Ironically, it is precisely this handkerchief, the symbol of his identity, which causes the death of Othello. As was the case with Shylock, the 'Other' cannot escape the control and the retribution of hegemony. Othello indeed feels deeply hurt when he allows himself to believe that Cassio gave his handkerchief to a whore, which the black general decodes as a profanation of his identity by hegemonic powers.

The pattern of contradictions typifying the male characters of this play is mirrored in Shakespeare's portrayals of his female heroines, who are at the mercy of their husbands. Towards the end of the play, Othello hates his wife to the point of hitting her. Moreover, the relationship between Iago and his wife seems far from harmonious. Further, in a scene between Emilia and Desdemona preceding the tragic murder, the two women experience a moment of intimate closeness. They freely talk about the cruelty of men, a scene in which some critics have detected Shakespeare's pre-feminist tendencies. Clearly, Othello is not the only one to suffer from the oppression of Venice's patriarchal order. In a way, Desdemona resembles him. In conclusion, *Othello* is based on a series of tensions impossible to resolve, like *The Merchant of Venice*. *Othello* nonetheless differs from *The Merchant of Venice* through its added emphasis on the metatheatrical theme of Iago's labyrinthine revenge. Iago's technique relies on the opacity of language, which contributes to the construction of this labyrinth and precludes any escape from it. The cultural themes manifest in *The Merchant of Venice* and *Othello* reach a climax in *The Tempest*.

24 Shakespeare: *Othello*, III.4.51–71.

The Tempest

Premiered on November 1, 1611, *The Tempest* is often regarded as the summit of Shakespearian drama, being the bard's last play. In the romantic era, a parallel was established between Shakespeare and Prospero, who renounces his craft at the end of the play. *The Tempest* is undoubtedly the Shakespearean play that has elicited the highest number of hostile post-colonial rewritings. The revisions have indicted the bard's alleged allegiance with Prospero's hegemonic behaviour towards Caliban – a foreshadowing of the colonialist enterprise. My reading, informed by postcolonial theory, does not suggest such a negative interpretation. My analysis shows how Prospero can be seen to embody the contradictions inherent in the humanist project of European Renaissance. Although Prospero can be construed as the incarnation of the philosophical and humanist leader, bent on reconciliation, his kindness is nonetheless undermined by his tyrannical attitude towards Ariel and especially towards Caliban.[25] While Prospero projects the image of a benevolent leader, preferring his white magic to political intrigue, he also typifies the dangers inherent in endistancing oneself from the office of government. This can indeed result in the very opposite of Prospero's humanist aspirations.

Being both a comedy and a potential tragedy, *The Tempest* has been classified by the romantics as a romance, i. e. a play containing a number of fabulous events, often taking place in a world separated from everyday reality. Numerous theories have been suggested about the exact location of Prospero's island, the place of exile where he seeks refuge after being dispossessed from the Dukedom of Milan by his usurping brother. The Bermudas are a possibility, although the text seems to refer to a Mediterranean location.[26] Caliban's character has prompted an interpretation focused on First Nations people, especially as the European settlement of North America began in this era.[27] Although Prospero is hardly a colonialist in the strictest sense, being only forced to flee to this island, his characterization displays contradictions inherent in the nature of hegemony, foreshadowing the European colonialist enterprise. In our globalized era, Shakespeare's play resonates with (post)colonial allusions, which testifies to the flexibility of his dramaturgy.[28]

---

25 While my analysis of *The Tempest* comes to a conclusion similar to Kiernan Ryan's, my reading nevertheless privileges unresolved tensions between and within the different characters of the play, relying on a precise dramaturgical exploration of the economy inherent in the sequence of scenes in the work. Moreover, while Ryan resorts to deconstruction theories, my approach is distinctly rooted in a postcolonial framework.

26 Brotton, Jerry: 'This Tunis, sir, was Carthage:' Contesting Colonialisms in *The Tempest*, in: Loomba/Martin (eds.): *Post-Colonial Shakespeares*, p. 23–42, p. 32.

27 Background information about *The Tempest* is derived from David Lindley's introduction to the play in the New Cambridge Edition (p. 30–45).

28 Jerry Brotton argued that the colonial significance of *The Tempest* should not be overemphasized, preferring to view it as a chronicle of "the belatedness of English forays in

At the outset, Prospero is presented as an intellectual, a magus lacking interest in power and consequently dethroned by his brother: "[…] Prospero the prime duke, being so reputed/ In dignity, and for the liberal arts/ Without a parallel; those being all my study,/ The government I cast upon my brother,/ And to my state grew stranger, being transported/ And rapt in secret studies […]."[29] Prospero defines himself as an erudite: "Me, poor man, my library/ Was dukedom large enough […]."[30] Moreover, he incarnates tolerance, benevolence and regeneration: he pardons all his enemies at the outcome of the play. Paradoxically, this reconciliation is brought about by the violent act of the shipwreck and the imprisonment of his enemies on a strange island. Thanks to magic, none of the passengers on the ship are drowned, not even wet. The ship is finally found in good shape, safely anchored in another part of the island. But Antonio, the King of Naples, and his son Ferdinand are for a while at the mercy of Prospero.

The dramatization of a humane Prospero, as his name even suggests, contrasts sharply with his authoritarian character. First, he punishes Ferdinand to test his love for Miranda, a relationship that, paradoxically, he himself has engineered. Like Iago, Prospero is a superb director. He devises a Jacobean masque in the middle of the play, staging Iris and Ceres, to celebrate the symbolic harvest of the union between Ferdinand and Miranda. His final consent to Miranda's wedding contradicts his earlier attitude of disapproval.

Prospero's tyrannical behaviour towards his two main servants is equally interesting. Ariel, the spirit of the air, and Caliban, the native and misshapen son of the witch Sycorax, both engage in a special relationship with their master. When Ariel refuses to obey Prospero, the latter reminds him that he freed Ariel from Sycorax's curse. Should Ariel further rebel, Prospero threatens to be as ruthless as the witch. However, Prospero promises him total freedom if he actively participates in his 'play within the play' aimed at facilitating the final reconciliation. A touch of homo-eroticism even characterizes Prospero's relationship to the androgynous Ariel. The latter, like a servile colonial subject, hopes to be loved by his master: "Do you love me master, no?"

As to the relationship between Caliban and Prospero, some of its features clearly prefigure the dichotomy between colonized/colonizer. Feeling victimized by Prospero, Caliban claims that the magus has stolen his island,

---

the Mediterranean" (Brotton: 'This Tunis, sir, was Carthage,' p. 37). However, I contend that, beyond historical accuracy, engaging the play with our contemporary postcolonial sensitivities may offer a fruitful new way of understanding this play.

29 Shakespeare, William: *The New Cambridge Shakespeare. The Tempest*, ed. by David Lindley, Cambridge: Cambridge UP, 2002, I. 2.72.

30 Shakespeare: *The Tempest*, I. 2.109.

inherited from his mother, a fact which to our postcolonial sensitivities cannot fail to call to mind the process of colonial dispossession:

> CALIBAN: This island's mine by Sycorax my mother,
> Which thou tak'st from me. When thou cam'st first
> Thou strok'st me and made much of me; wouldst give me
> Water with berries in't, and teach me how
> To name the bigger light, and how the less,
> That burn by day and night. And then I loved thee
> And showed thee all the qualities o'the'isle [...]/ [...].
> For I am all the subjects that you have,
> Which first was mine own king; and here you sty me
> In this hard rock, whiles you do keep from me
> The rest o'th'island.[31]

In this passage, Caliban evokes the gradual process of historical colonization, while expressing his anger at being oppressed – the more so as a collaboration first existed between Caliban and Prospero. Retrospectively, once can detect in this speech an echo of the mechanisms of the European colonization of North America. Prospero replies that he wanted to prevent Caliban from raping his daughter Miranda, thus revealing his hegemonic fear of the racial hybridity celebrated by Homi Bhabha: "[...] Thou didst seek to violate/ The honour of my child."[32] Miranda does not hesitate to call Caliban an "Abhorrèd slave" when the latter confesses the ultimate goal of his attempted rape: "Would't had been done./ Thou didst prevent me – I had peopled else/ This isle with Calibans."[33] Caliban thus foreshadows the cultural malaise of the 'in-betweenness' of the colonial condition. Miranda agrees with her father's rejection of Caliban, citing the latter's ingratitude after she tried to teach him the rudiments of a Western language. In terms of postcolonial theory, Miranda's erasure of Caliban's own culture calls to mind the cultural genocide typical of the colonial enterprise. This allusion also alludes to Caliban's hybridity, who as an oppressed subject is familiar with some features of the dominating society but who fails to completely integrate or perfectly imitate them, like Othello. Moreover, like Othello, Caliban is fascinated with Miranda's whiteness: "And that most deeply to consider, is/ The beauty of his daughter. He himself/ Calls her a nonpareil."[34] Caliban's naivety leads him to be fooled by Trinculo and Stephano, two lower-class Neapolitans who escaped from the shipwreck and behave like drunkards. They force Caliban to drink, hoping to make a profitable public show of him

31 Shakespeare: *The Tempest*, I.2.332.
32 Shakespeare: *The Tempest*, I.2.362.
33 Shakespeare: *The Tempest*, I.2.349.
34 Shakespeare: *The Tempest*, III.2.89.

in Europe, another similarity with the mechanism of hegemonic exploitation. Ironically, Caliban thinks they are true kings and promises them eternal faithfulness if they help him to retrieve his freedom from Prospero. He encourages them to kill the magus. This episode underlines the fact that Caliban cannot evade his 'Otherness,' unable as he is to correctly understand the social fabric of Europe. His attempts to escape hegemony miserably fail, as was the case with Othello. And yet, Caliban utters one of the most poetic speeches which is typical of the island:

> CALIBAN: […] the isle is full of noises,
> Sounds, and sweet airs, that give delight and hurt not.
> Sometimes a thousand twangling instruments
> Will hum about mine ears; and sometimes voices,
> That if then I had waked after long sleep,
> Will make me sleep again; and then in dreaming,
> The clouds methought would open, and show riches
> Ready to drop upon me, that when I waked
> I cried to dream again.[35]

This speech is striking through its lyricism and its tragic intensity, as Caliban suffers deeply from being a servant. He echoes the tragic grandeur of Othello, albeit to a lesser extent.

If Prospero can symbolize the tyranny of any hegemonic power, the dignity with which he is endowed in Act V transforms him into a quasi-stoic character, when he forgives all his enemies and decides to abandon his magic powers at the approach of death. Thus, Shakespeare manages to make us forget the darker sides of Prospero's personality:

> PROSPERO: Our revels now are ended; these our actors,
> As I foretold you, were all spirits, and
> Are melted into air, into thin air;
> And like the baseless fabric of this vision,
> The cloud-capped towers, the gorgeous palaces,
> The solemn temples, the great globe itself,
> Yea, all which it inherit, shall dissolve,
> And like this insubstantial pageant faded
> Leave not a rack behind. We are such stuff
> As dreams are made on; and our little life
> Is rounded with a sleep.[36]

Relying on the metatheatrical metaphor so dear to Shakespeare, this speech echoes the philosophical meditations of Hamlet and Macbeth. Prospero asserts the difficulty of distinguishing between illusion and reality – and by

35 Shakespeare: *The Tempest*, III.2.127.
36 Shakespeare: *The Tempest*, IV.1.148.

extension of distinguishing between Prospero the magus and Prospero the tyrant. Prospero expresses his desire for further regeneration: "But this rough magic/ I here abjure […] I'll break my staff,/ Bury it certain fathoms in the earth,/ And deeper than did ever plummet sound/ I'll drown my book."[37] He stoically accepts the idea of his oncoming death: "And thence retire me to my Milan, where/ Every third thought shall be my grave."[38] Nonetheless, this positive image of Prospero should not blind us to his ambiguous attitude towards Caliban. After unveiling the plot against his life devised by Caliban, Trinculo and Stephano, Prospero decides not to punish his servant/slave excessively. However, his pardon is far from being unconditional: he orders him to continue to provide good service in the hope of possible freedom. Caliban implores his master, crushed by the difficulty of escaping the oppression of European hegemony, which recalls Shylock's predicament. If Prospero does not totally abandon his tyrannical behaviour, then, one of his lines referring to Caliban suggests that he is aware of the oppression he has himself contributed to create: "This thing of darkness, I/ Acknowledge mine."[39] Thus, until the very end, Shakespeare manages to provide an oscillating dramatization of the tensions and contradictions inherent in European culture and humanism. The play concludes on Prospero's own lack of freedom, in an image that asserts his link with the oppressed Caliban. Indeed, Prospero turns towards the audience, pleading for his own release through strong applause.

As a summary, I hope to have shown, through the filter of a postcolonial reading, the complexity of Shakespeare's dramatization of the relationships between hegemony and oppressed people. From this angle of vision, his plays can be regarded as a latent critique of the oppressive mechanisms of European supremacy. His theatre to some extent prefigures the postcolonial concerns of our age. Thus, any interpretation of Shakespeare's plays as a celebration of Eurocentrism needs qualification. Far from unequivocally embracing the values of Europe as being universal, Shakespeare's works analyze the old continent's underlying hegemonic structures while interrogating simple racist binaries. These structurally complex and ambivalent enactments of cultural difference provide his plays with a power that continues to haunt the imagination of spectators, actors, and directors worldwide at the dawn of this new millennium.

37 Shakespeare: *The Tempest*, V.1.50.

38 Shakespeare: *The Tempest*, V.1.308.

39 Shakespeare: *The Tempest*, V.1.273.

Works cited

Alexander, Catherine M. S./Wells, Stanley (eds.): *Shakespeare and Race*, Cambridge: Cambridge UP, 2000.

Bhabha, Homi K.: *The Location of Culture*, London: Routledge, 1994.

Brotton, Jerry: 'This Tunis, sir, was Carthage:' Contesting Colonialisms in *The Tempest*, in: Loomba/Orkin (eds.): *Post-Colonial Shakespeares*, p. 23–42.

Du Bois, W. E. B.: The Souls of Black Folk, in: *Writings*, New York: The Library of America, 1986, p. 357–454.

Gilbert, Helen: *(Post)colonial Stages. Critical and Creative Views on Drama, Theatre and Performance*, Hebden Bridge: Dangaroo Press, 1999.

Hall, Stuart: Cultural Identity and Diaspora, in: Williams, Patrick/Chrisman, Laura (eds.): *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory*, New York, London: Harvester Wheatsheaf, 1993, p. 392–403.

Lindley, David: Introduction, in: Shakespeare: *The New Cambridge Shakespeare. The Tempest*, p. 1–83.

Loomba, Ania/Orkin, Martin (eds.): *Post-Colonial Shakespeares*, London, New York: Routledge, 1998.

Loomba, Ania: 'Delicious Traffick:' Racial and Religious Difference on Early Modern Stages, in: Alexander/Wells (eds.): *Shakespeare and Race*, p. 203–224.

Ryan, Kiernan: *Shakespeare*, New York [etc.]: Harvester Wheatsheaf, 1989.

Shakespeare, William: *The New Cambridge Shakespeare. The Merchant of Venice*, ed. by M. M. Mahood, Cambridge: Cambridge UP, 2003.

Shakespeare, William: *The New Cambridge Shakespeare. Othello*. Ed. by Norman Sanders, Cambridge: Cambridge UP, 2003.

Shakespeare, William: *The New Cambridge Shakespeare. The Tempest*, ed. by David Lindley, Cambridge: Cambridge UP, 2002.

Zabus, Chantal: *Tempests After Shakespeare*, New York: Palgrave, 2002.

Roland Marti et Christian Prunitsch

'Petites littératures' en Europe

Die sogenannten ‚kleinen Literaturen' stellen einen wesentlichen Beitrag zur kulturellen Vielfalt Europas dar, auch wenn dies oft nicht genügend gewürdigt wird. Ihre Vernachlässigung hat wesentlich damit zu tun, dass man ihre Spezifik außer Acht lässt. Diese äußert sich u. a. in quantitativen Beschränkungen (kleinerer, wenig spezialisierter Literaturbetrieb, Polyvalenz der Textschaffenden und der Texte), einer stärkeren Bedeutung der identitätsstiftenden Funktion und einer größeren Abhängigkeit von benachbarten, dominierenden Literaturen sowie in temporalen Besonderheiten (Verspätung, z. T. kompensiert durch beschleunigte Entwicklung). Nach einem Überblick über die ‚kleinen Literaturen' Europas werden ihre Merkmale am Beispiel der sorbischen Literaturen exemplifiziert. Dabei zeigt sich, dass die ‚kleinen Literaturen' gegenüber anderen nicht defizitär sind, sondern im Gegenteil spezifische Eigenschaften aufweisen (stärkerer Individualismus, geringere Abhängigkeit von Moden, Essenzialismus, kulturelle Pluralität). Durch sie entsteht ein literarischer Mehrwert, der verstärkt die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich ziehen sollte.

Il est difficile (et les guillemets en témoignent) de parler de 'petites littératures' sans se heurter aux problèmes de terminologie, de classification et de définition. Même si l'on a une idée générale de ce qu'est une petite littérature (la littérature française ne sera jamais une petite littérature tandis que la littérature frisonne en est une), il y a beaucoup de cas intermédiaires (p. ex. la littérature estonienne). Mais il faut surtout se demander si les petites littératures forment un ensemble cohérent. Le doute est renforcé par une terminologie très variée qui tend à accentuer un aspect particulier de ces littératures au détriment de tous les autres.

Terminologie et typologie

Il est impossible de présenter ici toute la richesse terminologique de ce domaine ; un petit tour d'horizon devra suffire. Le problème est aggravé par l'existence des différences entre les langues. Afin d'illustrer ces différences, nous indiquerons les termes non seulement en français, mais aussi dans leur langue originale.

Nous commencerons par le terme le plus neutre, c'est-à-dire 'petite littérature', qui existe en deux variantes en allemand : « kleine Literatur » (rendu fameux par Kafka dans son journal,[1] mais déjà introduit dans le domaine slave par Pypin/Spasovič[2] et courant dans presque toutes les langues slaves, p. ex. en polonais « małe literatury »[3]) et « Kleinliteratur »[4] ; en anglais « small literature », qui semble même être l'expression usuelle.[5] Quand on parle de « littérature mineure »[6] ou de « minor literature » en anglais[7], c'est l'aspect

1 Voir sa 'caractéristique de petites littératures' (« Schema zur Charakteristik kleiner Literaturen ») de 1911 (Kafka, Franz : *Tagebücher 1910–1923*, éd. par Max Brod, Frankfurt : Fischer, 1973, p. 132). Il revient sur la question dans une lettre à Max Brod en 1921 (Kafka, Franz : *Briefe 1902–1924*, Frankfurt/M. : Fischer, 1958, p. 336–337). Chez Kafka, il est surtout question d'une 'littérature dans la littérature', c'est-à-dire de la littérature juive en langue allemande. Lui ont succédé toutes sortes d'interprétations, voir avant tout Deleuze, Gilles/Guattari, Félix : *Kafka. Pour une littérature mineure*, Paris : Ed. de Minuit, 1975, et les ripostes nombreuses, p. ex. Casanova, Pascale : *La République mondiale des lettres*, Paris : Seuil, 1999, p. 241–281, et Prendergast, Christoph : The World Republic of Letters, ds. : *idem* (dir.) : *Debating World Literature*, London, New York : Verso, 2004, p. 1–25.

2 Pypin, A. N./Spasovič, W. D. : *Geschichte der slavischen Literaturen* II/2 : *Čecho-Slovaken. Lausitzer Serben*, Leipzig : Brockhaus, 1884.

3 Kornhauser, Julian : Małe literatury a mit odrębności, ds. : Bobrownicka, Maria (dir.) : *Mity narodowe w literaturach słowiańskich. Studia poświęcone XI Międzynarodowemu Kongresowi Slawistów w Bratysławie*, Kraków: Nakł. Uniwersytetu Jagiellońskiego, 1992 (Prace historycznoliterackie 81), p. 217–223. La 'petitesse' de la littérature est, dans le cas tchèque, même revendiquée par les représentants de cette littérature comme élément constitutif (cf. Höhne, Steffen : Kleine Literaturen in Mitteleuropa ? Fallbeispiele aus Tschechien (Böhmen) und der Ukraine, ds. : *idem*/Ulbricht, Justus H. (dir.) : *Wo liegt die Ukraine ? Standortbestimmung einer europäischen Kultur*, Köln [etc.] : Böhlau, 2009 (Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte A : Slavistische Forschungen, N. F. 64), p. 65–89). Etant donné que, pour la plupart des observateurs, la littérature tchèque est loin d'être petite, cette auto-ascription est plutôt surprenante.

4 Piniekowa, Christiana : Kleinliteratur – Versuch einer Begriffsbestimmung am Beispiel sorbischer Literatur, ds. : *Lětopis* 45/1 (1998), p. 3–11.

5 Le terme est aussi employé pour désigner la littérature scientifique traitant des questions éloignées du *mainstream* et par conséquent peu foisonnante (« a small universe, an intellectual ecosystem », Akin, Lynn : Methods for Examining Small Literatures : Explication, Physical Analysis, and Citation Patterns, ds. : *Library and Information Science Research* 20/3 (1998), p. 251–270, ici p. 251).

6 Deleuze/Guattari : *Kafka. Pour une littérature mineure*, dans une traduction et interprétation assez libre de la 'kleine Literatur' de Kafka. Ce changement de terminologie, rendu populaire par Deleuze et Guattari (qui remonte à la traductrice M. Robert, voir Casanova : *La République mondiale des lettres*, p. 275, n. 1), a compliqué la tâche du traducteur du livre vers l'allemand. Il fut contraint d'ajouter une « note du traducteur » et de créer l'équivalent « kleine oder mindere Literatur » (B. Kroeber dans Deleuze, Gilles/Guattari, Félix : *Kafka. Für eine kleine Literatur*, traduit par Burkhard Kroeber, Frankfurt/M. : Suhrkamp, 1976, p. 24), un équivalent peu satisfaisant puisque 'minder' (= 'moindre') porte un jugement qualitatif plus que quantitatif.

comparatif qui est souligné puisqu'elle présuppose une 'littérature majeure'. La position dans le champ littéraire est exprimée par 'littérature marginale' (« marginale Literatur »[8], « Randliteratur »[9], peut-être même « Literatur im europäischen Zwischenfeld »[10], 'littérature connexe'[11], et « Grenzliteratur »[12]). Un changement de perspective de la littérature elle-même vers la communauté dans laquelle elle existe (et vers la position de cette communauté dans la société ou dans le contexte [inter]national) est évident dans 'littérature minoritaire'[13] ou 'littérature des minorités' (« Minderheitenliteratur »[14]), parfois aussi, d'une façon purement quantitative, dans 'littérature d'un petit peuple' (« Literatur eines kleinen Volkes »[15], « literature of 'small nations' »[16], « literatura malého národa »[17]).[18] Un caractère défectif supposé est à la base du terme 'littérature incomplète' (« unvollständige Literatur »[19]) ou 'littérature

7 Corngold, Stanley : Kafka and the Dialect of Minor Literature, ds. : Prendergast (dir.) : *Debating World Literature*, p. 272–290, évidemment sous l'influence de Deleuze et Guattari.

8 Vajda, György M. : Einleitung : Marginale Literaturen, ds. : *'Marginale' Literaturen/'Marginal' Literatures/Littératures 'Marginales'*, Bayreuth : Ellwanger, 1983 (Komparatistische Hefte 7), p. 5–14.

9 Camartin, Iso : *Nichts als Worte ? Ein Plädoyer für Kleinsprachen*, Zürich, München : Artemis, 1985.

10 Konstantinović, Zoran (dir.) : *'Expressionismus' im europäischen Zwischenfeld*, Innsbruck : Inst. für Sprachwiss. der Univ. Innsbruck, 1978 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 43).

11 Gsteiger, Manfred : Littérature comparée et littératures minoritaires. Quelques questions pour introduire un dossier, ds. : *Etudes de lettres* (avril–juin 1989), p. 3–6, ici p. 4.

12 Flaker, Aleksandar : Modelle von 'Grenzliteraturen' : Zanini und Lipuš, ds. : Medaković, Dejan/Jaksche, Harald/Prunč, Erich (dir.) : *Pontes Slavici.* Festschrift für Stanislaus Hafner zum 70. Geburtstag, Graz : Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1986, p. 105–113.

13 Gsteiger : Littérature comparée et littératures minoritaires.

14 Csejka, Gerhardt : Der Weg zu den Rändern, der Weg der Minderheitenliteratur zu sich selbst. Siebenbürgisch-sächsische Vergangenheit und rumäniendeutsche Gegenwartsliteratur, ds. : Schwob, Anton/Tontsch, Brigitte (dir.) : *Die siebenbürgisch-deutsche Literatur als Beispiel einer Regionalliteratur*, Köln [etc.] : Böhlau, 1993 (Siebenbürgisches Archiv ; Folge 3, 26), p. 51–70.

15 Bernik, France : *Slowenische Literatur im europäischen Kontext. Drei Abhandlungen*, München : Sagner, 1993 (Vorträge und Abhandlungen zur Slavistik 22).

16 Remenyi, Joseph : Literature of 'Small Nations', ds. : *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 12/1 (1953), p. 119–126.

17 Janáček, Pavel : Literatura malého národa. K pojetí vertikální diferenciace v Jungmannově projektu, ds. : *Česká literatura* 48/6 (2000), p. 581–591.

18 Il convient d'indiquer ici la tradition polonaise qui consiste à parler des 'littératures des petites patries' (« literatura małych ojczyzn », Czapliński, Przemysław : Polnische Heimatliteratur – Ende und Anfang, ds. : *Zeitschrift für Slawistik* 51/1 (2006), p. 59–73, ici p. 59) pour désigner la littérature régionale et minoritaire.

19 Tschižewskij, Dmitrij [Čyževs'kyj, Dmytro I.]: *Vergleichende Geschichte der slavischen Literaturen* I–II, Berlin : de Gruyter, 1968.

non développée' (« menšie a nerozvinutejšie literatúry »[20] [littéralement 'littératures moindres et non développées']).

Il est évident que les désignations énumérées ci-dessus ne sont pas toutes applicables à toutes les littératures de la même façon. Les différences de terminologie proviennent des points de vue différents des chercheurs qui analysent les petites littératures, mais elles expriment aussi des différences essentielles. Il y a des petites littératures qui sont 'plus petites' que les autres, et leur 'petitesse' résulte de contextes très différents. Une classification (quoique préliminaire et incomplète) permettra de démontrer les différences les plus importantes.

Il y a tout d'abord des petites littératures qui font partie d'une 'grande littérature' pour des raisons de proximité ou d'identité linguistique. Ici il faut distinguer différentes situations. Le cas le plus avantageux est celui des petites littératures connexes (p. ex. la littérature de langue slovène en Autriche) où il y a contiguïté territoriale ; ici, on se heurte au problème de l'indépendance des petites littératures vis-à-vis de leur 'big brother'. Les petites littératures insulaires (p. ex. la littérature de langue allemande en Roumanie), par contre, sont séparées de leur partenaire naturel. Ici on peut distinguer plusieurs types, p. ex. la littérature des (é)migrants dans leurs langues d'origine ou la littérature en différentes langues 'coloniales', c'est-à-dire dans les langues des colonisateurs.

De l'autre côté, il existe des petites littératures qu'on pourrait appeler 'autonomes' (p. ex. la littérature maltaise). Elles sont petites du point de vue quantitatif (public, publications, écrivains, réception par d'autres littératures etc.), mais elles sont complètes en ce sens qu'elles ne dépendent pas d'autres littératures pour combler des lacunes. Souvent ce sont des littératures qui appartiennent à de petites nations.

Enfin, il existe des petites littératures qui ne sont pas autonomes (ou qui ne le sont pas à pleine mesure) et qui coexistent avec une autre littérature dans une relation symbiotique (p. ex. la ou les littérature(s) lapone(s) [saami]). Cette relation leur permet d'exister en tant que littérature sans qu'elles ne soient obligées d'offrir toute la gamme d'œuvres littéraires puisque le public peut toujours avoir recours à l'autre littérature.

Dans ce qui suit, nous nous limiterons aux deux derniers types de petite littérature et tout particulièrement au dernier. On peut se demander s'il y a vraiment un dénominateur commun pour cette notion de petite littérature. Il nous semble que oui. Le fait d'être 'petit' engendre des conséquences qui sont, en principe, les mêmes pour toutes les petites littératures, quoiqu'il y ait des différences de degré.

20 Čepan, Oskár : *Literárne bagately*, Bratislava : Archa, 1992, p. 141.

Traits distinctifs des 'petites littératures'

Tout d'abord, traitons de la limitation quantitative. Celle-ci se manifeste par la quantité de livres publiés et de traductions, par le nombre (absolu, bien entendu) d'écrivains et de lecteurs et, par conséquent, aussi par le poids économique du marché littéraire, l'accueil en dehors de la littérature d'origine, etc.

D'autres traits distinctifs des petites littératures sont directement liés à ces limitations quantitatives.

Parmi les principaux traits distinctifs, l'on note le caractère restreint des petites littératures. Les restrictions sont quantitatives (voir ci-dessus), mais aussi qualitatives, soit sur le plan thématique, soit sur le plan générique. Les restrictions qualitatives se manifestent dans la pénurie, voire l'absence totale de certains thèmes ou genres, p. ex. des œuvres dramatiques, du roman policier, de la science-fiction.

De plus, les petites littératures sont marquées par leur 'amateurisme'. Pour les écrivains des petites littératures, être auteur s'apparente davantage à une vocation et, à cause des faibles débouchés, ne peut pas être une profession (les quelques exceptions sont ceux qui ont franchi les limites de leur littérature d'origine et qui se sont insérés dans le 'discours' mondial ; et une fois de plus, ce sont des individus, ce n'est pas la littérature). L'amateurisme s'étend au-delà des écrivains : il marque également la critique littéraire, la production et diffusion, les concours (s'il y en a) et la vie littéraire en général.

Un autre aspect typique concerne la polyvalence des écrivains, mais aussi des œuvres littéraires. D'un côté l'écrivain est obligé de faire (presque) tout, c'est-à-dire d'écrire des textes dans tous les genres, mais aussi des textes non-littéraires ou semi-littéraires, pour des publics et des types de littérature très différents (littérature enfantine, littérature religieuse).[21] De l'autre côté les œuvres littéraires sont également polyvalentes : le public étant restreint, on essayera de s'adresser au plus grand nombre de lecteurs possible. Par conséquent, la production littéraire sera moins diversifiée : un roman servira de lecture tant pour les enfants que pour les adultes, une biographie remplacera un roman historique et ainsi de suite. Au vu de cette situation, l'écrivain a tendance à se cantonner à un juste milieu et à éviter les extrêmes dans ses

21 Voir à ce sujet la comparaison de l'écrivain haut-sorabe Jurij Brězan : « Der sorbische und der deutsche Schriftsteller : der eine ein Bauer auf einem kleinen Hof, der andere der Leiter eines Rindermastbetriebes. Der Bauer muß pflügen können *und* seine Geräte ausbessern, die Ställe ausmisten *und* die Buchführung erledigen. Der andere muß wissen, auf welche Weise ein Bullenkalb am schnellsten ein Mastochse wird. » Brězan, Jurij : 'Die Enge ist sanktioniert'. Fragen von Hans-Peter Hoelscher-Obermaier und Walter Koschmal, ds. : Koschmal, Walter (dir.) : *Perspektiven sorbischer Literatur*, Köln [etc.] : Böhlau, 1993 (Schriften des Komitees der Bundesrepublik Deutschland zur Förderung der Slawischen Studien 19), p. 51–68, ici p. 58.

œuvres. Cela limite sérieusement l'expérimentation et souvent, les petites littératures donnent l'impression d'être assez traditionnelles, voire conservatrices.

Une petite littérature a presque toujours une fonction identitaire. La littérature est un facteur important de l'identité 'nationale' et l'émancipation nationale commence souvent (ou est accompagnée) par des activités littéraires.[22] Cette fonction additionnelle influence surtout le choix des thèmes et limite ainsi la liberté des écrivains. Dans un contexte d'émancipation nationale, les écrivains acceptaient en général cette obligation puisqu'ils étaient souvent à l'avant-garde de ce mouvement. Aujourd'hui, la situation est bien souvent différente, mais l'écrivain d'une petite littérature est toujours conscient de cette obligation et, s'il refuse de contribuer à la tâche nationale par son œuvre, il éprouvera au moins la nécessité de se justifier.

La fonction identitaire engendre un certain régionalisme. L'écrivain s'adresse à 'son' peuple, soit par conviction, soit parce que le public l'exige, et cela influence les thèmes, les genres, le style. Dans les petites littératures, l'univers est souvent la région, tandis que le critère d'évaluation des œuvres littéraires sont les écrivains régionaux d'antan : les modernistes sont encore moins acceptés que dans les littératures très diversifiées.

D'autres traits distinctifs des petites littératures résident dans le fait qu'elles existent, en général, dans le contexte d'une ou de plusieurs littératures qui sont moins 'petites' et que les relations avec elles sont fortement asymétriques.[23] Du moment où une petite littérature entre en contact avec d'autres littératures plus importantes, elle se trouvera dans une situation déséquilibrée : elle est dominée et, de ce fait, influencée par les autres plus qu'elle ne peut les influencer elle-même. Par conséquent, il existe une relation de dépendance unilatérale avec les autres littératures.[24] Cette asymétrie est omniprésente, et ce caractère relationnel s'exprime de façons très différentes.

---

22 L'exemple typique est la 'renaissance slave' du XIXe siècle qui commença par un mouvement de 'réciprocité littéraire' slave (« literarische Wechselseitigkeit », Kollár, Ján : *Rozpravy o slovanské vzájemnosti*, Praha : Orbis, 1929 (Knihovna Slovanského Ústavu v Praze 1)) avant d'évoluer vers des buts politiques.

23 Cette asymétrie existe, il est vrai, aussi entre les littératures qui ne sont pas vraiment petites et leurs 'grandes sœurs', surtout dans le contexte de la mondialisation (Loriggio, Francesco : Disciplinary Memory as Cultural History : Comparative Literature, Globalization, and the Categories of Criticism, ds. : *Comparative Literature Studies* 41/1 (2004), p. 49–79, ici p. 63–71).

24 Il faut souligner que ce déséquilibre existe entre les littératures, mais pas forcément entre les littérateurs. Il y a toujours eu des représentants de 'petites littératures' qui ont exercé une influence profonde sur d'autres littératures (entre autres sur des 'grandes littératures') et littérateurs (les lauréats du prix Nobel de littérature Halldór Laxness et Isaac Bashevis Singer, par exemple, en témoignent), mais l'honneur leur revient en tant qu'individus, et non pas à la littérature dont ils sont issus.

Tout d'abord le caractère relationnel des petites littératures se manifeste par leur dépendance vis-à-vis de la littérature dominante dans le domaine littéraire. L'écrivain d'une petite littérature se voit toujours confronté avec la littérature dominante : soit il essayera de l'imiter ou de la surpasser, soit il cherchera à se distinguer d'elle, mais même la démarcation souligne la dépendance. Cette dépendance est souvent renforcée par le fait que les écrivains sont bilingues et même 'bi-littéraires'.[25] En général, la langue forte, surtout dans sa forme écrite, sera la langue de la littérature dominante et il est impossible pour les représentants des petites littératures de se libérer de ce spectre : même l'effort qui consiste à écrire d'une façon pure, 'autochtone' est aussi une expression de cette dépendance.[26]

La nature relationnelle des petites littératures explique aussi ses lacunes (voir ci-dessus). Etant donné que non seulement l'écrivain, mais aussi son public sont souvent bilingues, les lacunes peuvent être comblées par des œuvres de la littérature dominante. Par conséquent il n'est pas nécessaire pour une petite littérature d'être complète et l'effort de la compléter n'est pas toujours raisonnable, au moins du point de vue économique.

Enfin, le caractère relationnel des petites littératures s'exprime aussi dans la nécessité de justifier leur existence. Puisque les petites littératures sont souvent plus jeunes que les littératures qui les dominent, les écrivains des petites littératures se trouvent dans une situation de concurrence et se sentent obligés de démontrer qu'ils sont capables de produire des œuvres d'une qualité artistique qui n'est pas inférieure à celle de la littérature dominante, soulignant ainsi la *dignitas* de la langue et des œuvres de la littérature écrites dans cette langue. Cela se fait par des traductions de textes censés être 'classiques' ou par des textes originaux qui emploient des formes (p. ex. l'hexamètre ou le sonnet) ou des thèmes 'classiques' (p. ex. l'*Enéide*).

D'autres traits distinctifs proviennent des particularités des petites littératures sur le plan temporel. C'est tout d'abord un décalage dans l'évolution littéraire. L'évolution est retardée par le fait qu'une nouvelle tendance devra d'abord s'établir dans la littérature dominante avant d'être assimilée par la petite littérature.[27] La tradition, par contre, demeurera plus longtemps (voir ci-dessus). Par ailleurs, le nombre restreint d'acteurs participant à la vie litté-

---

25 Les auteurs bi-littéraires ou même multi-littéraires ne sont pas rares (Vladimir Nabokov, Milan Kundera, comme beaucoup d'auteurs utilisant la langue de l'ancien colonisateur et une ou plusieurs langues indigènes) et ils ne sont pas tous représentants des petites littératures.

26 Voir à ce propos la description des stratégies d'« assimilation » et de « différenciation » (Casanova : *La République mondiale des lettres*, p. 246).

27 Ce problème de 'retardement' est souvent discuté dans le contexte de la littérature slovaque (voir p. ex. Kraus, Cyril : O 'oneskorovaní sa' slovenskej literatúry, ds. : *Slovenská literatúra* 27/1 (1980), p. 54–57).

raire induit un manque de régularité dans le développement. Certaines phases dans l'évolution de la littérature dominante seront représentées de façon plutôt marginale ou pourront même en être absentes. Cela laisse l'impression d'une discontinuité et d'une certaine incohérence. Les efforts fournis par les écrivains pour surmonter le décalage peuvent enfin accélérer l'évolution littéraire : les petites littératures font le résumé de plusieurs stades d'évolution bien distincts dans la littérature dominante.[28]

'Petites littératures' en Europe

Afin de donner une idée générale du nombre considérable de petites littératures en Europe, nous proposons un petit tour d'horizon quoique incomplet en classant les petites littératures par groupes linguistiques.[29] Commençons par les littératures celtiques. Aujourd'hui, elles sont toutes des petites littératures, dominées par les littératures anglaise (pour les littératures galloise, irlandaise, écossaise) ou française (pour la littérature bretonne), quoique leur rôle ait été assez important au Moyen Age.

Le groupe des langues romanes présente plusieurs cas semblables où l'importance s'est atténuée au cours des siècles, notamment en France (la littérature en occitan et dans les autres langues romanes régionales), tandis qu'en Espagne on observe un renouveau du pluralisme de langues et de littératures (p. ex. pour les littératures galicienne et asturienne qui pourraient sortir de l'ombre des petites littératures). Les littératures en langues rhéto-romanes (la ou les littérature[s] rhéto-romane[s] en Suisse, les littératures ladine et frioulane en Italie) appartiennent toutes aux petites littératures, dominées par les littératures allemande ou italienne. Sur la péninsule balkanique on pourrait penser aux variantes du roumain (mégléno-roumain, istro-roumain, aromoune), ainsi qu'à la littérature judéo-espagnole (ladino).

Dans le domaine germanique il faut au moins indiquer les littératures frisonnes (dominées par les littératures allemande et néerlandaise), la littérature

---

28 Ce type de 'développement accéléré' n'est pas réservé aux petites littératures, il existe aussi dans le cas des littératures 'jeunes' en passe de rattraper les littératures avec une longue histoire (p. ex. la littérature bulgare, voir Gačev, Georgij : *Uskorennoe razvitie literatury (na materiale bolgarskoj literatury pervoj poloviny XIX v.)*, Moskva : Nauka, 1964).

29 On laissera de côté le problème des littératures écrites en dialecte et on évitera la discussion quand un idiome devient une langue. En effet, toute littérature écrite en dialecte est dominée par son homologue écrit en langue standard. Les difficultés de définition, mais aussi des relations de domination sont bien évidentes dans le cas luxembourgeois. La littérature écrite en luxembourgeois (lëtzebuergesch) est-elle toujours une littérature dialectale, même après l'élévation au rang de langue nationale ? Et quelle est la littérature dominante : la littérature allemande, néerlandaise, française ?

féroïenne ainsi que celle écrite en yiddish (devenue petite littérature au cours du XXe siècle).

Les littératures slaves sont assez compliquées puisque les frontières politiques, linguistiques et littéraires ont souvent changé, surtout au cours du siècle dernier.[30] Il existe des petites littératures avec une tradition plus ou moins bien établie telles que les littératures kachoube et sorabe (bas-sorabe, haut-sorabe) ainsi que les littératures ruthènes (toutes dominées par d'autres littératures slaves).

Parmi les littératures en langues finno-ougriennes, il existe beaucoup de littératures qui sont petites car beaucoup de ces langues sont moribondes. Il suffit de mentionner les littératures en langues lapones (saami).

Un cas exemplaire : les littératures sorabes[31]

Afin d'illustrer les traits distinctifs énumérés des petites littératures – limitation quantitative, amateurisme, polyvalence d'auteurs et d'œuvres, régionalisme, asymétrie (ici avant tout en relation avec la littérature allemande, mais aussi avec les littératures slaves voisines : les littératures polonaise et tchèque), ainsi que la nécessité de légitimation à cause du 'retard évolutionnaire' – nous présenterons ici le cas des littératures sorabes :[32] La genèse, le développement et l'état actuel des efforts littéraires des Sorabes correspondent très bien à ces caractéristiques des petites littératures et en font un cas très typique d'une petite littérature de l'Europe centrale.[33]

---

30 Il suffit d'indiquer le développement parmi les Slaves méridionaux : On y a observé un développement centripète avec des traditions différentes cherchant une unité sous l'influence de l'illyrisme, mouvement bientôt remplacé par le serbocroatisme qui s'est désintégré (et qui se désintègre encore) à son tour en plusieurs langues (voir à ce propos Thomas, Paul-Louis : Serbo-croate, serbe, croate…, bosniaque, monténégrin : une, deux…, trois, quatre langues, ds. : *Revue des Etudes slaves* 66 (1994), p. 237–259) et littératures distinctes (les littératures bosniaque, croate, monténégrine et serbe).

31 Nous n'aborderons pas la discussion qui vise à déterminer s'il s'agit d'une littérature unique ou de deux littératures bien distinctes. Elle dérive en partie du statut des deux langues standard, le haut-sorabe et le bas-sorabe : une langue dans deux variantes ou deux langues.

32 Ces traits distinctifs ne caractérisent pas que la littérature : la plupart se retrouve aussi dans la culture au sens large du terme (Koschmal, Walter : *Grundzüge sorbischer Kultur. Eine typologische Betrachtung*, Bautzen : Domowina, 1995 (Schriften des Sorbischen Instituts 9)).

33 En analysant des petites littératures il faut se méfier d'une catégorisation superficielle qui cherche à vérifier l'idée qu'on se fait des petites littératures, surtout sur le plan de la qualité de cette littérature : ce sont souvent les représentants des petites littératures, ou au moins des auteurs influencés par des petites littératures, qui ont contribué à des innovations littéraires par leur perspective spécifique. L'exemple du 'Kachoube partiel' Günter Grass ou de frontaliers linguistiques comme Ivan Goll et Fulvio Tomizza ou de beaucoup

Les Sorabes sont aujourd'hui une minorité fortement menacée qui habite dans les Lusaces, une région de l'Allemagne orientale dans le Land de Brandebourg et l'Etat libre de Saxe. Ils représentent les vestiges de la population slave qui colonisa à partir du VIe/VIIe jusqu'au IXe siècle la partie orientale de l'Allemagne jusqu'à l'Elbe (et même au-delà) et qui se germanisa peu à peu au cours des siècles suivants. Ils sont divisés en Haut-Sorabes et Bas-Sorabes selon des indicateurs linguistiques. Il est difficile d'estimer le nombre actuel des Sorabes : les chiffres varient entre 25 000 et 60 000. Plus nombreux sont les Haut-Sorabes, et leur culture (et avant tout leur langue) est bien plus vitale.[34]

Les langues littéraires sorabes, c'est-à-dire le haut-sorabe et le bas-sorabe, remontent au XVIe siècle et elles doivent leur existence surtout à la nécessité de traduire des textes religieux, avant tout la Bible et le catéchisme, dans le contexte de la réformation.[35] Mais il faut attendre le siècle des Lumières afin de voir, pour la première fois, l'emploi du (haut-)sorabe dans un contexte non pas religieux, mais littéraire et artistique. L'écrivain Jurij Mjeń (Georg Möhn, 1727–1785) est l'auteur d'une traduction partielle d'un des textes les plus prestigieux de l'époque, le *Messias* de Klopstock. En outre, il écrivit un panégyrique des sorabes éminents et de leur langue. Avec ce texte, il créa un éta-

d'autres sont des exemples de l'influence (quoique indirecte) exercée par les petites littératures dans une situation concrète. Mais, une fois de plus, ce sont des individus qui sont responsables de cette contribution plutôt que des littératures entières. En général, c'est tout de même une réception dans la direction inverse qui caractérise le développement de la littérature.

34 Très peu d'ouvrages présentent les Sorabes et surtout leur culture en langues non-slaves : en français, ce sont avant tout les publications de Kudela, Jean (dir.) : *Les Sorabes ou Serbes de Lusace*, Paris : INALCO, 1985 (Civilisations de l'Europe centrale et du Sud-Est 3) ; Héraud, Guy : *L'Europe des ethnies*, Bruxelles : Bruylant, Paris : L. G. D. J., ^{3}1993, p. 50–52, et Sanguin, André-Louis : Les Sorabes de l'ex-R. D. A. après la fin du communisme. La recomposition territoriale du plus petit des peuples slaves, ds. : *Revue des Etudes slaves* 68/1 (1996), p. 55–68.

35 L'histoire des littératures sorabes est peu connue au-delà du monde slave, parce qu'un certain autochtonisme a empêché une popularisation surtout chez les voisins allemands. Il y a, bien sûr, les œuvres de référence (Jenč, Rudolf : *Stawizny serbskeho pismowstwa*, t. 1–2, Budyšin : Domowina, 1954, 1960 (Spisy Serbskeho instituta 1, Spisy Instituta za Serbski Ludospyt 12) ; Nowotny, Pawoł : *Dolnoserbske pismojstwo 1918–1945*, Budyšyn : Domowina, 1983 ; Scholze, Dietrich : *Stawizny serbskeho pismowstwa 1918–1945*, Budyšin : Domowina, 1998 (Spisy Serbskeho instituta 20) ; Völkel, Měrćin (dir.) : *Přinoški k stawiznam serbskeho pismowstwa lět 1945–1990. Zběrnik*, Budyšin : Domowina, 1994 (Spisy Serbskeho instituta 5)), mais elles ne sont accessibles qu'aux lecteurs maîtrisant les langues sorabes : l'idéologie de la 'renaissance slave (sorabe)' empêche toujours des traductions ou même des publications parallèles. En français, on peut consulter Kudela, Jean : La littérature sorabe, ds. : Delaperrière, Maria (dir.) : *Histoire littéraire de l'Europe médiane des origines à nos jours*, Paris, Montréal : L'Harmattan, 1998, p. 311–325.

lon. L'apologie de la culture sorabe (déjà menacée à l'époque) se fait par les moyens esthétiques de la littérature : la dignité et l'aptitude de la langue haut-sorabe – une langue de paisibles paysans – est thématisée et en même temps démontrée sur le plan artistique.

Au commencement du XIXe siècle, plusieurs auteurs prennent ce début programmatique comme point de départ. Le plus remarqué d'entre eux, Handrij Zejler (Andreas Seiler, 1804–1872), commence sa carrière d'écrivain en développant un style classiciste mais, sous l'influence de la 'renaissance slave' (ou plutôt de la 'réciprocité slave'), il découvre le folklore et les créations populaires comme sources principales de sa créativité littéraire. La spécificité sorabe, à l'âge de la conception herderienne des Slaves (et par conséquent des Sorabes) en tant que peuple du futur, résulte de leur union mythique avec le terroir, de leur vie naturelle au rythme des saisons et de leur talent musical particulier. Encouragé par des amis slaves et inspiré par des modèles allemands comme Achim von Arnim ou Clemens Brentano, Zejler commence à réunir des chansons populaires et à écrire des poèmes dans un style folklorique. En collaboration avec son partenaire musical, le compositeur Korla Awgust Kocor (Karl August Katzer, 1822–1904), qui met les poèmes de Zejler en musique, ils créent un nombre considérable de poésies accompagnées par des fables et couronnées par un oratorio ambitieux : les *Počasy* (saisons). Zejler, un talent polyvalent, participe à toutes les initiatives culturelles importantes des Sorabes au milieu du XIXe siècle. Parmi eux il faut indiquer l'établissement de la presse sorabe, la fondation d'une société scientifique, la *Maćica serbska*, qui est très active et publie un journal scientifique de haut niveau, mais aussi la présentation de l'art sorabe en public.

C'est par Zejler que la littérature haut-sorabe prend son vrai départ puisqu'il inspire nombre d'imitateurs et adeptes ; et c'est par cette évolution que la littérature haut-sorabe acquiert une des qualités qui est centrale à toute littérature, mais qui est très difficile à gagner pour les petites littératures : une tradition littéraire. Afin de garder sa force vitale une telle tradition doit être maintenue et réélaborée en permanence, que ce soit en ethnographie, en linguistique ou enfin dans les arts. Les Sorabes de cette génération étaient pour la plupart des monarchistes dont le conservatisme extrême leur permettait de stabiliser cette tradition à un niveau assez ambitieux.

Ce conservatisme s'avéra insuffisant dans le cadre de la rivalité opposant les nationalités au cours de la deuxième moitié du XIXe siècle, surtout après l'unification de l'Allemagne en 1871. Très vite, les 'vieux-Sorabes' se retrouvèrent dans une situation de confrontation interne avec les 'jeunes-Sorabes' sous l'égide du linguiste Arnošt Muka (Ernst Mucke, 1854–1932) et du poète Jakub Bart-Ćišinski (Jacob Barth, 1856–1909). Les 'jeunes-Sorabes' ne se contentaient pas du folklorisme modeste de la génération de Zejler : ils préféraient s'engager en faveur d'une conscience nationale sorabe, qui visait non seulement l'identité nationale et la culture, mais aussi l'aspect économique de la situation minoritaire. Afin de combattre les effets destructeurs de

l'industrialisation envahissant le milieu rural des Lusaces, il fallait à tout prix maintenir la tradition de la culture sorabe et, par là, la création littéraire populaire, mais il fallait également développer une stratégie visant l'émulation des grandes littératures. Par conséquent, Bart-Ćišinski écrivait non seulement des poèmes du plus haut niveau esthétique dans les formes en usage dans les grandes littératures de l'époque comme, par exemple, le sonnet ou la stance, mais aussi un grand nombre de poèmes patriotiques de nature appellative. Ainsi, la littérature haut-sorabe se trouve pour la première fois au même niveau que les littératures voisines, cherchant à sortir de sa position périphérique, de sa niche symbiotique.

Presqu'en même temps, Mato Kosyk (Matthäus Kossick, 1853–1940) essaye d'achever un projet semblable pour la littérature bas-sorabe. Quoiqu'il soit plus talentueux dans sa création épique que son homologue Bart-Ćišinski (qui le domine sur le champ lyrique), son influence diminua sensiblement après son émigration aux Etats-Unis. La littérature bas-sorabe était par conséquent dépourvue d'un *spiritus rector* comparable à Bart-Ćišinski. Seule Mina Witkojc (Wilhelmine Wittka, 1893–1975) contribua, dans l'entre-deux-guerres, à un renouvellement du développement initié par Kosyk.

L'entre-deux-guerres, qui marque l'apogée de la littérature moderne, était une période assez propice pour la littérature (haut-)sorabe. Jakub Lorenc-Zalěski (Jacob Lorenz, 1874–1939), Jan Skala (1889–1945), Marja Kubašec (Maria Kubasch, 1890–1976), Jurij Wjela (Georg Wehle, 1892–1969) ou Józef Nowak (1895–1978) employaient d'une part des stratégies modernistes, surtout dans les œuvres écrites en prose, mais perpétuaient d'autre part la tradition du siècle passé dans le domaine des formes et du style. Cet épanouissement trouva une fin abrupte dans la répression anti-sorabe du nazisme. Le meilleur témoin de cette évolution littéraire dynamique, interrompue par la force, sont les rares poèmes de Jurij Chěžka (Georg Keschka, 1917–1944) qui font preuve d'influences symbolistes et poétistes (un des courants les plus importants de l'avant-garde tchèque de l'entre-deux-guerres). Les dégâts humains et matériels engendrés par le nazisme et la Deuxième Guerre mondiale marquent une interruption très profonde et capitale. Le fait que la littérature sorabe ait réussi à survivre à cette interruption brutale doit être qualifié d'événement extraordinaire.

Le problème central des littératures sorabes de l'après-guerre réside dans leur situation paradoxale face au contexte du nouvel ordre politique en Europe. Intégrés comme 'peuple frère' slave dans la RDA d'un geste magnanime, les Sorabes furent parmi les premiers à s'approprier les préceptes du réalisme socialiste qui devint la doctrine dominante dès 1949. La soumission au parti et à l'Etat était récompensée par des subventions importantes qui permettaient d'établir un concept professionnel de production culturelle, mais toujours fidèle à la ligne du parti. Dans ce contexte, il y avait évidemment des tabous comme par exemple les fondements religieux de la culture sorabe, mal vue dans un Etat athée, ou la collaboration avec le nazisme. Mais

le plus grand tabou concernait un aspect central de la politique de la RDA : l'exploitation intensifiée du lignite en Lusace, seule source d'énergie domestique, engloutit au fil des années un grand nombre de villages sorabes. La 'dévastation' de l'espace vital sorabe était récompensée par la fondation d'institutions scientifiques et culturelles, ce qui représentait un investissement durable dans la culture mentale sorabe. En littérature, on était malheureusement réduit à une rhétorique de reconstruction socialiste comme seule alternative viable à la traditionnelle littérature populaire.

Ce n'est qu'à partir des années soixante que l'on peut observer un changement. Un exemple typique de lente évolution vers une distanciation prudente, ou même une critique modérée, est l'œuvre de l'auteur haut-sorabe le plus populaire et le plus célèbre de l'après-guerre, Jurij Brězan (1916–2006). Il commença dans les années 1950 sa carrière avec des poèmes de production socialiste plutôt grossiers, suivis par la trilogie *Felix Hanusch* pouvant être interprétée comme une variante socialiste d'un roman d'éducation pour arriver enfin à un motif purement sorabe et son élaboration esthétique dans les deux romans dédiés au personnage mythique de *Krabat* (1976, 1995).

Ce même Jurij Brězan était le premier à pratiquer ce qui allait devenir la règle pour la deuxième moitié du XXe siècle : le bilinguisme sorabo-allemand dans l'œuvre d'un écrivain. Si Brězan semblait motivé par le désir d'élargir le cercle des lecteurs, c'était le poète Kito Lorenc (* 1938) qui exploitait et exploite encore l'aspect créatif du plurilinguisme afin de créer un jeu iridescent de glissements de significations dans et entre les langues. Ses collections de poésie, publiées dès les années 1960, ouvrent des perspectives nouvelles tantôt sur le plan esthétique, tantôt en critiquant l'idéologie, refusant ainsi d'accepter les restrictions imposées par les autorités en les renversant par des moyens purement artistiques. La culture minoritaire sorabe évoluait ainsi d'un appendice de la culture dominante, destiné à être instrumentalisé *ad libitum* par la politique à des fins propagandistes, vers une position plus autarcique, employant le bilinguisme pour créer une valeur sémantique ajoutée. Cela se faisait à l'époque où l'amitié sorabo-allemande dictée par la politique était en crise, par exemple dans le domaine de la politique scolaire où l'enseignement du sorabe était marginalisé. Lorenc, qui maîtrisait les deux (ou même trois) langues et qui était reconnu comme écrivain partout, réussit à inspirer une génération entière de jeunes poètes dans les années 1970. Dans les domaines de la prose et du drame, il n'y avait rien de semblable, quoique la production ait augmenté en quantité et en qualité.

Les Sorabes, comme la plupart des citoyens de la RDA, furent surpris par les changements politiques des années 1980 et par la réunification de l'Allemagne. Le seul à réagir tout de suite fut Kito Lorenc qui, au commencement des années 1990, écrivit une pièce de théâtre sorabe en langue allemande, *Wendische Schiffahrt*, d'une complexité extraordinaire, notamment grâce à l'emploi habile et magistral des deux langues.

En général, être écrivain sorabe signifie aujourd'hui qu'il faut renoncer à beaucoup de privilèges matériels. L'émigration de la jeunesse des Lusaces, suite aux changements économiques, réussit à marginaliser la littérature comme moyen d'expression artistique préféré des Sorabes, étant donné que la possibilité de développer un talent dans des conditions économiques favorables n'existe plus.

La littérature chez les Sorabes est dominée par la poésie. C'est sans doute le genre pourvu de la plus grande force novatrice et de la plus grande créativité linguistique. Elle est, en plus, caractérisée par une communication interlittéraire intensive dans son évolution. Un développement semblable ne caractérise les autres genres qu'au XXe siècle. Cette domination de la poésie est peut-être à la base du succès et des activités des musiciens de rock, de groupes comme Awful Noise, Deyzi Doxs ou Stoned Haitzer, qui chantent non seulement en anglais mais aussi en (haut-)sorabe. Ce n'est peut-être pas une coïncidence si la musique qu'ils préfèrent est du type extrême de Death Metal. Peut-être ces constellations nouvelles seront-elles un jour à la base d'innovations semblables à celles que les littératures sorabes ont connues plusieurs fois au cours de leur histoire.

Bien que cette esquisse soit incomplète, on reconnaît les traits distinctifs mentionnés ci-dessus : limitations quantitatives (du public, des œuvres publiées, des écrivains), amateurisme (la plupart des écrivains sont des pasteurs, des curés ou des instituteurs ; ce n'est que dans le contexte de la RDA qu'il y a des écrivains professionnels), polyvalence (les écrivains sont des poètes, des romanciers, des journalistes etc. ; la littérature elle-même est peu diversifiée), asymétrie (la littérature allemande domine le marché ; dans l'après-guerre les écrivains sorabes s'intègrent partiellement dans la littérature allemande) et nécessité de légitimation (le 'classicisme' des écrivains du XIXe siècle).

Conclusion

Notre esquisse des petites littératures et des littératures sorabes, comme exemples typiques des petites littératures, donnent l'impression que les petites littératures sont plutôt endocentriques et rétrogrades et, en fin de compte, moribondes. On peut donc s'interroger sur la contribution des petites littératures à la vie littéraire de l'Europe, et on n'en attendra pas beaucoup. Cependant, il nous semble qu'une telle attitude est erronée et que, en revanche, les petites littératures devraient recevoir plus d'attention. Qu'il nous soit permis, en guise de conclusion, d'énumérer les atouts les plus importants des petites littératures.

Les petites littératures sont souvent caractérisées par un degré élevé d'individualisme et, par conséquent, par un manque de conformité ou même d'uniformité en raison du nombre insuffisant d'acteurs dans le champ litté-

raire pour créer des courants à suivre afin de ne pas être classé comme 'démodé'. C'est également pour cette raison que le traditionalisme prend le dessus aux dépens des modes littéraires. Et cela contribue enfin à un certain essentialisme : les écrivains des petites littératures et leur public prennent la littérature au sérieux et s'y investissent. Par conséquent il y a peu de 'bluettes' et de profiteurs tirant parti de toute innovation.

Les petites littératures sont comparables à des niches écologiques : elles peuvent retenir d'anciennes traditions disparues ailleurs et elles peuvent développer de nouvelles formes qui n'existent pas dans d'autres littératures.[36] Le fait que l'emploi de la langue minoritaire dans l'activité littéraire est fréquemment le résultat d'un choix délibéré engendre souvent un maniement plus réfléchi et plus soigneux de cette langue ou même des deux langues.

Et enfin le fait que les écrivains et leur public vivent dans deux langues et deux cultures les rend plus susceptibles de comprendre les particularités des deux et d'avoir recours à l'un pour enrichir l'autre. En principe, ils illustrent parfaitement la pluralité culturelle réclamée pour les citoyens de l'Europe du futur.[37] Quant à la littérature cette bi-culturalité ou même multi-culturalité se traduit souvent par une valeur ajoutée littéraire, ce qui confère aux petites littératures un véritable avantage par rapport aux autres littératures.

Bibliographie des œuvres citées

Akin, Lynn : Methods for Examining Small Literatures : Explication, Physical Analysis, and Citation Patterns, ds. : *Library and Information Science Research* 20/3 (1998), p. 251–270.

Bernik, France : *Slowenische Literatur im europäischen Kontext. Drei Abhandlungen*, München : Sagner, 1993 (Vorträge und Abhandlungen zur Slavistik 22).

Brězan, Jurij : 'Die Enge ist sanktioniert'. Fragen von Hans-Peter Hoelscher-Obermaier und Walter Koschmal, ds. : Koschmal, Walter (dir.) : *Perspektiven sorbischer Literatur*, Köln [etc.] : Böhlau, 1993 (Schriften des Komitees der Bundesrepublik Deutschland zur Förderung der Slawischen Studien 19), p. 51–68.

Camartin, Iso : *Nichts als Worte ? Ein Plädoyer für Kleinsprachen*, Zürich, München : Artemis, 1985.

Casanova, Pascale : *La République mondiale des lettres*, Paris : Seuil, 1999.

Čepan, Oskár : *Literárne bagately*, Bratislava : Archa, 1992.

Corngold, Stanley : Kafka and the Dialect of Minor Literature, ds. : Prendergast (dir.) : *Debating World Literature*, p. 272–290.

---

36 Indiquons à titre d'exemple la poésie celtique présentée lors des *eisteddfodau*, les 'chansons de geste' des Slaves du Sud si chères à Goethe et aux romantiques allemands en général ou enfin le *yoik* lapon (saami).

37 Pluralité n'est pas forcément hybridité. Dans le cas des petites littératures les écrivains pour la plupart distinguent nettement les cultures et littératures auxquelles ils participent, et le choix d'employer l'une ou l'autre ou de les mélanger n'est jamais accidentel.

Csejka, Gerhardt : Der Weg zu den Rändern, der Weg der Minderheitenliteratur zu sich selbst. Siebenbürgisch-sächsische Vergangenheit und rumäniendeutsche Gegenwartsliteratur, ds. : Schwob, Anton/Tontsch, Brigitte (dir.) : *Die siebenbürgisch-deutsche Literatur als Beispiel einer Regionalliteratur*, Köln [etc.] : Böhlau, 1993 (Siebenbürgisches Archiv ; Folge 3, 26), p. 51–70.

Czapliński, Przemysław : Polnische Heimatliteratur – Ende und Anfang, ds. : *Zeitschrift für Slawistik* 51/1 (2006), p. 59–73.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix : *Kafka. Pour une littérature mineure*, Paris : Ed. de Minuit, 1975.

Deleuze, Gilles/Guattari, Félix : *Kafka. Für eine kleine Literatur*, traduit par Burkhard Kroeber, Frankfurt/M. : Suhrkamp, 1976.

Flaker, Aleksandar : Modelle von 'Grenzliteraturen' : Zanini und Lipuš, ds. : Medaković, Dejan/Jaksche, Harald/Prunč, Erich (dir.) : *Pontes Slavici*. Festschrift für Stanislaus Hafner zum 70. Geburtstag, Graz : Akademische Druck- und Verlagsanstalt, 1986, p. 105–113.

Gačev, Georgij : *Uskorennoe razvitie literatury (na materiale bolgarskoj literatury pervoj poloviny XIX v.)*, Moskva : Nauka, 1964.

Gsteiger, Manfred : Littérature comparée et littératures minoritaires. Quelques questions pour introduire un dossier, ds. : *Etudes de lettres* (avril–juin 1989), p. 3–6.

Héraud, Guy : *L'Europe des ethnies*, Bruxelles : Bruylant, Paris : L. G. D. J., ^{3}1993.

Höhne, Steffen : Kleine Literaturen in Mitteleuropa ? Fallbeispiele aus Tschechien (Böhmen) und der Ukraine, ds. : *idem*/Ulbricht, Justus H. (dir.) : *Wo liegt die Ukraine ? Standortbestimmung einer europäischen Kultur*, Köln [etc.] : Böhlau, 2009 (Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte A : Slavistische Forschungen, N. F. 64), p. 65–89.

Janáček, Pavel : Literatura malého národa. K pojetí vertikální diferenciace v Jungmannově projektu, ds. : *Česká literatura* 48/6 (2000), p. 581–591.

Jenč, Rudolf : *Stawizny serbskeho pismowstwa*, t. 1–2, Budyšin : Domowina, 1954, 1960 (Spisy Serbskeho instituta 1, Spisy Instituta za Serbski Ludospyt 12).

Kafka, Franz : *Briefe 1902–1924*, Frankfurt/M. : Fischer, 1958.

Kafka, Franz : *Tagebücher 1910–1923*, éd. par Max Brod, Frankfurt/M. : Fischer, 1973.

Kollár, Ján : *Rozpravy o slovanské vzájemnosti*, Praha : Orbis, 1929 (Knihovna Slovanského Ústavu v Praze 1).

Konstantinović, Zoran (dir.) : *'Expressionismus' im europäischen Zwischenfeld*, Innsbruck : Inst. für Sprachwiss. der Univ. Innsbruck, 1978 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 43).

Kornhauser, Julian : Małe literatury a mit odrębności, ds. : Bobrownicka, Maria (dir.) : *Mity narodowe w literaturach słowiańskich. Studia poświęcone XI Międzynarodowemu Kongresowi Slawistów w Bratysławie*, Kraków: Nakł. Uniwersytetu Jagiellońskiego, 1992 (Prace historycznoliterackie 81), p. 217–223.

Koschmal, Walter : *Grundzüge sorbischer Kultur. Eine typologische Betrachtung*, Bautzen : Domowina, 1995 (Schriften des Sorbischen Instituts 9).

Kraus, Cyril : O 'oneskorovaní sa' slovenskej literatúry, ds. : *Slovenská literatúra* 27/1 (1980), p. 54–57.

Kudela, Jean (dir.) : *Les Sorabes ou Serbes de Lusace*, Paris : INALCO, 1985 (Civilisations de l'Europe centrale et du Sud-Est 3).

Kudela, Jean : La littérature sorabe, ds. : Delaperrière, Maria (dir.) : *Histoire littéraire de l'Europe médiane des origines à nos jours*, Paris, Montréal : L'Harmattan, 1998, p. 311–325.

Loriggio, Francesco : Disciplinary Memory as Cultural History : Comparative Literature, Globalization, and the Categories of Criticism, ds. : *Comparative Literature Studies* 41/1 (2004), p. 49–79.

Nowotny, Pawoł : *Dolnoserbske pismojstwo 1918–1945*, Budyšyn : Domowina, 1983.
Piniekowa, Christiana : Kleinliteratur – Versuch einer Begriffsbestimmung am Beispiel sorbischer Literatur, ds. : *Lětopis* 45/1 (1998), p. 3–11.
Prendergast, Christoph : The World Republic of Letters, ds. : *idem* (dir.) : *Debating World Literature*, London, New York : Verso, 2004, p. 1–25.
Pypin, A. N./Spasovič, W. D. : *Geschichte der slavischen Literaturen* II/2 : *Čecho-Slovaken. Lausitzer Serben*, Leipzig : Brockhaus, 1884.
Remenyi, Joseph : Literature of 'Small Nations', ds. : *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 12/1 (1953), p. 119–126.
Sanguin, André-Louis : Les Sorabes de l'ex-R. D. A. après la fin du communisme. La recomposition territoriale du plus petit des peuples slaves, ds. : *Revue des Etudes slaves* 68/1 (1996), p. 55–68.
Scholze, Dietrich : *Stawizny serbskeho pismowstwa 1918–1945*, Budyšin : Domowina, 1998 (Spisy Serbskeho instituta 20).
Thomas, Paul-Louis : Serbo-croate, serbe, croate…, bosniaque, monténégrin : une, deux…, trois, quatre langues, ds. : *Revue des Etudes slaves* 66 (1994), p. 237–259.
Tschižewskij, Dmitrij [Čyževs'kyj, Dmytro I.] : *Vergleichende Geschichte der slavischen Literaturen* I–II, Berlin : de Gruyter, 1968.
Vajda, György M. : Einleitungn, ds. : *'Marginale' Literaturen/'Marginal' Literatures/Littératures 'Marginales'*, Bayreuth : Ellwanger, 1983 (Komparatistische Hefte 7), p. 5–14.
Völkel, Měrćin (dir.) : *Přinoški k stawiznam serbskeho pismowstwa lět 1945–1990. Zběrnik*, Budyšin : Domowina, 1994 (Spisy Serbskeho instituta 5).

Sektion 2:
Europa im Spannungsfeld von Kultur und Politik

Ulrich Nortmann

Philosophie in Europa: spezielle europäische Philosophie, Philosophie über Europa, oder was?

La thèse ici défendue s'attache à démontrer que la pensée raisonnable est, pour l'essentiel, identique partout (Gottlob Frege) et qu'à ce titre, il n'existe ni ne devrait exister de philosophie européenne spéciale, à savoir la manifestation d'un style particulier de pensée et d'argumentation, d'une 'logique' originale. Nous considérerons l'éventuelle contribution de la philosophie à une communautarisation culturelle profonde des Etats européens, ainsi qu'à l'émergence d'une identité et d'un sentiment européens adéquats, à d'autres niveaux : d'abord la représentation, sur le plan de l'histoire des idées, de l'héritage antique commun et de l'ancrage européen d'un courant philosophique analytique, caractérisé par certaines interrogations et un horizon défini de problèmes ; puis le dépassement de la pensée de la différence empreinte d'idéologie via des analyses philosophiques sobres, qui se prêtent à la mise en évidence de l'unité de la raison.

Politik, Kultur, Wissenschaft

Agglomerate sind in der Geowissenschaft unverfestigt-lockere Anhäufungen grober Gesteinsstücke. Staaten, die sich zu Gemeinschaften zusammenschließen, wollen mehr sein als solche lockeren Anhäufungen. So kommt es, wie im Falle Europas, zur Einrichtung geeigneter übergreifender Institutionen und der Etablierung entsprechender, institutionell verankerter Verfahrensweisen, auf den legislativen und den exekutiven Bereich bezogen; auch zu einer unter Umständen sehr strittigen Abtretung nationalstaatlicher Einzelkompetenzen. Der Effekt ist ein Zusammenwachsen in politisch-administrativer Hinsicht. Die Frage ist: Soll man dies als ausreichend ansehen? Oder hätte eine solche Art von Einigung etwas Aufgesetztes, wo ihr nicht ein Mindestmaß an kultureller Vergemeinschaftung vorausgeht – oder parallel geht oder einigermaßen zeitnah nachfolgt? Man könnte an sprachliche Vereinheitlichung denken: Diese verspricht in der Regel, da sie eine gewisse Konvergenz bei der Rezeption sprachlich vermittelbarer gedanklicher Gehalte durch die Angehörigen einer Gruppe bewirkt, eine solche Vergemeinschaftung zumindest bis zu einem gewissen Grade nach sich zu ziehen.

Europas Sprachenvielfalt steht aber nicht zur Disposition, sie wird im Gegenteil, zusammen mit einem entsprechend breiten Spektrum von in relativer Unabhängigkeit voneinander sich entwickelnden Nationalliteraturen, als

ein hohes kulturelles Gut empfunden, zu Recht; und der Vielsprachigkeit sind bei den Individuen kognitive Grenzen gesetzt. Es ist daher eine legitime Frage, ob und in welcher Weise die Entwicklung von Wissenschaft im Allgemeinen oder eventuell die Ausgestaltung des wissenschaftlichen Arbeitens im Rahmen bestimmter Einzeldisziplinen einen Beitrag zur kulturellen Einheit Europas leisten kann, auch über die dem quantitativen Umfang nach naturgemäß sehr begrenzte Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern hinaus.

Ich gehe in diesem Beitrag der Frage nach, wie das Potenzial der akademischen Philosophie in der betreffenden Hinsicht einzuschätzen ist und wie es, allgemeiner gefragt, überhaupt um eine tatsächliche oder denkbare Europabezogenheit von Philosophie steht – von in Europa betriebener Philosophie, von andernorts betriebener Philosophie oder von Philosophie überhaupt. Beginnen werde ich mit skeptischen Bemerkungen, von denen ich nicht ausschließen kann, dass sie dem einen oder anderen Leser sogar destruktiv erscheinen mögen, enden werde ich, wie ich meine, konstruktiv.

Einheit des Denkens?

Existiert denn eine spezielle europäische Philosophie in dem Sinne, dass in deren Vollzügen anders gedacht würde als in anderen Philosophien? Oder wäre, wenn es sie (noch) nicht geben sollte, deren Herausbildung wünschenswert als Teil der Entwicklung einer besonderen kulturellen Identität Europas? Im Hinblick auf eine ganze Reihe anderer wissenschaftlicher Disziplinen würde man analoge Fragen als abwegig empfinden: Mathematik und Physik, beispielsweise, werden seit langer Zeit als weltumspannende Unternehmungen betrieben, bei denen Theoretikerinnen und Theoretiker von Beijing bis Berkeley an ähnlichen Problemen arbeiten und an ihre Lösungsversuche universell gehandelte Qualitätsmaßstäbe anlegen zu lassen bereit sind. (Von Exzentrikern einmal abgesehen, die es in geringer Zahl in jedem Bereich der Wissenschaft meistens geben wird.) Eine Mathematik oder Physik, für die ein regionaler Spezialcharakter geltend gemacht würde, wäre eben dadurch unter Gültigkeitsgesichtspunkten als dubios, bestenfalls noch als provinziell diskreditiert. Schlimmstenfalls gäbe sie sich für ideologischen Missbrauch her. So wie das im Deutschland der Weimarer Zeit und des Dritten Reichs mit den Konzepten einer ‚deutschen Mathematik' und einer ‚deutschen Physik' und dem daran geknüpften Versuch geschah, eine Abgrenzung deutschen Denkens von jüdischem Denken vorzunehmen.

Richtig ist nach meiner Überzeugung (der man, wie mir bewusst ist, freilich vorwerfen könnte, dass sie von vielem, das es in entfernteren Weltgegenden und in womöglich ganz anders eingerichteten Köpfen gibt, nicht wisse oder nicht einmal ahne): Es existiert nur *eine* Art von Rationalität; und da akademische Philosophie ein rationales Projekt ist, bei dem nicht Ge-

schichten erzählt, sondern Thesen vertreten werden, kann es im Hinblick auf Geltungsansprüche und deren Berechtigung keine europäische oder auf sonst irgendeine Weise regional-kulturell gebundene Sonderform von Philosophie geben, sondern nur eine globale Philosophie – so wie wir eine globale Mathematik und eine globale Physik haben.

Auch eine Verstärkung dieser Aussage durch deren Ausdehnung auf das Spektrum der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und der jeweiligen Gegenstandsbereiche halte ich übrigens für durchaus diskutabel. Man findet den Gedanken, den ich meine, in einer lakonischen Formulierung eines Altmeisters der später so genannten ‚analytischen' Philosophie, des Jenaer Mathematikers und Philosophen Gottlob Frege (1848–1925), ausgesprochen: „Das Denken ist im Wesentlichen überall dasselbe: es kommen nicht je nach dem Gegenstande verschiedene Arten von Denkgesetzen in Betracht."[1]

Von dieser Feststellung unberührt ist, wohlgemerkt, die allerdings ziemlich selbstverständliche Einschätzung, dass es disziplinäre Unterschiede und innerhalb einer Disziplin temporale und regionale Unterschiede bei den hier und dort vorrangig verfolgten Fragestellungen geben wird, bei den hier und dort vertretenen Thesen, unterlaufenden Irrtümern usw. Ich spreche der Kürze halber von Unterschieden in doktrinaler Hinsicht. Sobald aber gewisse philosophische Meinungen, die in Europa vielleicht weiter verbreitet sind als, sagen wir, in Nordamerika, auf den Prüfstand wissenschaftlicher philosophischer Kritik gestellt werden, muss klar sein: Weder zieht man sich derartige Meinungen wie Kleidungsstücke nach individuellem Geschmack oder nach einer soziokulturell geprägten Gruppen-Mentalität an, noch können die Meinungsanhänger, wollen sie ernst genommen werden, sich auf eine besondere Europäizität ihres Rechtfertigungsdenkens berufen. Sicher, der Verfechter einer These kann seine Rechtfertigungsversuche von besonderen Prämissen abhängig machen. Aber darin läge dann wieder nur eine doktrinale Differenz.

Woran ich denke, wenn ich auf eine häufig geradezu als Kulturdifferenz unterstellte Eigentümlichkeit gewisser philosophischer Meinungen im ‚altmodischen' Europa gegenüber dem anglo-amerikanisch geprägten Teil der außereuropäischen Welt anspiele? Nun, etwa daran, dass man den (Kontinental-) Europäern, zumal den Deutschen, in der Ethik zeitweilig eine stärkere Betonung der ‚Innerlichkeit' hat zusprechen wollen als den Briten und den Nordamerikanern mit deren angeblicher Disposition zu einer höheren Gewichtung der ‚äußeren' Folgen von Handlungen (‚Konsequentialismus', ‚Utilitarismus') bei einer moralischen Bewertung dieser Handlungen. Gewiss, dazu geben in nachvollziehbarer Weise Formulierungen Anlass, wie sie sich

---

1 Frege, Gottlob: *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch-mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Hildesheim: Olms, 1961, Einleitung S. XV [Nachdruck der Ausgabe Breslau: M. & H. Marcus, 1934; Erstausgabe Breslau: Koebner, 1884].

beispielsweise bei Immanuel Kant (1724–1804) am Beginn der *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* von 1785 finden:

> Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein *guter Wille*. […] Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. i. an sich gut […].[2]

Dagegen bringt ein heute schreibender englischsprachiger Ethiker, ein Australier in diesem Fall, den konsequentialistischen Ansatz, zu dem er sich bekennt, folgendermaßen auf den Punkt:

> [Es] würde jeder Konsequentialist darauf bestehen, dass wir für alle Konsequenzen unserer Handlungen verantwortlich sind, und wenn eine Konsequenz dessen, dass ich Geld für einen Luxusartikel ausgebe, darin besteht, dass jemand stirbt, dann bin ich für diesen Tod verantwortlich.[3]

Ob der Graben so tief ist, wie es hier zunächst den Anschein hat? Ich werde auf die Frage im letzten Abschnitt zurückkommen.

Europa als Gegenstand von Philosophie?

Wenn es, dem vorangehenden Abschnitt zufolge, keine besondere europäische Ausformung philosophischen Denkens und Argumentierens geben soll, wären dann nicht wenigstens Europa und die europäische Einigung, und eventuell auch vergleichbare Einigungsprozesse andernorts oder zu anderen Zeiten, ergiebige *Gegenstände* philosophischer Reflexion? In gewisser Weise: ja. Aber bevor ich dieses ‚ja' näher ausführe, drängt es mich, Folgendes in negativer Absicht festzuhalten:

Es gibt eine Vulgärauffassung von Philosophie, nach der Philosophen Leute sind, die zu allem oder beinahe zu allem etwas sagen können (und damit dann ja auch, wenn es stimmt, zu Europa). Eine Auffassung, die natürlich gefördert wird durch den Umstand, dass es in Deutschland inzwischen Buchpublikationen gibt, mit denen ‚Philosophien' des Essens, des Tanzens usw. begründet werden sollen; und dadurch, dass es – in Frankreich stärker noch als in Deutschland – eine thematisch ziemlich zügellose ‚Philosophie' im Feuilleton gibt, deren inhaltlicher Zusammenhang mit der akademischen Philosophie alles andere als klar ist. Diese Auffassung ist für universitäre

2 Kant, Immanuel: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, hg. v. Karl Vorländer, Hamburg: Meiner, 1965 (Philosophische Bibliothek 41), S. 10 f., AA S. 393 f.

3 Singer, Peter: *Praktische Ethik*, Stuttgart: Reclam, ^{2}1994, S. 288 [Original: *Practical Ethics*, Cambridge [u. a.]: Cambridge UP, ^{1}1979, ^{2}1993].

Vertreter des Faches nicht schmeichelhaft. Denn wer zu allem etwas sagen kann, der hat vielleicht zu gar nichts etwas Substanzielles zu sagen.

Weshalb ich das hier erwähne? Die europäische Einigung ist ein komplexer Vorgang, der mit den dabei auftretenden Schwierigkeiten, mit tatsächlichen oder, nach einer entsprechenden theoretischen Identifikation, möglicherweise herstellbaren begünstigenden Umständen usw. zweifellos für eine wissenschaftliche Begleit- und Unterstützungsforschung in Betracht kommt. Das muss dann aber klarerweise zunächst einmal eine empirische Forschung sein, die sich im disziplinären Rahmen von Sozialwissenschaft, Humangeografie, empirisch ausgelegter Politik- und Kulturwissenschaft sowie Wirtschaftswissenschaft und Jurisprudenz vollzieht. Es wäre verkehrt, wenn Philosophie, die weder eine empirische Wissenschaft ist noch, entgegen verbreiteten Überzeugungen, eine Kulturwissenschaft (zu letzterem Punkt Näheres im folgenden Abschnitt), sich hierbei eine Einmischung anmaßen würde.

Allerdings hat der Vorgang auch eine normative Seite, und mit dieser Seite fällt er ein Stück weit in die Zuständigkeit der Philosophie. Der etwa am Kontraktualismus und der Rechtsauffassung eines Thomas Hobbes (1588–1679) geschulte Philosoph wird Fragen nachgehen wollen wie:[4] *Sollten* wir denn die politische Einigung Europas haben (wollen), mitsamt einer partiellen Abtretung von Rechten der Nationalstaaten zugunsten übergeordneter Instanzen? Ein Recht auf etwas gibt es eigentlich, so Hobbes, nur dort, wo Recht kodifiziert und eine Instanz mit genügend Macht ausgestattet ist, um ihm zur Durchsetzung zu verhelfen. Ohne eine solche Infrastruktur existieren ‚gerecht' und ‚ungerecht' für Hobbes nicht, und jeder, d. h. jedes menschliche Individuum, dürfte in der Verfolgung seiner Interessen alles tun bzw. alles zu tun versuchen, ohne sich den Vorwurf ungerechten Verhaltens zuzuziehen. ‚Jeder', das wäre in unserem Zusammenhang nun nicht das einzelne menschliche Individuum, sondern jeder Nationalstaat. Eine Abtretung von Rechten kommt, verallgemeinert man den hobbesschen Ansatz entsprechend, für jeden einzelnen der staatlichen Vertragspartner nur dann in Frage, wenn sie mit der Gewähr verbunden ist: Die anderen Parteien sind in gleicher Weise zur Abtretung bereit, und die Unterwerfung unter eine durch diese Abtretungen und die Übertragung von Rechten mit entsprechender Machtfülle ausgestattete, übergeordnete Instanz (die Hobbes einen ‚Leviathan' nennt) bewirkt für alle ein höheres Wohlfahrtsniveau. Inwiefern ein höheres Niveau? Gemeint ist: verglichen mit einem Zustand, in dem fortwährend der auf die Dauer sehr anstrengende Versuch unternommen wird, ein der Positi-

---

4 Das thematisch einschlägige Schlüsselwerk Hobbes' ist der *Leviathan* von 1651: *Leviathan, or The Matter, Forme and Power of a Common-Wealth Ecclesiasticall and Civil.* Deutsche Ausgabe: Hobbes, Thomas: *Leviathan – oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, hg. u. eingel. v. Iring Fetscher, Frankfurt/M.: Suhrkamp, o. J.

vierung von Rechten vorgelagertes, gleichsam ‚natürliches' Recht auf alles auszuüben, nämlich in Konkurrenz mit ebenso agierenden Gegenspielern. Die Rechte-Abtretung erscheint dann, durchaus auch im ‚egoistischen' Sinne, rational.

Soll man solche Gedankengänge für zwischenstaatliche Verhältnisse gelten lassen? Inwieweit sind hier tatsächlich Rationalitätsannahmen im Spiel, und könnte man mit derartigen Rationalitätsannahmen allein auskommen? Das sind Fragen, deren Beantwortung typischerweise nach philosophischer Analyse verlangt. Zudem sind es Fragen, deren praktische Bedeutsamkeit in dem Maße wachsen wird, wie etwa im Zuge einer Verknappung bestimmter materieller Ressourcen sich die Konkurrenzsituation unter Staaten verschärft und ganze Gesellschaften gegeneinander Rechte auf äußere Güter geltend machen sowie diesbezüglich in zufriedenstellender Rechtssicherheit leben möchten.

Es liegt allerdings auch auf der Hand, dass die Reichweite des umrissenen und hier in den Zuständigkeitsbereich philosophischer Analyse gestellten Fragenkomplexes erheblich ist. Eine Einschränkung auf europäische Angelegenheiten wäre künstlich. Hier geht es am Ende um nicht weniger als den Gedanken eines Weltbundesstaates und dessen rationalitätstheoretische Rechtfertigung. Und dies zumal in Zeiten, in denen, sagen wir, der in der einen Staatengruppe gepflegte, über die Maßen Energie verzehrende Lebensstil das *prima-facie*-Recht der anderen Staatengruppe auf die Erhaltung ihres Territoriums, insbesondere auf dessen Schutz vor Überflutung infolge erwärmungsbedingten Anstiegs des Meeresspiegels, mehr als nur marginal berühren könnte. Sind solche mutmaßlichen Rechte tatsächliche Rechte, wenn ja, in welchem Sinne? Lässt sich der ihrer Erfüllung eventuell entgegenstehende Energiekonsum in großem Stil in einigen Regionen der Erde möglicherweise durch das Scheitern entsprechender Verhaltensgrundsätze an einem Verallgemeinerbarkeits-Test *à la* Kant als moralisch falsch erweisen (vgl. den letzten Abschnitt dieses Aufsatzes über Maximen des Handelns)? Was würde es bedeuten, jene Rechte institutionell abzusichern?

Die Stoßrichtung dieser Fragen gibt zu erkennen: Das europäische Staatensystem, und darüber hinaus: das System der Staaten der Welt, und die Frage nach den Grundzügen einer rational rechtfertigbaren zukünftigen Systementwicklung sind zu einem Gegenstand der Rechts- und Moralphilosophie geworden.

Gemeinsamer europäischer Grund: griechisch-römische Antike

Noch in einer anderen Hinsicht gibt Europa durchaus einen Gegenstand der Philosophie ab, und zwar nicht nur der von Europäern in Europa betriebenen Philosophie: Jene Art von Philosophie, die das gegenwärtige Philosophieverständnis Europas und darüber hinaus auch das der englischsprachigen

Welt im Ganzen bestimmt, hat ihren Ursprung in der griechisch-römischen Antike; darum ist die Beschäftigung mit älterer Philosophiegeschichte immer zugleich auch Beschäftigung mit einem Teil der Kulturgeschichte einer großen europäischen Region. Bei der seinerzeitigen Ausdehnung des Griechentums und der Reichweite der späteren römischen Herrschaft handelt es sich um eine Region mit Europa im heutigen Verständnis als Kerngebiet, dem aber Teile Vorderasiens und Nordafrikas angelagert sind. So bedeutet denn eine einigermaßen umfassende Beschäftigung mit antiker griechischer Philosophiegeschichte die Berücksichtigung etwa von: Thales von Milet (ca. 620–550 v. Chr., Milet: heutige Türkei), Anaxagoras von Klazomenai (ca. 500–430 v. Chr., Klazomenai: heutige Türkei), Ammonios Sakkas aus Alexandria (ca. 170–240), Plotin (ca. 205–270) als Schüler des Ammonios in Ägypten, usw.

Freilich ist Philosophie selbst da, wo sie historisch vorgeht und sich historischen Analyse- und Rekonstruktionsaufgaben widmet, nicht eigentlich ein kulturwissenschaftliches Unternehmen. Denn die Aufklärung von Meinungen und, soweit vorhanden, von zu deren Stützung aufgebotenen Argumenten historischer Akteure auf der philosophischen Diskursbühne ist eine Sache; wirklicher Philosophie, die keine Doxografie, keine bloße Beschreibung von Meinungen sein will, muss es darüber hinaus immer auch um die Behandlung von Geltungsfragen gehen und um die Erschließung historischer Inspirationsquellen für das aktuelle systematische, an Sachfragen orientierte Philosophieren. Im Hinblick auf Ziele der letzteren Art spielt es beispielsweise überhaupt keine Rolle, wie das Aufkommen bestimmter Philosophien eventuell durch die jeweiligen Zeitläufte, durch soziale und biografische Faktoren im Umfeld und im Leben der Repräsentanten dieser Philosophien begünstigt worden sein könnte. Kulturgeschichte hat sich, wo sie als Ideengeschichte konkretisiert wird, im Gegenteil gerade für derartige Interdependenzen zu interessieren.

Es tut den heutigen Europäern vom Schwarzen Meer bis zum Atlantik zweifellos gut, in der Folge philosophiehistorischer Vergewisserungen ein lebendiges Bewusstsein davon zu entwickeln, dass ihr Kontinent, bei aller zwischendurch über längere Zeitspannen hinweg erlittenen Spaltung in politischer und weltanschaulicher Hinsicht, auf eine gemeinsame gedankliche Basis zurückblicken kann – oder besser, da in der Antike natürlich keineswegs friedvolle gedankliche Übereinstimmung in wissenschaftlich-philosophischen Angelegenheiten vorherrschte: auf eine große, gemeinsame Abfolge von Diskurszusammenhängen, die bis heute ihre Nachwirkungen entfaltet. Nicht umsonst ist die europäische Philosophie als eine Reihe von Fußnoten zu Platon charakterisiert worden (durch Alfred N. Whitehead, den Partner Bertrand Russells bei der Abfassung des monumentalen logisch-mathematischen Grundlagenwerks *Principia mathematica*, in seinem von 1929 datierenden Buch *Process and Reality*).

In der Tat: Der philosophische Diskurszusammenhang der Antike, der nicht nur philosophische Anstrengungen im engeren Sinne umfasste, sondern

ungefähr seit dem 5. vorchristlichen Jahrhundert auch Projekte von zumindest dem Ansatz nach wissenschaftlicher Charakteristik überhaupt, hat die europäische Wissenschaftskultur und darüber hinaus die wissenschaftliche Weltkultur in bemerkenswerter Weise geprägt.

Ich will einige Beispiele nennen. Der Stellenwert mathematischer Forschung und Lehre in Platons Akademie, jener Institution, die in Athen unglaubliche 900 Jahre lang bis ins Jahr 529 n. Chr. Bestand hatte, muss beträchtlich gewesen sein. Sonst hätte es nicht im Eingangsbereich der Akademie, in Stein gemeißelt, heißen können: Kein ungeometrischer Mensch soll hier eintreten![5] Einen Höhepunkt griechischer Mathematik stellen dann die *Elemente* des Euklid (um 300 v. Chr.) dar. Der Stellenwert schließlich, der in der Neuzeit bis auf den heutigen Tag einer ‚rein' betriebenen Mathematik als einem gänzlich nicht-empirischen Wissenschaftsunternehmen zukommt, für das in größter Strenge ausgeführte beweisende Argumentationen charakteristisch sind, wäre vermutlich nicht denkbar ohne die sozusagen subkutane Nachwirkung der Schrift Euklids – und ohne die flankierende ontologische Unterstützung durch einen Platonismus, für den es als ausgemachte Sache gilt: Es gibt nicht nur mit den Händen greifbare oder für die Augen sichtbare, wenigstens im Prinzip sichtbare, empirische Dinge (und seien diese auch nur mit Hilfe ausgeklügelter Apparaturen sichtbar), sondern darüber hinaus eine reich bevölkerte Sphäre abstrakter Objekte, bei denen ein empirischer Zugriff nicht in Betracht kommt. Wobei diese Sphäre für einen Platon sogar mit unvergleichlich größerer ontologischer Dignität ausgestattet ist als der Bereich der empirischen Dinge.

Das auch in so manchem gegenwärtigen Diskussionszusammenhang zu verzeichnende ‚Schlachtgetümmel' zwischen materialistisch-reduktionistisch eingestellten Empirikern einerseits und Theoretikern der Transzendenz und der nicht sichtbaren Objekte andererseits hat Platon (427–347 oder 428–348 v. Chr.) in seinem Dialog *Sophistēs* mit Worten von kräftiger Bildhaftigkeit einen ‚eleatischen Fremden' beschreiben lassen[6] (hier in der Übertragung durch Friedrich Schleiermacher aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wiedergegeben):

> *Fremder:* Die einen ziehn alles aus dem Himmel und dem Unsichtbaren auf die Erde herab, mit ihren Händen buchstäblich Felsen und Eichen umklammernd. Denn an dergleichen alles halten sie sich und behaupten, das allein sei, woran man sich stoßen und was man betasten könne, indem sie Körper und Sein für einerlei

5 Nach dem Zeugnis des im 5. nachchristlichen Jahrhundert in Alexandria tätigen Johannes Philoponos in dessen Kommentar zu Aristoteles' Schrift über die Seele (*Peri psychēs*); S. 117 (27) der Kommentar-Ausgabe von Michael Hayduck, Berlin: Reimer, 1897.

6 Das Adjektiv ‚eleatisch' verweist auf die Herkunft der betreffenden Person (oder fiktiven Gestalt) aus der nahe Paestum gelegenen italienischen Stadt Elea, in der griechische Philosophen wie Xenophanes, Parmenides und Zenon schulbildend wirkten.

erklären; und wenn von den andern einer sagt, es sei auch etwas, was keinen Leib habe, achten sie darauf ganz und gar nicht und wollen nichts anderes hören.

Theaitetos: Ja, arge Leute sind das, von denen du sprichst, denn ich bin auch schon auf mehrere solche getroffen.

Fremder: Daher auch die gegen sie Streitenden sich gar vorsichtig von oben herab aus dem Unsichtbaren verteidigen und behaupten, gewisse gedenkbare, unkörperliche Ideen wären das wahre Sein, jener ihre Körper aber und was sie das Wahre nennen, stoßen sie ganz klein in ihren Reden und schreiben ihnen statt des Seins nur ein bewegliches Werden zu. Zwischen ihnen aber, o Theaitetos, ist hierüber ein unermeßliches Schlachtgetümmel immerwährend.[7]

Es nützt den heute lebenden Europäern, soweit ihnen an einer Selbstbehauptung im internationalen Wissenschaftswettbewerb gelegen ist, natürlich nichts, sich auf alten Lorbeeren ihrer philosophisch-wissenschaftlichen Tradition auszuruhen. Sie werden sich aber mit größerem Elan und Selbstbewusstsein an neu gesetzten Zielen abarbeiten können, wenn sie wissen: Sie stellen sich damit in eine Tradition, die schon immer die ihre und eine den ganzen Kontinent einbegreifende war. Und es könnte, nebenbei, das Verhältnis der Europäer zur islamischen Welt im Sinne einer Entspannung vorteilhaft beeinflussen, wenn sie sich klarmachen (ich erinnere an die in diesem Text erwähnten Milesier, Alexandriner …): Über eine sehr lange historische Zeitspanne waren führende Intellektuelle in heute islamisch geprägten Regionen der Welt mit an Bord des gemeinsamen Wissenschaftsschiffes. Die Phase des aktuellen *clash* der christlich-abendländischen und der islamischen Kulturen, die aus kurzsichtiger Perspektive für unabsehbare Dauer zementiert zu sein scheint, ist eine im historischen Maßstab bislang vergleichsweise sehr kurze Phase.

Transatlantischer Import-Export und der Ursprung der ‚anglo-amerikanischen' analytischen Philosophie

Ist es nur die doch so ferne Antike? Nein, für die Entwicklung eines angemessenen europäischen Traditions-, Einheits- und Selbstbewusstseins sind auch speziellere Beobachtungen einschlägig, die in die Zuständigkeit einer Philosophiegeschichte der neueren Zeit fallen würden. Die europäischen Philosophinnen und Philosophen könnten sich heute, in schwächeren Stunden sozusagen, als weitgehend ‚abgehängt' im internationalen Vergleich empfinden. Die prägende philosophische Strömung ist gegenwärtig im Welt-

7 Platon: Sophistēs, 246a7–c3, in: ders.: *Werke in acht Bänden*, griechisch und deutsch, hg. v. Gunther Eigler, Bd. 6: *Theaitētos, Sophistēs, Politikos/Theaitetos, Der Sophist, Der Staatsmann*, Darmstadt: WBG, 2001.

maßstab die sogenannte analytische Philosophie – mit dem Attribut ‚analytisch' versehen, weil sie sich ursprünglich aus einer Art von Philosophie entwickelt hat, die vor allem sprachanalytisch vorgehen wollte. In dieser analytischen Philosophie geben die USA, Australien … den Ton an. Europa, so könnte ein Außenstehender in polemischer Zuspitzung die Lage zu beschreiben geneigt sein, importiert, rezipiert und ist darum bemüht, mit der Herstellung von Kopien zum Niveau der Importware aufzuschließen.

Jedoch: Kennern der Philosophiegeschichte des 20. Jahrhunderts ist klar, dass die Import-Export-Richtung in Wirklichkeit (auch) eine umgekehrte war. Die heute von vielen Fachvertretern, die mit hegelscher Weltgeist-Metaphysik oder heideggerscher ‚Seyns-Tinktur' (wie das einmal ein Polemiker in der parodistischen Form einer Werbeanzeige genannt hat)[8] wenig zu tun haben wollen, als wissenschaftlich progressiv wahrgenommene analytische Philosophieströmung hatte ihren Ursprung auf dem europäischen Kontinent. Mit der Emigration vieler ihrer bedeutenden – und offenbar auch in politischer Hinsicht zu klaren Wahrnehmungen begabten – Repräsentanten aus dem Europa der Vorkriegs- und der Kriegszeit nach Großbritannien oder in die Vereinigten Staaten von Amerika wurde diese Art von Philosophie in die Aufnahmeländer verpflanzt und konnte dort so gut Fuß fassen, dass sie zu einer erstaunlichen Blüte gelangte. Rudolf Carnap (1891–1970) aus Ronsdorf bei Wuppertal, der zwischen 1931 und 1935 einen Lehrstuhl für Naturphilosophie an der Deutschen Universität Prag innehatte, beschreibt die Anbahnung des Imports in die USA durch Vertreter der amerikanischen Philosophie in seiner intellektuellen Autobiografie so (aus dem Amerikanischen übertragen von Willy Hochkeppel):

> 1934 lernte ich zwei amerikanische Philosophen kennen, die meine Freunde in Wien und danach mich in Prag besuchten, Charles Morris von der Universität Chicago und Willard V. O. Quine von der Harvard-Universität. Beide waren von unserer Art zu philosophieren sehr angetan und trugen später dazu bei, sie in Amerika bekannt zu machen. Beide bemühten sich auch darum, dass ich in die Vereinigten Staaten kommen konnte. Die Harvard-Universität lud mich im September 1936 zur Teilnahme an ihrer Dreihundertjahrfeier ein. Im Wintersemester 1936 berief mich die Universität von Chicago zu Vorlesungen und bot mir später eine Dauerstellung an, die ich vom Herbst 1936 bis 1952 innehatte. Ich war sehr glücklich, ständig in Amerika bleiben zu können, und 1941 wurde ich amerikanischer Staatsbürger. Ich war nicht nur erleichtert, der erstickenden politischen und kulturellen Atmosphäre und der Kriegsgefahr in Europa entkommen zu sein, sondern auch sehr froh, dass in den Vereinigten Staaten ein beträchtliches Interesse, vor allem bei jungen Philosophen, an einer wissenschaftlichen, auf moderner Logik beruhenden Methode der Philosophie bestand, und dass dieses Interesse von Jahr zu Jahr wuchs.[9]

8 Heckmann, Herbert: Heideggers Seynstinktur, in: Krüger, Michael/Wagenbach, Klaus (Hg.): *Tintenfisch 5. Jahrbuch für Literatur*, Berlin: Wagenbach, 1972, S. 77.

9 Carnap, Rudolf: *Mein Weg in die Philosophie*, übers. u. hg. v. Willy Hochkeppel, Stuttgart: Reclam, [2]1999, S. 54 [Original: Intellectual Autobiography, in: *The Philosophy of Rudolf*

Quine (1908–2000) sollte der wohl bedeutendste amerikanische Philosoph des 20. Jahrhunderts werden. Carnap spricht von seinen Wiener Freunden und denkt dabei an Personen wie: Kurt Gödel (1906–1978; Emigration in die USA 1940), Hans Hahn (1879–1934), Otto Neurath (1882–1945; Emigration nach Großbritannien 1940), Karl Popper (1902–1994; Emigration nach Neuseeland 1937), Moritz Schlick (1882–1936) und mit Einschränkung, wegen der komplizierteren persönlichen Beziehung, wohl auch an Ludwig Wittgenstein (1889–1951, in Großbritannien seit 1929).

Die philosophische Re-Integration Osteuropas und die überwundene Spaltung im Westen

Carnap hätte zur Charakterisierung des für ihn in jener Zeit prägenden wissenschaftlichen Umfelds auch von seinen Warschauer Freunden sprechen können. In der Tat heißt es an einer anderen Stelle seiner Autobiografie, im Zusammenhang mit der Erwähnung einer Vortragsreise, die Carnap von Prag nach Warschau geführt hatte und bei der er sich vor allem mit dem polnischen Kollegen Alfred Tarski (ursprünglich Alfred Teitelbaum, 1901–1983; Emigration in die USA 1939) fachlich ausgetauscht hatte:

> Ich fand, dass die polnischen Philosophen eine Menge gründlicher und fruchtbarer Arbeit in der Logik und ihrer Anwendung auf Begründungsprobleme, vor allem zur Grundlegung der Mathematik, zur Erkenntnistheorie und zur allgemeinen Sprachtheorie geleistet hatten, deren Ergebnisse allerdings Philosophen in anderen Ländern so gut wie unbekannt geblieben sind. Ich verließ Warschau mit Dank für die vielen anregenden Vorschläge und den ergiebigen Ideenaustausch, der mir Freude gemacht hatte.[10]

Heute bilden die bedeutendsten Arbeiten der polnischen Philosophie und mathematischen Logik der Vorkriegszeit, deren Blühen mit dem Einfall der Truppen Nazideutschlands in Polen ein jähes Ende bereitet wurde, einen wichtigen Teil philosophischer Curricula weltweit. Man spricht wieder mit großem Respekt von der ‚Lemberg-Warschau-Schule' (*Szkoła lwowsko-warszawska*). Und es ist erfreulich zu sehen, dass der philosophische Nachwuchs in Ländern des ehemaligen Ostblocks die Fäden großer Traditionen jener Art verstärkt aufzunehmen beginnt. Damit rückt allmählich das Ende einer Spaltung der Philosophie in Europa nahe, in deren Verlauf mit der Einverleibung philosophischer Professuren durch Institutionen zur Pflege und Verbreitung der marxistisch-leninistischen Weltanschauung (oder dessen, was man dafür halten wollte oder sollte) die Länder Osteuropas immer mehr zu philosophischen Niemandsländern, aus westeuropäischer Sicht, zu werden

---

Carnap, hg. v. Paul Arthur Schilpp, La Salle (IL): Open Court [u. a.], 1963 (The Library of Living Philosophers 11)].

10 Carnap: *Mein Weg in die Philosophie*, S. 49.

drohten: zu Ländern, in denen kaum jemand da war, der Philosophie, wirkliche und wissenschaftlich ernst zu nehmende Philosophie, betrieben hätte. Analoges galt für die DDR, auch wenn sie nicht Osteuropa zuzurechnen war.

Die einheitsstiftende Wirkung einer in geeigneter Qualität durchgeführten Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte der neueren Zeit, welche die weitgehend verdeckt liegenden Verbindungslinien zwischen verschiedenen Zentren des philosophischen Fortschritts in Europa herauspräpariert und angeblich auch philosophisch sich niederschlagende Kulturdifferenzen auf den Boden der Tatsachen zurückholt, ist nicht gering zu schätzen. Vor allem dann nicht, wenn man bedenkt, dass Philosophie sich leider mitunter, in einer unter wissenschaftlichen Gesichtspunkten unhaltbaren Art und Weise, zu spalterischen Zwecken hergegeben hat, und zwar auch im westeuropäischen Binnenraum.

Ich erwähnte oben im Abschnitt „Einheit des Denkens?“ einen Gegensatz, der zeitweilig, insbesondere unter kriegerischen Vorzeichen, zu einer tief reichenden Differenz von Nationalkulturen hochstilisiert wurde: den Gegensatz zwischen deutscher Philosophie der ‚Innerlichkeit‘ und einer angeblich typisch anglo-amerikanischen Fixiertheit auf Äußerlichkeiten – etwa im Bereich der moralischen Bewertung von Handlungen und Handlungssubjekten, aber natürlich auch mit Blick auf eher idealistisch oder stärker empiristisch geprägte Erkenntnistheorien. In den entsprechenden publizistischen Auseinandersetzungen im Vorfeld des Ersten Weltkrieges und in dessen Verlauf wurde die Frontlinie von deutscher philosophischer Seite aus so gezogen, dass auch noch die Franzosen und gerade sie zur Anhängerschaft eines bloß auf Nützlichkeit und äußere Zivilisiertheit hin ausgerichteten Denkens geschlagen wurden.

Umfangreiches Quellenmaterial zu dem in jener Zeit geführten gedanklich-publizistischen ‚Krieg‘ zwischen Philosophen verschiedener Nationalitäten hat Peter Hoeres in seinem 2004 erschienenen Buch *Krieg der Philosophen* ausgewertet. Man erfährt dort einiges beispielsweise über Rudolf Eucken (1846–1926), der über Jahrzehnte als Philosophieprofessor in Jena, im unmittelbaren Umfeld des oben erwähnten Frege also, wirkte und der 1908 immerhin mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde. Heute ist Eucken in der Philosophie so gut wie vergessen, ganz im Gegensatz zu Frege (der ausweislich seines politischen Tagebuchs allerdings auch kein weltanschauliches Unschuldslamm war, nur seiner Philosophie merkt man glücklicherweise nichts davon an). Euckens Entdeckung eines von ihm behaupteten, tief greifenden Unterschiedes zwischen deutscher Kultur der Innerlichkeit und einer französisch geprägten Kultur bloß äußerlich verfeinerter Lebensart gipfelt in heute nahezu unfassbar erscheinenden Einlassungen wie:

> Mit gutem Grund hat Fichte uns das Volk des Gemüts genannt. Er wollte damit nicht den Gliedern anderer Völker das Gemüt absprechen, das wäre eng und unrecht gewesen. Aber dahin ging seine Behauptung, daß die Innerlichkeit bei uns Deutschen zu einer gemein-

> samen, unser Schaffen beherrschenden und unsere Geschichte durchwaltenden Macht geworden ist, mehr als bei irgendwelchem anderen Volke. In diesem Sinne dürfen wir sagen, daß wir die Seele der Menschheit bilden und daß die Vernichtung der deutschen Art die Weltgeschichte ihres tiefsten Sinnes berauben würde.[11]

Dies ist eine Karikatur ‚deutscher Philosophie'. Eine Philosophie, die sich darum bemühte, spezifisch europäisch zu sein, liefe Gefahr, auf einer anderen Ebene in ähnliche Abwegigkeiten zu geraten – besser nicht!

Und was hat es nun mit der sachlichen Berechtigung einer Unterscheidung etwa in der Ethik zwischen Innerlichkeits-Betonung und Äußerlichkeits- oder Folgenbezug, nüchtern betrachtet, auf sich? Oder um die Sache an den beiden früher erwähnten Philosophen Kant und Singer und deren Zugängen zur Ethik festzumachen: Wie tief ist der Graben zwischen einer kantischen Ethik des guten Willens und einem singerschen utilitaristischen Konsequentialismus? Zunächst kann man den Gegensatz dadurch ein Stück weit abmildern, dass man einen Unterschied macht zwischen der Richtigkeit oder Falschheit von Handlungen einerseits und der Gutwilligkeit oder Böswilligkeit von Handlungssubjekten andererseits. Wenn einer guten Willens ist und mit den besten Absichten etwas tut, das, von ihm nicht erahnt, fatale Konsequenzen hat, dann kann man das Produkt, die Handlung, schlecht nennen, ohne gleich den Urheber, den Handelnden als Person, in Bausch und Bogen zu verurteilen. Darüber hinaus ist zu bedenken: Die nach Kants Konzeption durch einen uneingeschränkt guten und vernünftigen Willen zur Realisierung bestimmten Handlungsmaximen sind solche, die auch *verallgemeinert* gedacht zu einer für *alle* Akteure geltenden und, hypothetisch, von ihnen allen befolgten Handlungsnorm noch Bestand hätten. Für die Einschätzung, ob dem bei einer gegebenen Maxime so ist, müssten dann doch der Sache nach die kausalen Folgen einer entsprechenden allgemeinen Regulierung eine erhebliche Rolle spielen.

War also Kant vielleicht ein Konsequentialist? Oder Singer ein Verallgemeinerungs-Ethiker? Weil er die Interessen aller empfindungsfähigen Wesen in gleicher Weise zählen lassen wollte (in der Annahme, dass nur so eine moralische Norm, ihrem gleichsam eingebauten Universalismus entsprechend, gegenüber jedem rechtfertigbar sein kann)? Das muss man viel genauer auseinanderlegen, als es hier andeutungsweise getan wird, es gehört aber nicht in einen Beitrag wie diesen.

In dieser und ähnlich denkbarer Weise können ideologiefrei auszuführende, vergleichende Analysen philosophischer Positionen dazu beitragen, Kulturspaltungen, auch innereuropäischen Kulturspaltungen, den Boden zu entziehen. Von hier aus sollte auch noch etwas Licht auf das oben eingeführte Thema der Einheit der Rationalität fallen.

---

11 Eucken, Rudolf: *Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes*, Stuttgart, Berlin: Dt. Verl.-Anst., 1914, S. 23; zitiert nach Hoeres, Peter: *Krieg der Philosophen. Die deutsche und die britische Philosophie im Ersten Weltkrieg*, Paderborn [u. a.]: Schöningh, 2004, S. 220.

Literaturverzeichnis

Carnap, Rudolf: *Mein Weg in die Philosophie*, übers. u. hg. v. Willy Hochkeppel, Stuttgart: Reclam, [2]1999. [Original: Intellectual Autobiography, in: *The Philosophy of Rudolf Carnap*, hg. v. Paul Arthur Schilpp, La Salle (IL): Open Court [u. a.], 1963 (The Library of Living Philosophers 11)].

Eucken, Rudolf: *Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes*, Stuttgart, Berlin: Dt. Verl.-Anst., 1914.

Frege, Gottlob: *Die Grundlagen der Arithmetik. Eine logisch-mathematische Untersuchung über den Begriff der Zahl*, Hildesheim: Olms, 1961 [Nachdruck der Ausgabe Breslau: M. & H. Marcus, 1934; Erstausgabe Breslau: Koebner, 1884].

Heckmann, Herbert: Heideggers Seynstinktur, in: Krüger, Michael/Wagenbach, Klaus (Hg.): *Tintenfisch 5. Jahrbuch für Literatur*, Berlin: Wagenbach, 1972, S. 77.

Hobbes, Thomas: *Leviathan – oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, hg. u. eingel. v. Iring Fetscher, Frankfurt/M.: Suhrkamp, o. J. [Original: *Leviathan, or The Matter, Forme and Power of a Common-Wealth Ecclesiasticall and Civil*, 1651].

Hoeres, Peter: *Krieg der Philosophen. Die deutsche und die britische Philosophie im Ersten Weltkrieg*, Paderborn [u. a.]: Schöningh, 2004.

Johannes Philoponos: *In Aristotelis De anima libros commentaria*, hg. v. Michael Hayduck, Berlin: Reimer, 1897.

Kant, Immanuel: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, hg. v. Karl Vorländer, Hamburg: Meiner, 1965 (Philosophische Bibliothek 41); mit den Seitenzahlen der Akademie-Ausgabe *Kant's Gesammelte Schriften* (= AA), hier Bd. 4, Berlin: Reimer, 1903.

Platon: Sophistēs, in: ders.: *Werke in acht Bänden*, griechisch und deutsch, hg. v. Gunther Eigler, Bd. 6: *Theaitētos, Sophistēs, Politikos/Theaitetos, Der Sophist, Der Staatsmann*, Darmstadt: WBG, 2001.

Singer, Peter: *Praktische Ethik*, Stuttgart: Reclam, [2]1994 [Original: *Practical Ethics*, Cambridge [u. a.]: Cambridge UP, [1]1979, [2]1993].

Whitehead, Alfred North/Russell, Bertrand: *Principia mathematica*, Bd. 1–3, Cambridge: Cambridge UP, 1910–13.

Whitehead, Alfred North: *Process and Reality. An Essay in Cosmology. Gifford Lectures Delivered in the University of Edinburgh during the Session 1927–28*, New York: Macmillan, Cambridge: Cambridge UP, 1929.

Christoph Flamm

Heimathafen Europa? Ästhetische und (geo-)politische Verankerungen der Musik im 20. und 21. Jahrhundert

Le nationalisme dans la musique est un phénomène que l'on ne rencontre pas uniquement au XIXe siècle et au début du XXe siècle, mais dont l'histoire est bien plus ancienne, et qui se perpétue jusqu'à l'heure actuelle, de manière ouverte ou camouflée. Certaines compositions datant de l'époque des deux Guerres mondiales attestent que le nationalisme musical n'est pas la simple quête d'une identité sonore propre, mais représente également une démarcation caricaturale des cultures (musicales) étrangères. La pérennité d'éléments nationalistes au sein du système de blocs post-national à l'époque de la Guerre froide, mais aussi à l'heure actuelle, est problématisée à l'aide d'exemples caractéristiques.

> „Die Russen", sagte Deutschlin sentenziös, „haben Tiefe, aber keine Form. Die im Westen Form, aber keine Tiefe. Beides zusammen haben nur wir Deutsche."[1]

Für die studentische Hautevolée des Fin de siècle, die im XIV. Kapitel von Thomas Manns *Doktor Faustus*, während ein Wandertag auf Scheunenstroh ausklingt, über Gott und die Welt räsonniert, war der Zusammenhang von Nationalität und Kultur unstrittig, geradezu genetisch verbürgt. Was Mann den stämmigen Geradeausdenker Deutschlin, kaum geschützt von der distanzierenden Ironie des Erzählers über die geschraubte Attitüde und unfreiwillige Komik der in bäuerlicher Primitivität hospitierenden Stadtstudenten, verkünden lässt, kann wohl als Gemeinplatz nationalen Eigendünkels gelten, wie er sich am Ende eines überlangen Jahrhunderts der Nationalstaaten ausgebildet hatte. Und das nicht nur in Deutschland. Dampfender Chauvinismus beherrschte das Geistesleben Europas vor dem Ersten Weltkrieg, kulturelles Hegemonialstreben analog zur imperialistischen Welteroberungspolitik der Industrienationen. Und nach dem nonchalanten Zwischenspiel der Roaring Twenties postulierten neue Vormachtsfantasien, von staatlicher Politik straff gelenkt, nicht nur den Primat der je eigenen Kultur über den Rest der Welt –

---

1 Mann, Thomas: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*, Stockholm: Bermann-Fischer, 1947, hier zitiert nach der Taschenbuch-Ausgabe Frankfurt/M.: Fischer, ³⁶2008, S. 167.

sie führten unter Hitler und Stalin bis zur Ausmerzung des vermeintlich Fremden, Anderen, Unerwünschten, auch im Reich der Töne. Dass im *Doktor Faustus* gerade die Musik, nach nationalsozialistischer Lesart die ‚deutscheste aller Künste'[2], das Sinnbild, den magischen Kern einer zwischen Ratio und Irrationalität taumelnden nationalen Hybris zwischen Jahrhundertwende und Zusammenbruch 1945 bildet, ist alles andere als Zufall. Das kulturell Fremde auszumerzen und die Vision einer reinen Nationalkultur zu verwirklichen, das versuchten Komponisten bereits in eben jenem überhitzten Treibhaus der Nationalismen, das Mann als europäische Décadence skizziert hat – einige Beispiele mögen das später veranschaulichen. Und wichtiger noch, es gibt nicht nur ein chauvinistisches Vorspiel, sondern auch ein Nachspiel, das die Musik seit 1945 als Spiegelbild der von bald offenen, bald versteckten Nationalismen durchzogenen geistig-kulturellen Entwicklung Europas erkennen lässt: mit Reflexen in den Werken, ihren Mechanismen, ihren musikgeschichtlichen Deutungsversuchen. Die Musik nicht nur der großen, sondern auch der von den größeren abhängigen und auf sie spannungsvoll bezogenen kleineren europäischen Kulturen spiegelt solche geschichtlichen Zustände mitunter präzise wider. Doch was bei Thomas Mann noch ganz wesentlich eine europäische Diskussion war, ist seit Langem erdumspannend: Kulturelle Entwicklungen stehen zu Beginn des 21. Jahrhunderts a priori in einer Perspektive, die durch den Gegensatz von global und regional geprägt ist. Das nationale Moment ist dabei oft anderen Identitätsmerkmalen gewichen, wenn auch nicht überall.

Vorgeschichte

Dies ist allerdings kein wirklich neues Phänomen: Schon der flüchtige Blick in frühere Jahrhunderte zeigt, dass sich Phasen musikalischer Globalisierung und umgekehrt musikalischer Regionalisierung seit je abgewechselt haben. Die franko-flämische Vokalpolyphonie erreichte im 15. Jahrhundert mit ihren noch handgeschriebenen Schöpfungen wie auch in Form ihrer kostspieligen Repräsentanten alle größeren Fürstenhöfe Europas, so lange, bis kurz nach 1500 landessprachliche Varianten weltlicher Musik allerorten aus dem Boden schossen und für eine Ausdifferenzierung in verschiedene regionale Typen

2 Diese Deutung ist keine Schöpfung der nationalsozialistischen Ideologie, sondern findet sich schon bei Johann Gustav Droysen: „…führte in Deutschland die Reformation vor Allem das Volkslied in die Kirchen ein und der Choral der Gemeinde ward der Stamm, an dem sich die Kunst der deutschen Musik, die deutscheste Kunst emporrankte." (*Vorlesungen über die Freiheitskriege*, Kiel: Universitäts-Buchhandlung, 1846, Bd. 1, S. 112, zitiert nach Riethmüller, Albrecht: „Is That Not Something for *Simplicissimus*?!" The Belief in Musical Superiority, in: Applegate, Celia/Potter, Pamela (Hg.): *Music & German National Identity*, Chicago, London: University of Chicago Press, 2002, S. 288–304, hier S. 292).

sorgten. Aus dieser Typenbildung ging in Italien gleichsam als ‚Sieger' ein vierstimmiges, durch motivische Imitation in allen Stimmen zusammengehaltenes Satzbild hervor, das Madrigale, Messen und Motetten im mittleren 16. Jahrhundert beherrschte und von weither Komponisten über die Alpen zog, die dann, vom Föhn in ihre jeweilige Heimat zurückgetragen, dort dieselben Muster pflegten. Ähnliches wiederholte sich mit dem konzertierenden Barockstil und der Generalbass-gestützten Monodie nach 1600, dann nochmals mit dem Concerto und der Opera seria nach 1700. Italien war über Jahrhunderte die Mutter aller Musik, konkurrenzlose Heimstatt oder Gesellenstube fast aller namhaften Komponisten, das restliche Europa konzentrisch auf sich beziehend, dessen Anblick einem Sammelsurium mehr oder minder gelungener Import- und Imitationsversuche glich. Sondertraditionen wie etwa die norddeutsche Orgelschule oder das tanzfixierte französische Musiktheater bildeten aufs Ganze gesehen kaum mehr als Schößlinge im Unterholz italienisch duftender Haine – endemische Orchideen ohne Chance auf Verbreitung. Europa war im 18. Jahrhundert in seinen musikalischen Hauptformen von Lissabon bis Petersburg daher eine nahezu homogen italianisierte Landschaft. Dass aber verschiedene Nationen auch verschieden klingen könnten, galt lange Zeit allenfalls als ästhetisches Spiel, das erst in den lebhaften Diskussionen über den französischen, italienischen und gemischten Stil im 18. Jahrhundert zunehmend an Leichtigkeit einbüßte. Als Mozart seinem Vater 1778 schrieb, er könne „so ziemlich, wie sie wissen, alle art und styl vom Compositions annehmen und nachahmen",[3] meinte er letztlich die Verfügbarkeit von charakteristischen Teilaspekten einer universellen Musiksprache. Die Aufklärung befand, dass ebendies weniger Kunst als Künstlichkeit sei, artifizielle Gespreiztheit, die es zu überwinden galt, um statt ihrer das Natürliche zu finden – ein *back to nature* 200 Jahre vor Hippies und Umweltbewegung, aber deutlicher noch ein *back to the roots*, das in unserer globalisierten Gegenwart offensichtlich neue Aktualität bekommen hat.

Das neue aufklärerische Ideal der Natürlichkeit zog nicht nur die Vereinfachung der musiksprachlichen Strukturen nach sich, sondern auch die gezielte Suche nach künstlerischen Ausdrucksformen, die in ‚natürlicher' – das 19. Jahrhundert wird sagen: ‚biologischer' oder ‚organischer', später: ‚rassischer' und noch später: ‚genetischer' – Beziehung zum Menschen stünden, der um die Bedeutung der eigenen Herkunft weiß. Beides verband sich ganz besonders im Lied, sei es im klavierbegleiteten Sologesang, sei es in geselligen Besetzungen und Chören. Herders von späteren Volkstums-Auswüchsen noch ganz unbefleckte Abhandlung über den Ursprung der Sprache und seine Sammlung von *Stimmen der Völker* stießen den Kiesel an, der unaufhalt-

3 Mozart, Nachschrift zum Brief seiner Mutter Anna Maria an den Vater Leopold aus Mannheim vom 7. Februar 1778; zitiert nach Mozart, Wolfgang Amadeus: *Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe*, hg. v. der Internationalen Stiftung Mozarteum, Bd. 2: *1777–1779*, Kassel [u. a.]: Bärenreiter, 1962, S. 265.

sam anwachsend durch die Kulturwelt des 19. Jahrhunderts rollte und im 20. Jahrhundert dann zur alles zermalmenden Walze, zur ideologisch aufgedunsenen Geröllawine werden sollte.

Nationale Positionen ließen sich wohlfeil über das Zitieren von Volksliedern gewinnen, aber auch auf abstrakterer Ebene. Dies zeigt sich etwa in Felix Mendelssohns Oratorien, die er nach Georg Friedrich Händels (seinerzeit für die Selbstfindung des englischen Bürgertums so wichtigen) Modellen schuf, dabei aber das Erhabene in Anlehnung an Bach durch Choräle ins Sakrale steigerte – musikalisches Nationalgefühl für Hörerscharen via Religion, Geschichte und nicht zuletzt Klangmasse. Erst nach der vermeintlich über den Nationen schwebenden Klassik, die sich alle Menschen zu Brüdern wünschte, begab sich die Musik in die eigentlichen Niederungen der Idee vom ‚Volk', die in Robert Schumanns Generation noch romantisch zum Volkstümlichen verklärt, ab Richard Wagner dann zum Völkischen überhöht wurde. Eine bezeichnende Anekdote: Als nach der ersten vollständigen Aufführung des *Ring des Nibelungen* 1876 der Komponist vor den Vorhang trat, fand er für sein aus allen Ländern herbeigereistes illustres Publikum kein Wort der Dankbarkeit, sondern äußerte in einer narzisstischen Anwandlung, dass erst jetzt bei gutem Willen „eine Kunst" zu haben sei; die brüskierte Menge wurde anderntags mit der nachgeschobenen Erklärung beschwichtigt, dass erst jetzt „eine *deutsche* Kunst" zu haben sei – die sich von allen fremden Elementen emanzipiert habe.[4] Dies bedeutete eine weitere Vertiefung der Gräben, die schon damals zwischen den Musiknationen verliefen und zu deren Entstehung gerade Wagners Worte und Taten beigetragen hatten.

Ganz besonders tief war die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich, die um 1900 als Opponenten der Tonkunst erschienen, und genau an diesen beiden Polen sollten sich Komponisten vieler Länder bis weit ins 20. Jahrhundert hinein orientieren.[5] Unmittelbar nach der Niederlage im Krieg gegen Preußen riefen Frankreichs Musiker im Februar 1872 eine Société nationale de musique ins Leben, die zumindest im Reich der Töne verlorenes Terrain wieder zurückerobern sollte, und dies nicht zufällig in den ‚erzdeutschen' Gattungen der Instrumentalmusik für Kammer und Kon-

4 Dazu ausführlich jüngst Schneider, Herbert: Die Eröffnung der Bayreuther Festspiele 1876 als internationales Medienereignis, in: Vogel, Christine/Schneider, Herbert/Carl, Horst (Hg.): *Medienereignisse im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge einer interdisziplinären Tagung aus Anlass des 65. Geburtstages von Rolf Reichardt*, München: Oldenbourg, 2009 (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution 38), S. 165–212.

5 Zu nationalistischen Tendenzen in der französischen Musik vgl. Kelly, Barbara L. (Hg.): *French Music, Culture, and National Identity, 1870–1939*, Rochester: University of Rochester Press, 2008, sowie – aus der Perspektive der Gender Studies – Fauser, Annegret: Gendering the Nations: The Ideologies of French Discourse on Music (1870–1914), in: White, Harry/Murphy, Michael (Hg.): *Musical Constructions of Nationalism. Essays on the History and Ideology of European Musical Culture 1800–1945*, Cork: Cork UP, 2001, S. 72–103.

zertsaal sowie mit jenen ‚erzdeutschen' kompositionstechnischen Verfahren, die Beethoven so eindrucksvoll in die Welt gesetzt hatte – allen voran das zyklische Verschmelzen mehrsätziger Formen in ein größeres Ganzes. Doch hatten schon die Romantiker längst Wege gefunden, auch diese Formen absoluter Musik durch Einbindung von Heimatklängen und Liedern, Volksliedern zumal, in eindeutige nationale Bahnen zu lenken: Franz Schubert in volkstümlicher Tanzmusik, aber auch im Liederton seiner letzten Sinfonien, dann nach seinem Vorbild Mendelssohn und Schumann in den ihrigen, Johannes Brahms schon in seinen frühen Klaviersonaten.

Im mittleren 19. Jahrhundert war also gut beraten, wer Volkslieder sein Eigen nennen konnte. Aber welche nationalen musikalischen Charakteristika besaß denn das Liedgut, dessen sich deutsche und französische Komponisten beispielsweise in sinfonischen Dichtungen, den programmatisch konkretisierten Diadochen der totgeglaubten Sinfonie, bemächtigten konnten? Welches gelebte Brauchtum besaßen diese Nationen noch, das zur musikalischen Identifikation getaugt hätte? Die Volkslieder, die Brahms in Töne setzte, waren allesamt artistisch zurechtgebogene, wenn nicht ganz nachgebildete Idealformen, die mit dem, was in Rückzugsgebieten vielleicht noch zu hören gewesen sein mochte, nicht viel zu tun hatten. Kaum weniger kritisch in Bezug auf die Authentizität beim Zitieren von Volksliedern lassen sich einzelne Versuche französischer Komponisten deuten wie etwa Vincent D'Indys *Symphonie sur un chant montagnard* op. 25 von 1886.

Hier nun, nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, schlug endlich die Stunde von Europas Rändern: Während sich slawische, skandinavische, baltische Komponisten auf lebendiges musikalisches Brauchtum als Muster und Inspirationsquelle stützen und stürzen konnten, um mit unverwechselbarer Stimme (nämlich ‚des Volkes') zu sprechen – ein Vorgang, der zur Entstehung der sogenannten Nationalen Schulen führte –, mussten mitteleuropäische Tonsetzer das Wesen ihrer Nation auf abstrakter Ebene in Töne zu setzen suchen.[6] Deutsch war der Blick in die geschichtliche Tiefe, beispielsweise das erwähnte Historisieren bei Mendelssohn, waren aber auch Brahms' neobarocke Formen und Satztechniken. ‚Tiefe', das eigentliche Zauberwort deutscher Musik und deutschen Wesens: Sie dient im *Doktor Faustus* zur Abgrenzung von französischer ‚Oberflächlichkeit', und sie unterscheidet sich durch die Strenge ihrer Verarbeitung von den ‚formlosen Seelenergüssen' der Slawen. Deutschlins Sentenz hat es auf den Punkt gebracht: (Musikalischer) Nationalismus ist, wie jede andere weltanschauliche Attitüde, Ideologie oder Religion auch, eine Medaille mit zwei Seiten: Identitätsstiftung nach innen, Ab- und Ausgrenzung nach außen.

6 Zum gesamten Problemfeld der musikalischen Nationenbildung im 19. Jahrhundert siehe Curtis, Benjamin W.: *Music Makes the Nation. Nationalist Composers and Nation Building in Nineteenth-Century Europe*, Amherst (NY): Cambria Press, 2008.

In dem Moment, wo die Zuordnung von Volk und Kultur nicht nur ästhetisch postuliert, sondern auch durch (pseudo-)naturwissenschaftliche Theorien zementiert wurde, verlor das Konzert der Nationen seine Unschuld. Der Ungeist biologistisch-rassistischer Definitionen wehte Mendelssohn in Deutschland ebenso entgegen wie Anton Rubinstein in Russland, ungeachtet der enormen Verdienste beider um das Musikleben ihrer Länder. (Die weiteren Auswirkungen antisemitischer Musikkritik sind zu groß, zu vielfältig und zu verheerend, um sie hier auszubreiten.) Doch auch ohne wissenschaftlichen Überbau leistete die Musik in den Konflikten des 20. Jahrhunderts Beiträge zum Kampf gegen den politischen Feind, indem sie ihn zum kulturellen Feind machte. Im Gegensatz zur Rolle der Musik als eines affirmativen, nationale Identität stiftenden Faktors ist dies in der Musikgeschichtsschreibung weniger beachtet worden: dass Idiome auch in persiflierender Weise benutzt werden konnten, um den Gegner auszugrenzen und zu brandmarken – bis hin zur offenen Propaganda in Kriegszeiten.

Musikalische Feindbilder (I): Erster Weltkrieg

Claude Debussys künstlerische Opposition zu Deutschland, die ihn weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus zu einer der wichtigsten Leitfiguren der Überwindung des *wagnérisme* und überhaupt deutscher Musiktraditionen werden ließ, steigerte sich im Ersten Weltkrieg zu politischer Schärfe und offenem Hass, obwohl Deutschland in seinen Augen schon keine bedeutenden Tonsetzer mehr hervorbrachte: „En 70, *ils* avaient Richard Wagner. En 1914, *ils* n'ont plus que Richard Strauss.“[7] Während der enorme Einfluss Wagners auf die französische Musik und insgesamt auf die französische Kultur an Intensität allmählich abnahm, lebten indirekte Einflüsse deutscher Musik weiter, etwa in der zyklischen Kompositionstechnik und dichten Alterationsharmonik im Schülerkreis von César Franck – den Debussy aber als Belgier und damit Nicht-Franzosen einstufte.[8]

---

7 Postscriptum eines Briefs an Désiré-Emile Inghelbrecht vom 18. August 1914, Debussy, Claude: *Correspondance 1872–1918*, hg. v. François Lesure u. Denis Herlin, [Paris]: Gallimard, 2005, S. 1845.

8 So in einem Brief an Francis Poulenc vom 23. Oktober 1915: „Mais le respect que l'on doit à César Franck commande d'affirmer, qu'il est un des plus grands musiciens flamands“ (Debussy: *Correspondance*, S. 1951), und deutlicher noch in einem Interview für *La Revue Blanche,* 2. April 1904: „César Franck n'est pas français, il est belge. […] L'action de César Franck sur les compositeurs français se réduit à peu de chose; il leur a enseigné certains procédés d'écriture, mais leur inspiration n'a aucun rapport avec la sienne“; zitiert nach der Ausgabe Debussy, Claude: *Monsieur Croche et autres écrits*, hg. v. François Lesure, [Paris]: Gallimard, 1971, S. 272–273.

Schon lange vor dem Krieg hatte Debussy in Interviews und Artikeln diese im Wesentlichen von Deutschland ausgehende Überfremdung der französischen Musik beklagt; die großen Denkmäler der deutschen Kultur wie Bachs h-Moll-Messe und Goethes *Faust II* erklärte er kurzerhand zu Universalien:

> […] ces œuvres resteront des monuments de beauté, aussi uniques qu'inimitables ; elles ont une influence pareille à celle de la mer ou du ciel, ce qui n'est pas intentionellement allemand, mais universel.[9]

Trotz seiner Begeisterung für Bach, Mozart und sehr lange Zeit auch für Wagner wird nach Ausbruch des Krieges ein unversöhnlicher, kämpferisch-patriotischer Ton angeschlagen:

> Depuis sept mois, la musique est soumise au régime de la réquisition militaire. […] Et pourtant nous savons que la grande consolatrice aura bientôt à reprendre sa magnifique tâche interrompue. Nous pensons même qu'elle sortira de l'épreuve du feu plus pures [sic], plus brillante et plus forte. Il faut que la fortune de nos armes ait son retentissement immédiat dans le prochain chapitre de notre histoire de l'art ; il faut que nous comprenions enfin que la victoire apporte à la conscience musicale française une libération nécessaire. Voici bien des années que je ne cesse de le répéter : nous sommes infidèles à la tradition musicale de notre race depuis un siècle et demi. […] En fait, depuis Rameau, nous n'avons plus de tradition nettement française. […] Nous avons demandé pardon à l'univers de notre goût pour la clarté légère et nous avons entonné un choral à la gloire de la profondeur. Nous avons adopté les procédés d'écriture les plus contraires à notre esprit, les outrances de langage les moins compatibles avec notre pensée ; nous avons subi les surcharges d'orchestre, la torture des formes, le gros luxe et la couleur criarde… et nous étions à la veille de signer des naturalisations bien plus suspectes encore lorsque le canon demanda brusquement la parole !… Sachons comprendre son éloquence brutale. Aujourd'hui que s'exaltent toutes les vertus de notre race, la victoire doit rendre aux artistes le sens de la pureté et de la noblesse du sang français. Nous avons là toute une province intellectuelle à reconquérir.[10]

In seiner kategorischen Ablehnung deutscher Muster sah sich Debussy geeint mit Igor' Stravinskij, dem russischen Parvenu, dessen Ballette in Paris Sensation gemacht hatten:

> Cher Strawinsky, vous êtes un grand artiste ! Soyez de toutes vos forces, un grand artiste russe ! C'est si beau, d'être de son pays, d'être attaché à sa terre comme le plus humble des paysans ! Et quand l'étranger met ses pieds sur elle, comme les blagues internationalistes sont amères ! Dans ces dernières années, quand j'ai senti les miasmes austro-boches s'étendre sur l'art, j'aurais voulu avoir plus d'autorité pour crier mon inquiétude, pour avertir du danger vers lequel nous courions, sans méfiance. Comment n'avons-nous pas deviné

9 Debussy, Claude: L'influence allemande sur la musique française, in: *Mercure de France* (Januar 1903); zitiert nach ders.: *Monsieur Croche*, S. 64.

10 Debussy, Claude: Enfin, seuls!…, in: *L'Intransigeant*, 11. März 1915; zitiert nach ders.: *Monsieur Croche*, S. 259–260.

> que ces gens tentaient la destruction de notre art, comme ils avaient préparé la destruction de nos pays ? Et surtout, cette vieille haine de race qui ne finira qu'avec le dernier des Allemands ! Y aura-t-il jamais un dernier Allemand ? Car je reste persuadé que les soldats allemands [se] reproduisent entre eux ![11]

Solche Allianzen scheinen dem Zitat aus *Doktor Faustus* Recht zu geben: Der Feind meines Feindes ist mein Freund, auch im Reich der Töne. Ob man wie der US-amerikanische Musikwissenschaftler Richard Taruskin aus Debussys abfälligem Urteil über Paul Dukas („Vous avez raison, *Ariane et Barbe-bleue* est un chef-d'œuvre, mais ce n'est pas un chef-d'œuvre de musique française…"[12]) zudem auch antisemitische Untertöne hören kann,[13] erscheint angesichts von Debussys umfassender Kritik deutschen Einflusses auf die französische Musik fraglich. Ganz sicher aber hatte er sich unter dem Eindruck des Krieges mit Deutschland von einem allen kulturellen Anregungen aufgeschlossenen Paulus zum chauvinistischen Saulus gewandelt, für den es im Krieg wie für so viele Intellektuelle damals nicht um territoriale, sondern um Fragen der kulturellen Existenz ging. Mehrfach definierte er die nationale Eigenart der französischen Musik im Gegensatz zur deutschen:

> La musique française […] c'est la clarté, l'élégance, la déclamation simple et naturelle ; la musique française veut avant tout, *faire plaisir*. […] Il faut débarrasser la musique de tout appareil scientifique. La musique doit humblement chercher à *faire plaisir* ; il y a peut-être une grande beauté dans ces limites. L'extrême complication est le contraire de l'art.[14]

> Les Français oublient trop volontiers les qualités de clarté et d'élégance qui leur sont propres pour se laisser influencer par les longueurs et les lourdeurs germaniques.[15]

Und wie sieht diese Opposition im klingenden Resultat aus? Debussys Suite *En blanc et noir* für 2 Klaviere, entstanden 1915, mitten im Ersten Weltkrieg, führt nicht nur exemplarisch vor, was der Komponist unter französischem Stil versteht, sondern auch, wie sich ein Choral ‚zum Ruhm der Tiefe' als deutscher Fremdkörper ausnimmt. Der aus Briefen bekannte ursprüngliche Werktitel *Caprices en blanc et noir* spielte wohl auf Goyas *Caprichos* und damit möglicherweise auch indirekt auf dessen *Desastres de la guerra* an; dem Komponisten schwebten jedenfalls musikalische Kriegsbilder vor. Dem zweiten Stück der Suite, das dem Andenken des im Krieg gefallenen Neffen seines

---

11 Brief vom 24. Oktober 1915, zitiert nach Debussy: *Correspondance*, S. 1952–1953.

12 Brief an Vittorio Gui vom 25. Februar 1912, zitiert nach Debussy: *Correspondance*, S. 1494.

13 Taruskin, Richard: *The Oxford History of Western Music*, Oxford, New York: Oxford UP, 2005, Bd. 4: *The Early Twentieth Century*, S. 106.

14 Debussy, Claude: L'état actuel de la musique française, in: *La Revue bleue*, 2. April 1904, zitiert nach ders.: *Monsieur Croche*, S. 272–273.

15 Debussy, Claude: La musique d'aujourd'hui et celle de demain, in: *Comoedia*, 4. November 1909, zitiert nach ders.: *Monsieur Croche*, S. 280.

Verlegers Durand gewidmet ist, stellt Debussy ein Zitat aus François Villons *Ballade contre les ennemis de la France* (1461) voran:

> Prince, porté soit des serfs Eolus
> En la forest ou domine Glaucus
> Ou privé soit de paix et d'espérance
> Car digne n'est de posséder vertus
> Qui mal vouldroit au royaume de France.

Die Musik lässt sich am besten als Reihungsform und, ganz entgegen akademischen Traditionen, als Montage heterogener Elemente beschreiben – Elemente, die zum Teil plakativ für die Kriegsparteien stehen: für das wilhelminische Deutschland der Choral aller protestantischen Choräle „Ein feste Burg ist unser Gott", der von einer marschartig-repetitiven dissonanten Begleitfigur gleichsam verzerrt wird (siehe Abb. 1), für die französische Nation gegen Ende des Werkes Fragmente aus der *Marseillaise*. An seinen Verleger Jacques Durand schrieb Debussy hierzu:

> Vous verrez ce que peut 'prendre' l'hymne de Luther pour s'être imprudemment fourvoyé dans un 'Caprice' à la française. Vers la fin, un modeste carillon sonne une pré-Marseillaise ; tout en m'excusant de cet anachronisme, il est admissible à une époque où : les pavés des rues, les arbres des forêts sont vibrants de ce chant innombrable.[16]

En blanc et noir ist also im doppelten Sinn eine ‚Schwarz-und-Weiß'-Zeichnung: eine musikalische Gut-und-Böse-Allegorie. Dessen sind sich heutige Interpreten und Hörer wohl selten bewusst, jedenfalls sicherlich nicht des bitteren Ernstes, mit dem Debussy hier, wenn auch zugleich augenzwinkernd, seinen Kulturkampf zum größeren Ruhme Frankreichs ausfocht. Aber ohne dieses Wissen ist ein wirkliches Verständnis des Werkes nicht möglich.

Ein sehr ähnliches musikalisches Echo fanden die deutsch-französischen Kriegsdesaster im gleichen Jahr 1915 bei Alfredo Casella, dem späteren Haupt des italienischen Neoklassizismus, der fast zwei Jahrzehnte in Paris gelebt und studiert hatte und nun eine Phase der ästhetischen Des- und Neuorientierung durchlebte, gleichsam das atonale Intermezzo seiner Entwicklung. Casella war Eklektizist par excellence, der nicht nur viele Einflüsse der französischen Musik in sich aufgesogen hatte (Debussy, Maurice Ravel, Emmanuel Chabrier), sondern auch die Anregungen von Stravinskij, Gustav Mahler, George Enescu und anderen. Für ihn galt wie für seine komponierenden Landsleute (darunter Gianfrancesco Malipiero und Ottorino Respighi), deren ästhetische Differenzen später mit dem Schlagwort der ‚Generazione dell'ottanta' nivelliert wurden, die Forderung nach einer erneuerten, die entwicklungsgeschichtliche Verspätung und Provinzialisierung der italienischen Musik überwindenden, aber noch immer national geprägten

16 Brief vom 22. Juli 1915, zitiert nach Debussy: *Correspondance*, S. 1910.



Abb. 1: Claude Debussy, *En blanc et noir* (1915), Nr. 2, Ausschnitt: Eintritt des Chorals „Ein feste Burg ist unser Gott“

Tonsprache. Wie für Debussy galt es also, in erster Linie die erdrückenden und akademisch versteiften deutschen Traditionen abzuschütteln; aber anders als Debussy musste Casella zugleich auch dessen französischen Ausweg überwinden – ein für alle genannten italienischen Komponisten außerordentlich schwieriges Unterfangen, da die Abkehr vom motivisch-thematischen Musikdenken der deutschen Tradition im Wesentlichen in dieselbe Richtung führte, die der Franzose so bezwingend vorgezeichnet hatte.

Casella war ausgebildeter Pianist und bestritt die italienische Erstaufführung von *En blanc et noir*. Ein direkter Reflex davon zeigt sich in seinen unmittelbar unter diesem Eindruck entstandenen Werken für zwei Pianisten, darunter die *Pagine di guerra. Quattro films musicali* für Klavier zu 4 Händen (1915). Casella geht in mehrfacher Hinsicht weiter als Debussy. Er konkretisiert die Grundidee vom musikalischen Kriegsbild zur musikalischen Kriegsberichterstattung in Analogie zur filmischen Wochenschau, wie er in einer Fußnote auf der ersten Notenseite ausdrücklich anmerkt: „Titolo adottato perchè queste brevi impressioni furono suggerite da visioni cinematografiche.“[17]

Die vom Film übernommene Ästhetik des Ausschnitthaften wird schon im ersten Stück, *Nel Belgio: Sfilata di artiglieria pesante tedesca*, weitgehend ausgereizt: Die deutsche Geschützkolonne bricht unvermittelt als bruitistisches Inferno in Form eines chromatischen Bass-Ostinatos ein (Abb. 2). Darüber legen sich polytonal dissonierend weitere ostinat behandelte Motive, die anfangs erneut an choralartige Muster erinnern mögen, im weiteren Verlauf aber Elemente des wüsten chromatischen Stampfens übernehmen und dann wieder in eine Art rauen Schlachtengesang übergehen. Casella bricht das ostinate Bewegungsband nirgends ganz ab, führt es auf engem Raum zum dynamischen Exzess (*fff*) und dann ganz zurück bis zu fernem Verklingen, ähnlich wie Modest Musorgskijs ächzender Ochsenkarren in den *Bildern einer Ausstellung* die Bühne verlässt. Die kinematografische Inspiration wird also in eine gleichsam filmische Dramaturgie übertragen, als ob eine Kamera unvermittelt die herannahende Truppe einfinge, sie nah an sich vorüberziehen und schließlich in der Ferne verschwinden ließe. Das ästhetisch so moderne Antlitz des Werkes, das auf futuristische Maschinenmusiken vorausweist, beruht strukturell und harmonisch weitaus mehr auf Stravinskijs motorisch-dissonantem Baukastensystem des *Sacre* als auf Debussys Montagetechnik, in der Formgestaltung auf der filmischen Inspiration der vorüberziehenden Lärmquelle, im Sujet aber – und das war zweifellos die Keimzelle – auf der von Debussy vorgezeichneten antideutschen Kriegsthematik.

17 „Der Titel wurde gewählt, weil diese kurzen Impressionen von kinematografischen Eindrücken inspiriert wurden.“



Abb. 2: Alfredo Casella, *Pagine di guerra* (1915), Nr. 1: *Nel Belgio: Sfilata di artiglieria pesante tedesca*, Anfang

In musikalischer Hinsicht mehr Debussy findet sich im zweiten Stück, *In Francia: Davanti alle rovine della cattedrale di Reims*. Hier entfaltet Casella erneut ein absteigendes Bass-Ostinato, das wie die diatonische Auflösung des vorausgegangenen Truppenlärms wirkt. Darüber erhebt sich ein Trauergesang in parallelgeführten Akkordbändern, die Debussy gleichsam zitieren. Auch hier versinkt die Musik am Ende im Pianissimo, um nach kurzem Atemhalten überraschend in einem kaum noch wahrnehmbaren Zwölftonakkord zu gefrieren (Abb. 3). Die Ruinen, vor denen Casella 1915 steht, sind nicht nur das Werk deutscher Granaten: Die völlige Zerstörung, der künstlerische Nihilismus dieser letzten Takte, betrifft auch die Musikästhetik des 19. Jahrhunderts – es ist die zertrümmerte Landschaft der tradierten Kompositionsgrundlagen.



Abb. 3: Alfredo Casella, *Pagine di guerra* (1915), Nr. 2: *In Francia: Davanti alle rovine della cattedrale di Reims*, Schluss

Musikalische Feindbilder (II): Zweiter Weltkrieg

Nach dem Ersten Weltkrieg gelangte die Opposition der im wahrsten Sinne des Wortes tonangebenden Musiknationen Deutschland und Frankreich auf eine neue Ebene: Debussys Postulate der Klarheit und Eleganz fanden sich

neu eingelöst im international ausstrahlenden Neoklassizismus, die psychologisch und weltanschaulich befrachtete deutsche Musik dagegen in der Dodekaphonie der Zweiten Wiener Schule, deren Verbreitung länger dauerte und erst nach 1945 in Form des Serialismus international bedeutsam wurde.[18] Dieser idealtypische Antagonismus verliert an binationaler Spannung, wenn die komplexen Spielarten innerhalb dieser beiden kompositionsästhetischen Sphären ins Auge gefasst werden:

> Si le contexte idéologique et la psychose de guerre incitent ceux qui parlent de musique à accuser un antagonisme franco-allemand, les sources musicales attestent que, si ligne de partage il y a, cette dernière se situe après 1918 : alors se met en marche le train des révolutions technologiques et stylistiques, qui dépassent un simple conflit franco-allemand.[19]

Als Deutschland in den 1930er Jahren wieder zur Bedrohung wurde, nahm die musikgeschichtliche Entwicklung andernorts eine gänzlich unerwartete Wendung: In der Sowjetunion etablierte sich nach einem Jahrzehnt experimenteller Vielfalt in den Künsten seit 1932 der sozialistische Realismus als offiziell eingeforderte Spielart breitenverträglicher Kunstproduktion. Nach Stalins eigener Definition musste dieser ‚national in der Form' und ‚sozialistisch im Inhalt' sein, also je nach Wirkungsort des Komponisten zumindest die Aura heimatlicher Volkslieder oder -tänze integrieren und zugleich die Zuversicht auf ein leuchtendes Morgen in der klassenlosen Gesellschaft schüren; beides ging nur unter weitgehendem Verzicht auf avancierte Kompositionstechniken, die musikalischen Muster stammten notgedrungen aus der folkloristisch gefärbten Symphonik des ‚Mächtigen Häufleins' um Milij Balakirev, Aleksandr Borodin und Nikolaj Rimskij-Korsakov, zumeist über ein halbes Jahrhundert alt.

In der Hochphase des stalinistischen Terrors um 1938, als die öffentlichen Maßregelungen über die verbale Drohgebärde der gegen Dmitrij Šostakovič gerichteten *Pravda*-Hetzartikel des Jahres 1936 bereits weit hinaus bis hin zur Existenzvernichtung missliebiger Künstler gegangen waren,[20] entstand Sergej Ėjzenštejns Film *Aleksandr Nevskij* mit einer eigens in engster Zusammenarbeit mit dem Regisseur komponierten Musik von Sergej

---

18 Vgl. Taruskin, Richard: Nationalism, in: Sadie, Stanley (Hg.): *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*, London [u. a.]: Macmillan [u. a.], ^{2}2001, Bd. 17: *Monnet to Nirvana*, S. 689–706, bes. § 14: Musical Geopolitics, S. 701–702.

19 Biget-Mainfroy, Michelle: L'affirmation identitaire en France – un phénomène équivoque au tournant des XIXe et XXe siècles, in: dies./Schmusch, Rainer (Hg.): *„L'esprit français" und die Musik Europas. Entstehung, Einfluss und Grenzen einer ästhetischen Doktrin/„L'Esprit français" et la musique en Europe.* Festschrift für Herbert Schneider, Hildesheim [u. a.]: Olms, 2007 (Studien und Materialien zur Musikwissenschaft 40), S. 702–713, hier S. 713.

20 Vgl. dazu Kuhn, Ernst (Hg.): *„Volksfeind Dmitri Schostakowitsch": eine Dokumentation der öffentlichen Angriffe gegen den Komponisten in der ehemaligen Sowjetunion*, Berlin: Kuhn, 1997 (Opyt 3), sowie allgemein Geiger, Friedrich: *Musik in zwei Diktaturen. Verfolgung von Komponisten unter Hitler und Stalin*, Kassel, New York: Bärenreiter, 2004.

Prokof'ev. Das Beispiel des historischen Kampfes der Rus' unter Führung des legendären Alexander gegen die eindringenden Deutschordensritter samt der vernichtenden Niederlage der Letzteren auf dem Peipus-See im 12. Jahrhundert diente zur Warnung vor einer möglichen Aggression durch Hitler und schürte zugleich den Hass auf Deutschland.

Wie also klingt der teutonische Feind 1938 bei Prokof'ev? Die Kreuzritter erhalten zwei musikalische Etiketten, ein instrumentales und ein vokales. Eine scharf akzentuierte, in ihrer Melodik aus Sekunden und Quinten archaisch klingende Bläserfanfare steht für militärische Aggression – misstönend und laut. Die spezifisch kulturelle Komponente aber bildet ein lateinischer Pseudo-Choral, den der Komponist laut eigenen Angaben frei nachgebildet hat, da ihm originale Psalmen ungeeignet schienen. Es handelt sich anfangs um einen starr rhythmisierten, homophon vierstimmigen cis-Moll-Dreiklang, auf dem in langen Notenwerten der lateinische Text skandiert wird. Später entwickelt sich dieser ‚Choral' zu einem sechsstimmigen polyphonen Kontrapunkt (Abb. 4).



Abb. 4: Sergej Prokof'ev, *Aleksandr Nevskij*, Kantate op. 78 nach der gleichnamigen Filmmusik (1938), Nr. 3: *Krestonoscy vo Pskove* (Die Kreuzritter in Pskov), Ausschnitt: der lateinische ‚Choral' und die Blechbläserfanfare der Kreuzritter

Während die weit geschwungene Unisono-Kantilene der Aleksandr-Nevskij-Melodie (*Pesnja ob Aleksandre Nevskom*) für das russische Volkslied steht, bilden Cantus planus und polyphone Strukturen die gleichsam wesensfremden Kennzeichen des Aggressors. Das ist nicht allzu weit von Debussys Luther-Choralparodie entfernt: Auch hier wird ein kirchenmusikalisches Zerrbild bemüht, um den politischen Gegner zugleich als kulturellen Fremdkörper, als Repräsentant einer anderen, falschen Weltanschauung zu kennzeichnen. Prokof'evs Musik erfüllt damit mustergültig, was der Film insgesamt leisten soll: die Deutschen als feindliche Fremdkultur brandmarken.

Die Zeitläufte trieben ein groteskes Auf und Ab mit dem Film: Weniger als ein Jahr nach der erfolgreichen Premiere im Bol'šoj-Theater am 23. November 1938 erhielt *Aleksandr Nevskij* Aufführungsverbot, weil Deutschland und die Sowjetunion im August 1939 ihren Nichtangriffspakt geschlossen hatten; umgekehrt wurde der Film nach dem Angriff deutscher Truppen auf die Sowjetunion im Juni 1941 obligatorisch in jedem sowjetischen Kino und sogar an der Front gezeigt. Ob die künstlerische Qualität von Musik und Film „durch die unverhohlene Propaganda desavouiert" wird, wie jüngst in einer umfassenden Geschichte der russischen und sowjetischen Musik festgestellt wurde,[21] mag man je nach Perspektive bejahen oder verneinen; wir müssen wohl – wie schon bei Debussy – ertragen, dass Kunst nicht immer nur vom Schönen und Guten zehrt, und anstatt das Kunstwerk nun von allen zugehörigen Kontexten zu befreien, um ihm als ästhetischem Gebilde nach rein formalen Kriterien gerecht werden zu können, sind gerade diese Kontexte mitzudenken – auch in den zahllosen Aufführungen der so beliebten Kantate *Aleksandr Nevskij*, die ohne den Propagandafilm nie entstanden wäre.

Musikalische Feindbilder (III): Kalter Krieg

Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg konnten die Leser von Manns *Doktor Faustus* nicht nur den eingangs zitierten großspurigen Eigendünkel der deutschen Kultur um 1900 als Stimme wie aus längst vergangenen Tagen vernehmen, sondern im XXXVII. Kapitel nochmals eine Replik darauf, aus dem Munde des jüdischen Impresario Saul Fitelberg (eine Karikatur des legendären Impresario der Ballets russes, Sergej Djagilev), der den verstockt-weltabgewandten Leverkühn im Jahre 1923 vergeblich umwirbt und den Deutschen ob ihrer Weigerung zur Eingliederung in die Weltgesellschaft eine katastrophische Zukunft prophezeit. Fitelberg zufolge „ist es ein deutscher Aberglaube, daß es draußen nur Valse brillante gibt und Ernst nur in Deutschland."[22] Hatte sich diese Attitüde, die Mann durch Deutschlin und Fitelberg doppelt unterstrich, wenigstens nach 1945 gelegt?

21 Redepenning, Dorothea: *Geschichte der russischen und der sowjetischen Musik*, Bd. 2: *Das 20. Jahrhundert*, Laaber: Laaber-Verlag, 2008, Teilbd. 1, S. 336.

Deutschland gliederte sich ein, es wurde eingegliedert in den jetzt politisch gespaltenen Verein der Nationen und dabei geteilt, auch kulturell. Der Eiserne Vorhang geriet somit für die Musikwelt zur Schall-Mauer. Analog zur Spaltung in Ost und West entstanden zwei neue, innerhalb der Blocksysteme post-nationale Formen von musikalischem Universalismus: hier die westliche(n) Avantgarde(n) von Paris, Köln, Darmstadt oder Mailand mit ihren homöopathisch verdünnten Publikumsschichten, dort die östlichen Spielarten des sozialistischen Realismus. Durch die aus den Diktaturen geflohenen oder vertriebenen Emigranten waren zugleich die USA zu einem neuen Zentrum kompositorischer Reflexion geworden, und zwar schon in den Kriegsjahren. Stravinskij hatte sich bereits 1939/40 in seinen Vorlesungen an der Harvard University, die später unter dem Titel *Poétique musicale* publiziert wurden, vom sozialistischen Realismus und seiner Mischung aus volkstümlichem Optimismus und heroischem Pathos distanziert: „Musik ist ebenso wenig eine ‚tanzende Kolchose' wie eine ‚Symphonie des Sozialismus'."[23]

Während Stravinskij so als Fürsprecher eines L'art-pour-l'art-Prinzips bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wirkte, gingen von Arnold Schönbergs Unterricht in New York und dann Los Angeles zeitgleich ganz andere Impulse aus: ein extremer ethischer Anspruch an die Tonkunst sowie die Forderung nach völliger Konzentration und Determiniertheit des Tonmaterials im Sinne der Reihentechnik. Beides, sowohl Stravinskijs Verweigerung jeglicher außermusikalischer Aussage wie auch Schönbergs (mit Vasilij Kandinskij praktisch deckungsgleiche) Suche nach dem ‚Geist', nach Transzendenz, das Streben nach dem ‚Übermenschen' – beides waren ästhetische Anschauungen des Jahrhundertbeginns, die nun bis in dessen Mitte ragten.

Lange Zeit zu kurz kam die Erkenntnis, dass außerhalb Mitteleuropas, beispielsweise in Großbritannien, Skandinavien, Nord- und Lateinamerika, die Uhren schon immer anders getickt hatten und auch jetzt insofern anders tickten, als die ideologische Verhärmung zumal der deutschen, italienischen und französischen Avantgarde in anderen Ländern als nur eine von vielen anderen Möglichkeiten zeitgemäßen Komponierens verstanden wurde. Ideologische Debatten wurden dabei nicht nur um kompositionstechnische Aspekte geführt (von der seriellen Durchorganisation des Tonmaterials als extremster Form struktureller Verdichtung in Darmstadt über das Amalgamieren von Jazz- und Unterhaltungsmusikelementen in den USA bis hin zur reaktionären Ausrichtung an der Ästhetik des 19. Jahrhunderts und ihrer Allgemeinverständlichkeit in der UdSSR), sondern auch um die Funktion der Musik in den Gesellschaften. In den 1950er Jahren kleideten westliche

---

22 Mann: *Doktor Faustus*, S. 538.

23 Strawinsky, Igor: *Poétique musicale sous forme de six leçons*, Cambridge (MA): Harvard UP, 1942; zitiert nach der deutschen Übersetzung *Musikalische Poetik*, übers. v. Heinrich Strobel, Mainz: Schott, 1949.

Avantgardisten wie Karlheinz Stockhausen (*Gesang der Jünglinge*, 1956) und Luigi Nono (*Il canto sospeso*, 1955) trotz – oder, mit Theodor W. Adorno, gerade wegen – ihrer indirekten oder direkten politischen Aussagen im Sinne von antifaschistischem und später antikapitalistischem Engagement ihre Botschaften in eine kompromisslose ästhetische Verweigerungshaltung, während umgekehrt im sowjetischen Machtbereich die 1948 vollzogene öffentliche Maßregelung namhafter Komponisten nochmals die Fesseln des sozialistischen Realismus enger gezogen hatte, also zwingend national erkennbare Idiome forderte.

Dass die Darmstädter Ferienkurse von der amerikanischen Militärregierung in Hessen finanziert und gezielt aufgebaut wurden, macht deutlich, dass auch der vermeintlich über-nationale und materialfixierte Serialismus dieser Jahre auf einer politisch gewollten künstlerischen Opposition gegenüber dem sowjetischen Machtbereich basierte. Die Sprengung dieses Elfenbeinturms und allgemein der akademischen Hochkultur in den 1960er Jahren geschah im Westen durch kreative Einzelgänger wie John Cage (der von Erik Satie herkam) oder die Fluxus-Bewegung, jenseits des Eisernen Vorhangs in Satellitenstaaten wie Polen, wo das Festival „Warschauer Herbst" als Scharnier zum Westen fungierte und dabei bei Komponisten wie Witold Lutosławski und Krzysztof Penderecki neue Techniken und neues Engagement zutage brachte, auch eine neue Tonsprache für religiöse Werke (etwa in Pendereckis *Lukas-Passion*, 1966).

Zur Ironie der Musikgeschichte gehört es, dass nun gerade aus dem Osten Impulse kamen, welche die weitreichendsten Folgen haben sollten: Neben den polnischen waren es ungarische Komponisten wie György Ligeti und György Kurtág, die mit ihren ganz außerhalb von Gruppierungen und Dogmen stehenden Ideen die Kompositionswelt neu befruchteten. Demgegenüber blieben die von humanistischem Impuls getragenen Versuche einer Gewinnung oder gar Beteiligung von Arbeiterschichten, wie sie Claudio Abbado, Maurizio Pollini und Luigi Nono in den 1970er Jahren in Norditalien versuchten, eine naive Wunschvorstellung. Falls sich die Hoffnung auf Überwindung sowohl der nationalen Schranken (oder ihrer übernationalen Pendants in den Blocksystemen) als auch der gesellschaftlichen Schichten erfüllt haben sollte, so in Form reduktionistischer Tendenzen, die Ende der 1960er Jahre von Amerikanern wie Steve Reich entwickelt und später als ‚Minimal Music' apostrophiert wurden: Ähnlich meditative und repetitive Strukturen finden sich beispielweise ab den 1970er Jahren in der kaukasischen Symphonik von Gia Qan'čeli und Avet Terteryan, bei ostasiatischen Komponisten wie etwa Tōru Takemitsu, im Baltikum bei Arvo Pärt und vielen anderen – letztlich überall. Genau solche minimalistischen Konzepte sind es, die direkt oder über den Umweg der Filmmusik (Philipp Glass, *Koyaanisqatsi*, 1982) Zugang zu allerbreitesten Hörerschichten gefunden haben. Damit ist das lange Zeit eurozentrische Weltbild nach dem Ende des Kalten Krieges und dem Zusammenbruch des sowjetischen Machtbereichs der Vorstellung

von einem Global Village gewichen. Das meint nicht nur weltweit verbreitete Phänomene wie die Minimal Music oder die Omnipräsenz und Austauschbarkeit der sogenannten ‚World Music', in der beliebige Fermente lokaler Musiktraditionen eine farbige Melange mit etablierten Formen (elektronischer) Unterhaltungsmusik eingehen. Das meint auch die Tatsache, dass Europa in manchen Bereichen der Musik mittlerweile eher am Rand als im Zentrum steht.

Bye bye, Europa?

Während der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele Peking 2008, weltweit von etwa drei Milliarden Zuschauern an den Bildschirmen verfolgt, trat der international gefeierte Starpianist Lang Lang begleitet von einem kleinen Mädchen im Zentrum einer großen musikalisch-tänzerischen Choreografie auf. Kaum ein Betrachter wusste, was er da eigentlich spielte: die Uraufführung eines Klavierkonzertes des chinesischen Komponisten Xiaogang Ye (* 1955), das dieser *Starry Sky* betitelt hatte.

Ye war offizieller Repräsentant der chinesischen Musik bei diesen Olympischen Spielen und nahm als solcher sogar am Fackellauf teil. Er hat nach seiner Ausbildung am Konservatorium in Peking Aufbaustudien bei dem englischen Komponisten Alexander Goehr und bei dem Niederländer Louis Andriessen betrieben und es nicht nur zum Vize-Dekan für Komposition am Pekinger Konservatorium gebracht, sondern auch als Abgeordneter ins chinesische Parlament – ein typisches Beispiel für komponierende Musikfunktionäre nach altem sowjetischem Modell.[24] In Yes Konzert breitete das (unsichtbare, nur zugespielte) Orchester pentatonische Melodien in hymnischem Unisono aus, über die der Solist mit virtuosen Figurationen Glitzer sprühte. Die Choreografie zeigte eine wogende Menschenmenge in gelber Kleidung, die sich wellenförmig auf und ab bewegte, und im Gegensatz zu den ausländischen Beobachtern war den Chinesen sicherlich klar, was hier dargestellt wurde: der Gelbe Fluss (Abb. 5).

Dass der Huanghe, nach dem Jangtsekiang zweitlängster Fluss des Landes, gerade in der Kombination mit einem Klavierkonzert als Symbol Chinas fungieren konnte, verdankt sich einem direkten musikalischen Vorläufer. Und dieses Vorbild musste dem chinesischen Publikum schon deswegen sofort in Erinnerung gekommen sein, weil es nur knapp ein halbes Jahr zuvor (März 2008) auf einer im chinesischen Fernsehen übertragenen, offiziellen Countdown-Feier zu den Olympischen Spielen ebenfalls mit Lang Lang als Solist

24 Er ist selbst mit einem, wenn auch von der Schriftleitung kompilierten, Artikel in der Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart* vertreten (hg. v. Ludwig Finscher, Personenteil, Bd. 17, Kassel [u. a.]: Bärenreiter/Stuttgart, Weimar: Metzler, ²2007, Sp. 1240–1241).



Abb. 5: Lang Lang spielt die Uraufführung von *Starry Sky* auf der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele Peking 2008[25]

aufgeführt worden war: das sogenannte *Yellow-River*-Konzert, vielleicht die berühmteste chinesische Konzertkomposition überhaupt. Sie entstand 1938 als achtteilige Kantate von Xian Xinghai (1905–1945), der 1930–1935 bei Vincent D'Indy und Paul Dukas am Pariser Conservatoire studiert hatte, ab 1940 in Moskau wirkte und hauptsächlich mit Massenliedern, Kantaten und Programmsymphonien hervortrat.

Die *Yellow-River*-Kantate war zur Zeit des japanischen Angriffs auf China der musikalische Ausdruck von patriotischem Widerstand und nationaler Größe. 1969 bearbeitete ein Kollektiv unter maßgeblicher Beteiligung des Pianisten Yin Chenzong (* 1941) diese Kantate für Klavier und Orchester. Während Maos ‚großer proletarischer Kulturrevolution' 1966–1976, die das Verbot aller westlichen und der meisten chinesischen Kunstmusik (abgesehen von wenigen Bühnenwerken und Massenliedern) mit sich brachte, war diese Bearbeitung das einzige genehmigte Konzertstück. Seine Popularität nahm seit den 1980er Jahren kontinuierlich zu, was in gewisser Korrespondenz zur jahrzehntelangen künstlerischen Stagnation und Abschottung von Trends der

25 Quelle: http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Chinese_pianist_Lang_Lang_the_Opening_Ceremony_of_the_2008_Olympic_Games.jpg&filetimestamp=20080831145316#file (10.12.2009).

Gegenwartsmusik stehen mag, die nach Mao sogar die sowjetische Musik betraf. Auch dieses Konzert basiert auf pathetisch breiten Melodien in einfachster Harmonisierung, die durch Orchestertutti und den Oktavendonner des Solisten aufgebläht werden. Die Aufführung während der Countdown-Feier zeigte Lang Lang auf der Mitte des Platzes des himmlischen Friedens, seine Kleidung und sein Flügel in kommunistischem Rot, im Hintergrund das dort hängende überdimensionale Mao-Porträt; die letzten zweieinhalb Minuten des Konzerts wurden von einem bombastischen Feuerwerk, das auf die Musik abgestimmt war, gerahmt.[26]

Unmissverständlicher als während der späteren Eröffnungsfeier – in einem Fall für ein chinesisches, im anderen für ein internationales Publikum – handelte es sich hier um eine monströs inszenierte Staatsmusik, die als Apotheose des chinesischen Kommunismus in geradezu idealer Weise den Vorstellungen des sozialistischen Realismus entsprach, den wir ausgestorben glaubten. Mitnichten. Diese chinesische Variante erfüllt perfekt Stalins eigene Definition (‚National in der Form, sozialistisch im Inhalt'), indem sie Volkslieder als melodisches Ausgangsmaterial nimmt, diese aber in ein heroisch-optimistisches Klanggewand klassischer (also westlich-akademischer) Symphonik kleidet und so eine massenwirksame Erbauungsmusik präsentiert. Was die Inszenierung selbst betrifft, so ist diese allerdings keine chinesische oder auch nur kommunistische Spezialität: Während der Eröffnungsfeier der Olympischen Spiele Los Angeles 1984 wurde George Gershwins *Rhapsody in Blue* auf 84 (!) Flügeln gespielt und ebenfalls von einer Choreografie in blauen Gewändern umrahmt. Und auch diese quantitative Aufblähung hat historische Vorbilder: die sogenannten *Monstre*-Konzerte des 19. Jahrhunderts, wie sie zum Beispiel Louis Moreau Gottschalk auf seinen abenteuerlichen Konzertreisen durch ganz Amerika veranstaltete und die schon damals Karikaturisten auf den Plan riefen.

Damit sind wir wieder in der Epoche angelangt, in der noch die olympischen Feiermusiken des 21. Jahrhunderts wurzeln: Hier leben der Wunsch nach hymnisch-feierlicher Nationalmusik und das hemmungslos extravertierte Virtuosentum des 19. Jahrhunderts in völlig ungebrochener Form weiter. Was Wunder: Die Olympischen Spiele der Neuzeit sind selbst eine Idee des späten 19. Jahrhunderts, der Wettstreit der Nationen ist ihr Grundgedanke – das Nationale ist hier integraler Bestandteil. Diese spezifische Mischung aus hohlem Pathos und dekorativem Kitsch wirkt wie ein Showkonzert (nicht zufällig ähnelt Lang Lang nicht nur im gefällig lächelnden Vortragsstil, sondern auch in seinem perlmutterfarbenen Outfit und den modischen Accessoires zunehmend dem Las-Vegas-Showpianisten Liberace). Während diese Musik via sozialistischem Realismus also einerseits in europäischen Traditionen des 19. Jahrhunderts wurzelt, knüpft sie andererseits an amerikanische Muster an, speziell was die Art ihrer Inszenierung betrifft. Und viel-

26 Vgl. http://www.youtube.com/watch?v=f7xI9X8IsuE (08.01.10).

leicht ist das kein Wunder: China schickt sich an, die USA und nicht etwa den Fleckenteppich der europäischen Nationen als Weltmacht zu entthronen.

Am Ende steht die Frage, ob der Verlust nationaler oder überhaupt regionaler Identität nicht nur als Einbuße kultureller Vielfalt, sondern auch als neues internationales Idiom aufgefasst werden könnte, oder, wie Taruskin meint, als Vorbote einer friedlicheren kulturellen Koexistenz, als sie das Zeitalter des Nationalismus beschert hatte.[27] Das betrifft ja auch andere internationale Strömungen wie etwa die durch Verschmelzung mit je eigenen Traditionen entstehende Auffächerung afro-amerikanischer Tanzmusikgattungen oder die genannten Spielarten der Minimal Music, die via Spiritualität oft genug auch auf der Suche nach einem erkennbaren nationalen Ton in der Musik waren. Trotz der individualistischen Zersplitterung, die das Gesicht der heutigen Musikwelt prägt, ist also nicht nur die Verankerung in einer regionalen und doch überall verfügbaren Mikrokultur (Global Village), sondern mitunter auch das Pathos einer Nationalsprache ästhetische Leitlinie des Komponierens, besonders für Komponisten aus kleineren Ländern. Die Denkmuster des 19. Jahrhunderts, die in der Nische des sozialistischen Realismus und der Showkultur in Ost wie West überlebt haben, wirken hier mitunter ungebrochen nach. Aber die Anker der erfolgreichsten Schiffer auf dem Meer der Töne werden nur noch selten in den Buchten Europas geworfen.

Literaturverzeichnis

Biget-Mainfroy, Michelle: L'affirmation identitaire en France – un phénomène équivoque au tournant des XIXe et XXe siècles, in: dies./Schmusch, Rainer (Hg.): *„L'esprit français" und die Musik Europas. Entstehung, Einfluss und Grenzen einer ästhetischen Doktrin/„L'Esprit francais" et la musique en Europe.* Festschrift für Herbert Schneider, Hildesheim [u. a.]: Olms, 2007 (Studien und Materialien zur Musikwissenschaft 40), S. 702–713.

Curtis, Benjamin W.: *Music Makes the Nation. Nationalist Composers and Nation Building in Nineteenth-Century Europe*, Amherst (NY): Cambria Press, 2008.

Debussy, Claude: *Monsieur Croche et autres écrits*, hg. v. François Lesure, [Paris]: Gallimard, 1971.

Debussy, Claude: *Correspondance 1872–1918*, hg. v. François Lesure u. Denis Herlin, [Paris]: Gallimard, 2005.

Debussy, Claude: L'influence allemande sur la musique française, in: *Mercure de France* (Januar 1903); auch in ders.: *Monsieur Croche*, S. 64.

Debussy, Claude: Enfin, seuls!…, in: *L'Intransigeant*, 11. März 1915; auch in ders.: *Monsieur Croche*, S. 259–260.

Debussy, Claude: L'état actuel de la musique française, in: *La Revue bleue*, 2. April 1904; siehe auch ders.: *Monsieur Croche*, S. 272–273.

Debussy, Claude: La musique d'aujourd'hui et celle de demain, in: *Comoedia*, 4. November 1909; siehe auch ders.: *Monsieur Croche*, S. 280.

27 Taruskin: Nationalism, S. 703.

Fauser, Annegret: Gendering the Nations: The Ideologies of French Discourse on Music (1870–1914), in: White, Harry/Murphy, Michael (Hg.): *Musical Constructions of Nationalism. Essays on the History and Ideology of European Musical Culture 1800–1945*, Cork: Cork UP, 2001, S. 72–103.

Geiger, Friedrich: *Musik in zwei Diktaturen. Verfolgung von Komponisten unter Hitler und Stalin*, Kassel, New York: Bärenreiter, 2004.

http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Chinese_pianist_Lang_Lang_the_Opening_Ceremony_of_the_2008_Olympic_Games.jpg&filetimestamp=20080831145316#file (10.12.2009).

http://www.youtube.com/watch?v=f7xI9X8IsuE (08.01.2010).

Kelly, Barbara L. (Hg.): *French Music, Culture, and National Identity, 1870–1939*, Rochester: University of Rochester Press, 2008.

Kuhn, Ernst (Hg.): *„Volksfeind Dmitri Schostakowitsch": eine Dokumentation der öffentlichen Angriffe gegen den Komponisten in der ehemaligen Sowjetunion*, Berlin: Kuhn, 1997 (Opyt 3).

Mann, Thomas: *Doktor Faustus. Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde*, Stockholm: Bermann-Fischer, 1947; Frankfurt/M.: Fischer, [36]2008.

Mozart, Wolfgang Amadeus: *Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe*, hg. von der Internationalen Stiftung Mozarteum, Bd. 2: *1777–1779*, Kassel [u. a.]: Bärenreiter, 1962.

Redepenning, Dorothea: *Geschichte der russischen und der sowjetischen Musik*, Bd. 2: *Das 20. Jahrhundert*, Laaber: Laaber-Verlag, 2008, Teilbd. 1.

Riethmüller, Albrecht: „Is That Not Something for *Simplicissimus*?!" The Belief in Musical Superiority, in: Applegate, Celia/Potter, Pamela (Hg.): *Music & German National Identity*, Chicago, London: University of Chicago Press, 2002, S. 288–304.

Schneider, Herbert: Die Eröffnung der Bayreuther Festspiele 1876 als internationales Medienereignis, in: Vogel, Christine/Schneider, Herbert/Carl, Horst (Hg.): *Medienereignisse im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge einer interdisziplinären Tagung aus Anlass des 65. Geburtstages von Rolf Reichardt*, München: Oldenbourg, 2009 (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution 38), S. 165–212.

Strawinsky, Igor: *Poétique musicale sous forme de six leçons*, Cambridge (MA): Harvard UP, 1942 [Deutsche Übersetzung: *Musikalische Poetik*, übers. v. Heinrich Strobel, Mainz: Schott, 1949].

Taruskin, Richard: Nationalism, in: Sadie, Stanley (Hg.): *The New Grove Dictionary of Music and Musicians*, London [u. a.]: Macmillan [u. a.], [2]2001, Bd. 17: *Monnet to Nirvana*, S. 689–706.

Taruskin, Richard: *The Oxford History of Western Music*, Oxford, New York: Oxford UP, 2005, Bd. 4: *The Early Twentieth Century*.

Ye Xiaogang, in: Finscher, Ludwig (Hg.): *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*, Personenteil, Bd. 17, Kassel [u. a.]: Bärenreiter/Stuttgart, Weimar: Metzler, [2]2007, Sp. 1240–1241.

Tero Erkkilä et Niilo Kauppi[1]

L'Europe et la logique du palmarès dans le champ global de l'enseignement supérieur en formation : Acteurs, institutions, pratiques

Diese Untersuchung beschäftigt sich mit dem Aufbau und der Verwendung von Rankings im Hochschulbereich. Wir verstehen die existierenden Universitätsrankings als politische Instrumente zur Restrukturierung eines globalen Hochschulfeldes und untersuchen davon ausgehend die den Bewertungskriterien zugrunde liegenden Annahmen, ihre Rolle als Reforminstrumente für Forschungs- und Lehreinrichtungen, die Logik des Rankings als Faktor symbolischer Auseinandersetzungen sowie den reflexiven Umgang der Europäischen Kommission und der OECD mit diesen Zahlen. Zudem skizzieren wir die Strukturprinzipien des sich entwickelnden globalen Hochschulraums.

Introduction

Cette étude analyse la logique des listes de classement dans l'enseignement supérieur, leurs usages, ainsi que l'initiative prise par la Commission européenne de créer une nouvelle classification des universités comme des coups politiques dans un processus de restructuration d'un champ global de l'enseignement supérieur, dans lequel la recherche et l'information fournie par les sciences sociales jouent des rôles clés. Comment les différents indicateurs ont-ils été construits, avec quels critères et dans quels buts ? Dans quelle mesure jouent-ils un rôle d'outils de réforme pour les institutions de recherche et d'enseignement des sciences humaines et sociales en Europe ? Comment ces indicateurs influencent-ils nos perceptions de l'Europe et de ses relations avec le monde ? Nous explorerons également les postulats sous-jacents aux indicateurs dans l'enseignement supérieur, la gestion réflexive de la Commission européenne et de l'OCDE concernant les chiffres, ainsi que les luttes de classifications qui sont conduites dans le domaine des chiffres.

1 Les auteurs aimeraient remercier Arto Mustajoki et Ossi Piironen pour leurs commentaires éclairants. Merci également à Robin van Ijperen de la Commission européenne pour ses inestimables informations et à Virginie Anquetin pour la traduction française d'une version antérieure du texte. Nous tenons aussi à remercier pour leurs remarques constructives Antje Wiener, Ulrike Liebert, Adrian Favell, Steffen Mau, Werner Dressel et les autres participants à l'atelier « Europeanisation as a Modernising Project ? » organisé par Sebastian Büttner et Volker Balli au Hanse Wissenschaftskolleg, Delmenhorst, 11–13 juin 2009.

Les agents engagés dans le champ global de l'enseignement supérieur tombent dans un piège ontologique : remettre en question les indicateurs existants requiert de produire des chiffres alternatifs. Ce piège n'est donc pas seulement pratique ou épistémologique, comme dans la théorie de la dépendance au sentier, mais surtout ontologique, c'est-à-dire relatif à la réalité et à ses structures. La notion de dépendance au sentier fait référence au fait que le développement institutionnel crée des pratiques qui deviennent des habitudes institutionnelles. Le piège ontologique signifie qu'une fois un consensus sur les caractéristiques majeures de la réalité existe, il sera très difficile de contester cette réalité. Il est dorénavant impossible de parler de la réalité de l'enseignement supérieur sans prendre en compte les chiffres et palmarès qui en sont constitutifs.

L'approche développée ici propose d'analyser la structuration de l'enseignement supérieur en se concentrant sur les pouvoirs que cette structuration fait naître et les relations d'interdépendances qu'elle suscite. La culture globale, telle qu'analysée par l'école de Stanford[2], ne se développe pas dans un vide social. Cette structuration se déroule dans un espace d'action sociale composé d'acteurs, d'institutions, de politiques publiques, d'intérêts et de pratiques dont le dénominateur commun est l'enseignement supérieur. Celui-ci est défini de manières différentes et peut inclure des institutions privées ou publiques, nationales ou internationales. Cette structuration se base sur un espace d'action préexistant composé d'acteurs spécialisés dans la gestion de l'enseignement supérieur et d'un savoir pratique de cette activité professionnelle. Cet espace social préexistant représente à la fois, d'un point de vue systémique, une préhistoire de l'espace de l'enseignement supérieur global et, d'un point de vue micro-structurel, un sens pratique qui continue de structurer les activités et les pratiques des acteurs engagés dans l'enseignement supérieur. Ce sens pratique préexistant influence les actions des agents car il est ancré dans l'esprit des professionnels de l'enseignement supérieur, ainsi que dans les pratiques institutionnelles. Les professionnels savent quelles sont les meilleures universités du monde, les modèles à émuler et ceux à éviter etc. Mais, en contraste au sens pratique et à ces classifications sociales 'molles' et 'de l'à-peu-près', les palmarès de l'excellence universitaire qui constituent une vraie politique publique globale sont construits sur la base de critères numériques explicites variables. Cet espace structuré est réduit à un ordre ordinal allant du meilleur (n° 1) au pire (n° n) : l'institution placée en première position est donc meilleure que celle qui est en deuxième position. Tous les acteurs du monde faisant partie de la catégorie 'institution d'enseignement supérieur' y sont inclus. Cet ordre est maintenant unifié et global et se substitue à l'à-peu-près du sens pratique ancré au niveau natio-

2 Cf. Meyer, John W. [*et al.*] : World Society and the Nation-State, ds : *American Journal of Sociology* 103/1 (1997), p. 144–181.

nal[3], dont il est une extension symbolique. Il le transforme par un effet de feedback en le rendant plus universel, rigide et précis. Maintenant, chaque institution a une place précise par rapport aux compétiteurs. La montée en puissance d'un espace global d'enseignement supérieur prend le pas sur des systèmes de pouvoir national en inversant l'ordre des valeurs : sont maintenant prisées les universités qui réussissent dans la compétition globale et non celles qui réussissent à produire des résultats au niveau national ou régional.

Les classements dans l'enseignement supérieur

Les enjeux soulevés par les palmarès des universités sont nombreux. Les enjeux sont politiques, dans la mesure où les palmarès accentuent la compétition au niveau global entre universités dans une société du savoir à laquelle est attribuée une large part du développement économique dans les années à venir. Ils sont techniques, dans le sens où les classements sont utilisés comme instruments d'évaluation et de développement des politiques publiques en matière d'enseignement supérieur, ainsi que dans la gestion des universités. Ils sont symboliques, car les classifications créent des effets de réalité qui ont un impact important sur la mobilité internationale des étudiants, les recrutements et salaires des enseignants, l'attractivité professionnelle des universités, etc. Enfin, ils sont scientifiques car il s'agit de l'usage du savoir statistique dans la construction d'indicateurs de performance pertinents et fiables. Les indicateurs doivent être simples pour êtres accessibles au plus grand nombre, mais suffisamment sophistiqués pour ne pas simplifier une réalité complexe.

Depuis les années 1990, les institutions et organisations publiques ou privées ont utilisé de manière croissante des listes et des indicateurs de formes diverses pour évaluer et planifier leurs activités. Ces indicateurs ont été produits non seulement par des organisations publiques internationales comme les Nations Unies, mais également par des organisations privées comme le Forum Economique Mondial ou des institutions académiques comme l'université de Cambridge. A travers ces instruments de politique publique, l'information fournie par les sciences sociales a eu un effet direct de création de réalité dans de nombreux secteurs de politique publique, allant de l'économie (Index de compétitivité globale du Forum Economique Mondial) à l'enseignement (le PISA de l'OCDE). Ces indicateurs ont contribué à réformer l'Etat-nation et la gouvernance globale, ainsi qu'à structurer et diriger un monde de plus en plus interconnecté.

3 Cf. Münch, Richard : The Transformative Power of Monitoring and Benchmarking in the European Multilevel System : How the Bologna Express is Changing Higher Education in Germany, présenté dans l'atelier *Europeanisation as a Modernising Project ? Justifications, Practices and Contestations of the Emerging European Polity*, Delmenhorst, Hanse-Institute of Advanced Study, 11–13 june 2009, voir http://www.bigsss-bremen.de/fileadmin/gsss/files/Events/Workshop_Europeanisation_as_Modernisation.pdf (22/01/2010).

Dans le domaine de l'enseignement supérieur, des tables de classement à chiffre unique fournissent à leurs utilisateurs (administrateurs, étudiants, responsables politiques, journalistes) des informations objectivées sur une industrie en pleine croissance, le marché en développement des étudiants internationaux. Les palmarès existants de l'enseignement supérieur sont des instruments-clés de la réforme de l'enseignement supérieur. Aux Etats-Unis, les évaluations des programmes de premier cycle (licence) débutaient déjà dans les années 1920 et un classement des universités américaines était déjà publié en 1983. Les classements universitaires ont fait leur chemin en Grande-Bretagne dans les années 1990. Les classements sont devenus politiquement pertinents à l'échelle internationale dans les années 2000 du fait de la transformation de l'enseignement supérieur en un marché et de la mobilité croissante des étudiants.[4] Pour les administrateurs et les hommes politiques, l'information numérique fournie par ces listes est devenue une partie indispensable de la planification.[5]

Les deux principaux classements des universités (voir tableau 1) sont ceux publiés par l'Institut d'Enseignement Supérieur de l'université de Shanghai Jiao Tong (IESUSJT) et par le journal britannique *Times Higher Education Supplement* (THES). Soutenu par le gouvernement chinois qui voulait évaluer les performances des universités chinoises face aux meilleures universités du monde, le groupe de Jiao Tong a produit chaque année depuis 2003 un classement institutionnel et, en février 2007, un classement dans cinq champs disciplinaires. L'accent est mis dans ces classements sur la 'performance de la recherche de pointe'[6], non sur l'enseignement, avec une faible attention portée aux sciences sociales et aux humanités. L'index composite est fondé sur des indicateurs, tels que les anciens élèves et les personnels ayant reçu des prix Nobel et des médailles Fields, le nombre de chercheurs très souvent cités, les articles publiés dans les revues *Nature* et *Science*, les articles indexés dans le *Science Citation Index Expanded* (SCIE) et le *Social Science Citation Index* (SSCI), ainsi que la 'performance académique' par rapport à la taille institutionnelle.[7] Le classement favorise les nations anglophones, avec 71 % du top 100 mondial des universités en 2006. Les institutions basées aux Etats-Unis occupent 17 des 20 premières places.

4 Harvey, Lee : Rankings of Higher Education Institutions : A Critical Review, ds. : *Quality in Higher Education* 14/3 (2008), p. 187–207, ici p. 187–188.

5 Voir par exemple Bourdin, Joël : Rapport d'information fait au nom de la délégation du Sénat pour la Planification sur le défi des classements dans l'enseignement supérieur, [Rapport d'information] N° 422. Sénat, Session extraordinaire de 2007–2008, annexe au procès-verbal de la séance du 2 juillet 2008, http://www.senat.fr/rap/r07-442/r07-4421.pdf (04/04/2009) ; Harvey : Rankings of Higher Education Institutions.

6 Liu, Nian Cai/Cheng, Ying : The Academic Ranking of World Universities – Methodologies and Problems, ds. : *Higher Education in Europe* 30/2 (2005), p. 127–136, ici p. 133.

7 Liu/Cheng : The Academic Ranking of World Universities, p. 128.

Tableau 1 : Les critères d'évaluation utilisés dans le classement de l'université de Shanghai Jiao Tong et dans le classement du *Times Higher Education Supplement*, année 2007 (Source : Saisana/D'Hombres : *Higher Education Rankings*, p. 19–21)

Classement universitaire de Shanghai Jiao Tong (2007)[1]

Critère	**Indicateur**	**Poids**
Qualité de l'enseignement	Nombre d'anciens élèves ayant reçu un prix Nobel ou une médaille Fields	10 %
Qualité de la Faculté	Nombre de personnels ayant reçu un prix Nobel ou une médaille Fields	20 %
	Chercheurs très souvent cités[2]	20 %
Rendement de la recherche	Articles publiés dans *Nature* et *Science*	20 %
	Articles dans *Science Citation Index Expanded* et dans *Social Science Index*	20 %
Performance académique	Performance académique par rapport à la taille de l'institution[3]	10 %

Classement du *Times Higher Education Supplement* (2007)[4]

Critère	**Indicateur**	**Poids**
Qualité de la recherche	Opinion académique : jugement par les pairs[5]	40 %
	Publications et citations par équipe de recherche	20 %
Employabilité des diplômés	Jugement par les recruteurs : l'opinion des employeurs[6]	10 %
Perspectives internationales	Pourcentage de personnel international	5 %
	Pourcentage d'étudiants internationaux	5 %
Qualité de l'enseignement	Rapport personnel de la Faculté – étudiant	20 %

1 Classement académique des universités du monde, troisième cycle d'enseignement, Université Shanghai Jiao Tong, http://www.arwu.org/ .

2 Evalués dans 21 catégories de matières.

3 La performance académique est composée de la somme des résultats pondérés des 5 autres indicateurs (qualité de l'enseignement, qualité de la faculté et rendement de la recherche) divisée par le nombre de personnels académiques équivalents temps-plein (voir Saisana, Michaela/D'Hombres, Beatrice : *Higher Education Rankings : Robustness Issues and Critical Assessment. How Much Confidence Can We Have in Higher Education Rankings ?*, Luxembourg, Office for Official Publications of the European Communities, 2008, http://www.eurosfaire.prd.fr/7pc/doc/1230029067_higher_education_report_crell_2008.pdf (13/11/2008), p. 20).

4 Times Higher Education, http://www.timeshighereducation.co.uk/ .

5 Echantillon de 5101 personnes interrogées (année 2007).

6 Echantillon de 1471 personnes interrogées (année 2007).

Le premier 'classement des universités mondiales' du *Times Higher Education Supplement* a été publié en 2004. L'une des forces sous-jacentes à l'établissement d'une table de classement était la perception d'une demande de plus en plus intense, en Grande-Bretagne et dans le monde entier, de conseil aux consommateurs en matière d'enseignement supérieur.[8] A la différence du classement de Shanghai, l'index composite du THES est en partie fondé sur la réputation actuelle et il reproduit ainsi les hiérarchies établies des réputations globales.[9] En tant qu'outils de pouvoir symbolique, les listes de classement renforcent pour certains utilisateurs quelque chose qu'ils connaissent déjà. Ils reproduisent des hiérarchies réputationnelles pré-existantes qu'ils objectivent et 'durcissent'. Pour d'autres, elles présentent un certain état des affaires comme étant inévitable. Les listes de Shanghai comme du THES créent un ordre global structurellement similaire, qui reproduit en partie des hiérarchies implicites et informelles dans lesquelles les universités américaines font bonne figure. Dans le classement du THES, les universités britanniques et australiennes sont mieux situées que dans le classement de Shanghai. Les universités du continent européen remportent seulement un succès modeste dans ces tables de classement des universités.

Par conséquent, les déclarations des acteurs politiques européens chargés de l'éducation supérieure reflètent une certaine irritation et une frustration. Le ministre français de l'Enseignement supérieur et de la Recherche, Valérie Pécresse, a exprimé ses sentiments à l'Assemblée nationale française de la manière suivante :

> Ces classements internationaux, celui de Shanghai par exemple, ont beaucoup de défauts. Ils ont surtout celui, rédhibitoire, d'exister : chaque année, des chercheurs étrangers ne viennent pas dans les universités françaises parce qu'elles figurent à une mauvaise place dans ce palmarès.[10]

Ces listes de classement, reproduites par un éventail de *think tanks* comme Bruegel,[11] présentent la même recette du succès dans l'enseignement supé-

---

8 Jobbins, David : Moving to a Global Stage : A Media View, ds. : *Higher Education in Europe* 30/2 (2005), p. 137–145, ici p. 137.

9 Marginson, Simon : University Rankings, Government and Social Order : Managing the Field of Higher Education According to the Logic of Performative Present-as-future, ds. : Simons, M./Olssen, M./Peters, M. (dir.) : *Re-reading Education Policies : Studying the Policy Agenda in the 21st Century*, Rotterdam : Sense Publishers [à paraître].

10 Pécresse, Valérie : Classement européen des universités. Réponse de la Ministre de l'enseignement supérieur et de la recherche, Mme Valérie Pécresse, à une question d'actualité à l'Assemblée nationale. (Paris, 18 novembre 2008), voir http://ambafrance-se.org/france_suede/spip.php?article1922 (22/01/2010).

11 Voir par exemple Aghion, Philippe [*et al.*] : Why Reform Europe's Universities ?, in : *Bruegel Policy Brief* 4/2007 (septembre 2007).

rieur : 'autonomisation' des universités, concentration des ressources à travers la création de pôles d'excellence et financement accru de certains types de recherche à travers l'investissement dans la R&D.[12] La recette a été très largement mise en pratique dans la réforme de l'enseignement supérieur. Dans une enquête menée parmi les responsables d'institutions françaises d'enseignement supérieur, 71 % des répondants ont trouvé utiles les listes de classement, 66 % voulaient améliorer la position de leurs institutions dans les classements et une majorité disait savoir comment faire.[13] En Finlande, une initiative visant à fusionner trois universités a utilisé ces classements pour identifier les caractéristiques d'une 'université de haut niveau', mais également en ce qui concerne la structure organisationnelle et le modèle de financement.[14] Un processus similaire a eu lieu à Strasbourg avec la fusion en une université unique (université de Strasbourg) de trois universités, Robert Schuman, Marc Bloch et Louis Pasteur. La table de classement à chiffre unique présente un ordre clair, 'objectif', un but à atteindre, et les moyens d'atteindre ce but – le tout dans un même ensemble.

Problèmes des classements existants et nouveaux acteurs

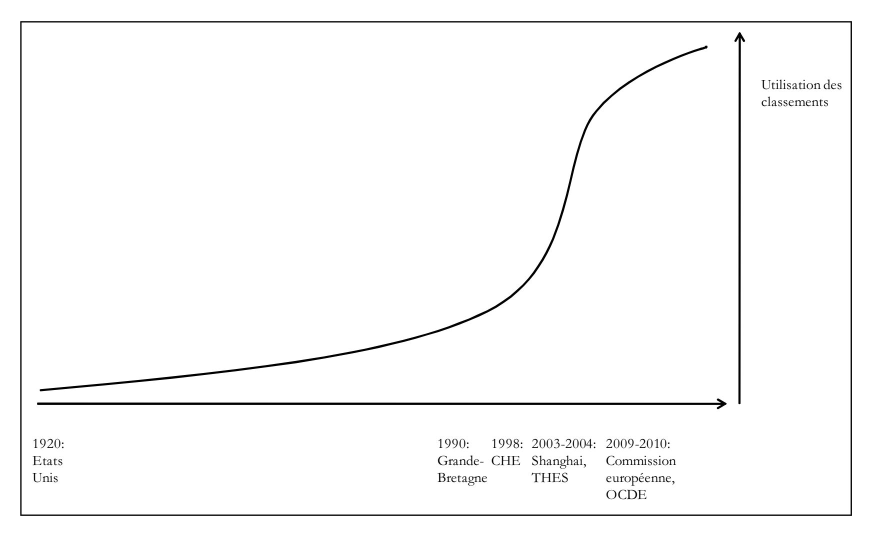
Ce phénomène est lié à l'augmentation d'une réflexivité des acteurs engagés concernant les enjeux et les effets de ces évaluations. Les classements américains ou britanniques n'étaient, pour les administrateurs et politiques des autres pays, que des curiosités aussi longtemps que ceux-ci n'affectaient pas leurs propres activités professionnelles. Avec les listes de Shanghai et de THES, les institutions d'enseignement supérieur sont intégrées dans un espace global doté d'une logique classificatoire auquel elles ne peuvent plus échapper. Dorénavant, elles se profilent comme institutions de pointe dans leurs domaines, tandis que les organisations internationales, telles l'OCDE ou la Commission européenne, mobilisent leurs ressources organisationnelles et financières dans une lutte acharnée pour structurer cet espace de politique publique. En voici une représentation visuelle (graphique 1), basée en partie

12 Hazelkorn, Ellen : *Impact of Global Rankings on Higher Education Research and the Production of Knowledge*, UNESCO Forum on Higher Education, Research and Knowledge, Occasional Paper No 15, http://unesdoc.unesco.org/images/0018/001816/181653e.pdf (22/01/2010).

13 Bourdin : Rapport d'information, p. 65.

14 Opetusministeriö : *Teknillisen korkeakoulun, Helsingin kauppakorkeakoulun ja Taideteollisen korkeakoulun yhdistyminen uudeksi yliopistoksi* [La fusion de l'université technologique de Helsinki, de l'Ecole d'économie et de gestion d'Helsinki et de l'université d'art et de design en une nouvelle université] (Opetusministeriön työryhmämuistioita ja selvityksiä 2007:16), http://www.minedu.fi/export/sites/default/OPM/Julkaisut/2007/liitteet/tr16.pdf?lang=fi (13/11/2009), p. 32–39.

sur les analyses d'Everett Rogers de la diffusion des innovations.[15] Cette courbe d'adoption de l'innovation représente dans le temps la diffusion globale des instruments de politiques publiques tels les palmarès des universités. Le graphe représente la visibilité globale des classements, de leurs producteurs et de leurs commanditaires.



Graphique 1 : Producteurs et usages des palmarès universitaires 1920–2010

Le THES et Shanghai classent les universités les plus cotées de manière cohérente, mais leur corrélation dans l'ensemble n'est que modérée ($r \leq 0.58$). Plusieurs spécialistes ont critiqué leur usage abondant des méthodes bibliométriques.[16] Les classements n'évaluent pas la recherche menée dans les instituts de recherche, sous-estimant, par exemple, la recherche de haut niveau en France et en Allemagne. De même, ils prennent insuffisamment en compte les ressources et l'agencement institutionnels dont disposent les organisations qui ont du succès. Ils imposent plutôt les normes des universités à la pointe de la recherche.[17] Prendre en compte le nombre de prix Nobel

15 Rogers, Everett : *Diffusion of Innovations*, New York [etc.] : Free Press, 2003.

16 Gingras, Yves : *La Fièvre de l'évaluation de la recherche. Du mauvais usage de faux indicateurs, CIRST (Centre interuniversitaire de recherche sur la science et la technologie), Note de recherche*, 2008-05, http://www.cirst.uqam.ca/Portals/0/docs/note_rech/2008_05.pdf (13/11/2009) ; Van Raan, Anthony F. J. : Fatal Attraction : Conceptual and Methodological Problems in the Ranking of Universities by Bibliometric Methods, ds. : *Scientometrics* 62/1 (2005), p. 33–143 ; voir aussi Liu, Nian Cai/Cheng, Ying/Liu, Li : Academic Ranking of World Universities Using Scientometrics. A Comment to the Fatal Attraction, ds. : *Scientometrics* 64/1 (2005), p. 101–109.

décernés à une institution comme dans l'index de Shanghai est également problématique dans la mesure où les lauréats du prix Nobel continuent d'influencer les résultats de leur université après leur départ à la retraite ou même après leur décès. Une large part du classement du THES repose sur une opinion basée sur le jugement par les pairs, manquant d'une estimation approfondie.[18] Et bien que le groupe d'utilisateurs le plus important du classement THES soit celui des étudiants à la recherche d'un endroit où étudier, il offre très peu d'information sur la qualité de l'enseignement.

Les listes de classement présentent plusieurs problèmes additionnels. L'une des limites centrales des classements existants est leur perspective institutionnelle : ils mesurent les universités sans prendre en compte les variations entre les disciplines, en omettant d'évaluer la recherche discipline par discipline. En outre, l'information numérique produite est présentée comme un fait et non comme le résultat du choix de ce qu'il importe de mesurer et de la méthode de mesure.[19] Cerise sur le gâteau, la communauté académique s'est tenue à l'écart pendant que son métier était évalué, ce qui a suscité des appels en faveur d'une plus grande implication de sa part.[20]

En dépit de ces limitations, les classements des meilleures universités du monde font désormais partie du paysage global de l'enseignement supérieur. Les chiffres ont créé une nouvelle 'économie du prestige', laquelle décide des politiques de l'enseignement supérieur et de l'innovation.[21] Les hiérarchies et les normes globales[22] sont maintenant reproduites, contestées ou légitimées par un éventail d'instituts de recherche spécialisés dans la production d'informations sur ces hiérarchies et financées par les Etats-nations ou les empires médiatiques. Du fait de leur couverture globale et de leur haute visibilité, ces listes suscitent des changements considérables dans les politiques nationales, qui suivent des scenarii similaires. Partageant les mêmes croyances causales décisives et les mêmes vues normatives, ces outils de pouvoir symbolique présentent le monde d'une manière uniforme. Ce faisant, leur nature

---

17 Kivinen, Osmo/Hedman, Juha : World-wide University Rankings : A Scandinavian Approach, ds. : *Scientometrics* 74/3 (2008), p. 391–408.

18 La notion de jugement par les pairs est donc catégoriquement trompeuse. Au lieu d'une investigation approfondie des qualités de recherche et d'enseignement d'une simple institution, une opinion suffit pour évaluer la qualité.

19 Marginson, Simon : Global University Rankings : Implications in General and for Australia, ds. : *Journal of Higher Education Policy and Management* 29/2 (2007), p. 131–142, ici p. 139.

20 Usher, Alex/Savino, Massimo : A Global Survey of University Ranking and League Tables, ds. : *Higher Education in Europe* 32/1 (2007), p. 5–15.

21 Marginson, Simon : Open Source Knowledge and University Rankings, ds. : *Thesis Eleven* 96 (2009), p. 9–39.

22 Voir également Manners, Ian : Normative Power Europe : A Contradiction in Terms ?, ds. : *Journal of Common Market Studies* 40/2 (2002), p. 235–258.

politique est minimisée. Les chiffres produits et la perception de la 'compétition' qu'ils communiquent tendent à enfermer les acteurs des politiques publiques dans une cage de fer qui ne laisse aucune place à des politiques alternatives.[23]

Les stratégies européennes

Le développement de nouveaux instruments d'évaluation et de mesure de l'excellence universitaire est motivé aussi bien par les lacunes des instruments existants que par des motifs politiques et économiques pour améliorer la compétitivité des systèmes d'éducation nationaux et européens. En novembre 2008, la Commission européenne déclare qu'elle créera une liste de classement alternative, européenne, qui « rendrait justice »[24] aux universités européennes. La Commission européenne, acteur politique doté de ressources organisationnelles considérables en comparaison avec les universités (Jiao Tong) ou les publications spécialisées (THES), entre dans le champ de l'enseignement supérieur global, tentant de transformer sa structure et ses critères. Cette manœuvre peut être comprise dans un contexte de compétition globale de plus en plus intense dans l'enseignement supérieur, compétition pour le prestige[25] qui a un impact économique considérable (sans se réduire à celui-ci).

Mais la Commission européenne n'est pas le seul acteur à vouloir s'engager dans cette logique du palmarès (voir tableau 1). Dans les Etats membres de l'Union européenne, plusieurs classements universitaires ont été développés. Par exemple, l'institut de recherche CHE (*Centrum für Hochschulentwicklung*)[26], financé par la fondation Bertelsmann, produit depuis 1998 un classement des universités allemandes diffusé annuellement dans des publications comme *Stern* et *Die Zeit* mais qui reste, pour le moment, un classement purement national. Initialement, le palmarès du CHE ne couvrait que les institutions allemandes. Depuis quelque temps y sont inclus la majorité des institutions autrichiennes et suisses, ainsi que, dans le palmarès de 2009, les institutions néerlandaises. D'autres universités qui offrent des programmes en

---

23 Erkkilä, Tero/Piironen, Ossi : Politics and Numbers : The Iron Cage of Governance Indices, ds. : Cox III, Raymond W. (dir.) : *Ethics and Integrity in Public Administration : Concepts and Cases,* Armonk, London : M. E. Sharpe, 2009, p. 125–145.

24 Selon le directeur général de l'enseignement de la Commission européenne Odile Quintin (citée dans Dubouloz, Catherine : L'Europe veut lancer son propre classement des universités, ds. : *Le Temps* <Genève>, 5 décembre 2008, p. 1).

25 Voir Weber, Max : *Economy and Society. An Outline of Interpretive Sociology*, éd. p. Guenther Roth et Claus Wittlich, vol. 2, Berkeley : University of California Press, 1968, p. 910–911 pour cette idée [Original : *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen : Mohr, 1922].

26 http://www.che.de/ .

Tableau 2 : Acteurs, histoires institutionnelles et critères de l'évaluation universitaire

	CHE	**Shanghai**	**THES**	**Commission européenne**	**OCDE (AHELO)**
Type d'acteur	Institut de recherche privé	Institut de recherche universitaire public	Journal	Institution publique internationale	Institution publique internationale
Année de création	1998	2003	2004	2011	2010–11 ?
Type d'évaluation	Cartographie à multiples critères	Classement	Classement	Cartographie à multiples critères	Cartographie à multiples critères
Critères d'évaluation	Multiples critères (informations sur les étudiants, résultats scolaires, niveau d'internationalisation, recherche, enseignement, infrastructures et locaux, employabilité des diplômés, position géographique)	Multiples critères (qualité de l'enseignement, qualité de la faculté, rendement de la recherche, performance académique)	Multiples critères (qualité de la recherche, employabilité des diplômés, perspectives internationales, qualité de l'enseignement)	Multiples critères similaires à ceux du CHE (à confirmer en 2010)	Qualité de l'enseignement

allemand ou dans lesquelles étudient un nombre significatif d'étudiants germanophones seront inclues dans le palmarès.[27]

La stratégie de la Commission européenne révèle la nature duale des luttes de classifications. Une compétition interne se déroule entre les chiffres et ce qu'ils sont supposés refléter. Dans la mesure où les universités européennes sont relativement mal positionnées dans tous les classements existants, proposer des changements mineurs aux listes existantes n'était pas envisageable pour la Commission européenne. Une deuxième solution, plus radicale, suivie par la Commission européenne, est l'introduction d'une nouvelle évaluation globale de l'enseignement supérieur.[28] Mais cette stratégie ne peut être couronnée de succès que si la Commission européenne parvient à délégitimer les listes de classement existantes en produisant une information alternative crédible.

La Commission européenne projette de créer une nouvelle conception de la connaissance, une 'carte' de certaines qualités clés dans l'enseignement supérieur qui inclurait l'enseignement et la recherche, les institutions pour l'élite et celles de la commercialisation du savoir à destination des masses.[29] Selon les principes de Berlin établis par un groupe d'experts américains et européens en 2004, cela serait plus juste que les tables de classement existantes.[30] Bien qu'étant vague pour le moment, le plan européen pourrait ressembler à une cartographie internationale des universités qui prendrait en compte leurs différents points forts, suivant le modèle du CHE allemand. Conjointement avec l'université de Twente, le CHE dirige le CHERPA-Network Consortium qui est le gagnant de l'appel à propositions pour la création d'un classement européen initié par la Commission européenne. Le

27 Des controverses se sont néanmoins développées concernant le palmarès du CHE. Certaines universités allemandes ont décidé de ne plus y participer. De plus, la coopération au niveau national avec l'Autriche et la Suisse a cessé et les universités de ces pays qui prennent toujours part au ranking du CHE le font dorénavant à titre individuel. Les sources principales du désaccord ont porté sur l'orientation normative du CHE dans la modernisation de l'enseignement supérieur suivant des principes de marché, la méthodologie du classement ainsi que la difficulté de trouver un cadre d'évaluation satisfaisant pour les différents pays (Unis boykottieren CHE-Ranking, studentenpresse.com, 17 août 2009, http://www.studentenpresse.com/apsp/index.php?page=news&show=02531 (13/11/2009)).

28 Cf. dans un autre registre l'analyse d'Hirschman sur la prise de parole (Hirschman, Albert O. : *Exit, Voice, and Loyalty : Responses to Decline in Firms, Organizations, and States*, Cambridge (Mass.), London : Harvard UP, 1970).

29 Voir European Commission : *Public Open Tender EAC/36/2008: Design and Testing the Feasibility of a Multi-dimensional Global University Ranking*, http://ec.europa.eu/education/programmes/calls/3608/specific_en.pdf (22/01/2010).

30 Principes de Berlin sur le classement des institutions de l'enseignement supérieur (Berlin Principles on Ranking of Higher Education Institutions, http://www.che.de/downloads/Berlin_Principles_IREG_534.pdf (13/11/2009)).

cadre de base devrait être posé en 2010. Dans la phase pilote, il devrait couvrir les études de commerce et d'ingénieur avec un échantillon d'environ 150 universités (européennes et non-européennes), mais il sera ultérieurement étendu aux sciences sociales également.

En 2009, au moins quatre initiatives conjointes ont été prises dans le domaine des classements de l'enseignement supérieur dans lesquelles la Commission européenne est soit initiatrice soit contributrice, attestant par là même la politisation de cet enjeu. En juin 2008, la Commission européenne a nommé un groupe d'experts sur l'évaluation de la recherche universitaire. Plus tard la même année, sous la présidence tournante française de l'Union européenne, un appel à propositions a été lancé sur la faisabilité d'un classement global multidimensionnel de l'université. En sus de ces initiatives, des travaux sont en cours pour typifier et classifier les institutions de l'enseignement supérieur. La Commission européenne est aussi impliquée dans l'initiative de l'OCDE 'AHELO' d'évaluation des apprentissages dans l'enseignement supérieur.

L'on remarque dans les initiatives de la Commission européenne et dans celle de l'OCDE (AHELO) l'opposition à un chiffre composé de données agrégées, un rang de classement comme dans les classements universitaires existants. En particulier l'AHELO de l'OCDE est explicitement critique envers les classements de l'enseignement supérieur :

> AHELO is not a university ranking like the Shanghai Jiao Tong, the Times Higher Education or any number of others. The designers of AHELO reject the idea that higher education can be reduced to a handful of criteria which leaves out more than it includes. Instead, AHELO sets out to identify and measure as many factors as possible influencing higher education, with the emphasis being always on teaching and learning.[31]

Cependant, en même temps, le classement PISA (Programme for International Student Assessment) de l'OCDE est la référence la plus citée au monde pour les réformes de l'enseignement primaire. L'AHELO et PISA ne sont donc pas incommensurables. Le classement PISA mesure les systèmes éducatifs de différents pays, tandis que AHELO mesure les résultats de l'enseignement dans certaines institutions d'enseignement supérieur. Cependant PISA est souvent cité comme un modèle d'évaluation pour AHELO et une référence pour l'OCDE en la matière.[32]

L'abandon de la logique du palmarès simple ou, du moins, la prise en compte des problèmes liés à ce genre d'évaluation peut être dû à des expé-

31 http://www.oecd.org/edu/ahelo (13/11/2009).

32 Voir par exemple OECD : *Roadmap for the OECD Assessment of Higher Education Learning Outcomes (AHELO) Feasibility Study. As of 3 July 2008*, http://www.oecd.org/dataoecd/50/50/41061421.pdf (22/01/2010), p. 5, 10, 11, 13.

riences antérieures et à des conflits internes à l'OCDE. Plus récemment, l'OCDE s'est engagée dans l'évaluation de l'enseignement supérieur. Le but de l'AHELO, lancée en 2006, sera d'évaluer avant 2010, par une étude de faisabilité, les résultats des enseignements des universités. En raison de son entrée tardive dans cette lutte symbolique, l'OCDE joue le rôle de challengeur des pratiques établies. Les chiffres existants étant très imparfaits, il est aussi logique que l'OCDE lance sa propre évaluation et participe de cette manière à la lutte globale pour la définition de l'excellence en matière d'enseignement supérieur.

Cependant, ironiquement, l'OCDE, la Commission européenne et d'autres acteurs ont dû s'engager dans la même entreprise de création d'une information numérique sur l'enseignement et la recherche universitaires. Ce faisant, ils entrent dans un piège ontologique typique des luttes de classifications, étant forcés de réduire la politique hautement complexe et conflictuelle du champ de l'enseignement supérieur à une série de nombres, série toutefois plus sophistiquée que celles de leurs compétiteurs.

La production de palmarès ou d'informations sur les performances des universités a des effets durables sur la structuration du champ global de l'enseignement supérieur. En dépit du fait que les règles du jeu ont été déterminées par des acteurs ayant relativement peu de ressources symboliques et institutionnelles comme Shanghai ou THES, leur modification s'avère extrêmement difficile. Même si la position de l'OCDE est indiscutable dans d'autres domaines de politiques publiques comme dans celui du développement de l'administration ou de l'économie,[33] son influence dans le développement de l'enseignement supérieur est pour le moment négligeable. De même, malgré le processus de Bologne et les réformes des systèmes d'enseignement supérieur nationaux, la Commission européenne et les systèmes européens se sont jusqu'ici adaptés aux modèles venus de l'extérieur. Par la création d'un palmarès propre, la Commission européenne s'engage dans une tentative de redéfinition des critères d'excellence universitaire.

Nous pouvons supposer qu'avec le temps une autre instance que Shanghai ou THES produira un palmarès plus compréhensif et crédible que ceux qui existent aujourd'hui. Ni Shanghai ni THES n'ont cependant les ressources pour le faire. Pour sa part, la Commission européenne compte utiliser les ressources d'Eurostat afin d'affiner ces évaluations. De même, l'OCDE a, par l'intermédiaire de ses Etats membres, un accès direct aux ressources publiques nationales (comme les bureaux statistiques nationaux) et pourra en outre façonner son modèle selon les besoins de ses Etats membres. Cependant, la crédibilité nécessaire pour produire une classification compéti-

33 Mahon, Rianne/McBride, Stephen : Standardizing and Disseminating Knowledge : The Role of the OECD in Global Governance, ds. : *European Political Science Review* 1/1 (2009), p. 83–101.

tive prend du temps et requiert des savoirs spécialisés. Pour cette raison, la Commission européenne a besoin d'instituts de recherche comme le CHE et l'université de Twente.

Les premiers occupants dans le champ ont un avantage indéniable. Ceci se voit clairement dans les usages faits des palmarès malgré les critiques qui leur sont adressées. Les ressources institutionnelles et économiques ne décident pas du sort des innovations en politique publique. Aussi déterminantes seront l'ancienneté et la visibilité ou le capital symbolique qui leur est conféré. Les palmarès qui ont atteint une certaine visibilité ne peuvent être que difficilement remis en question. Détrôner les classements dominants, qui bénéficient d'une réputation et d'une légitimité dues à des usages et pratiques établis, demandera du temps et des investissements importants. Jusqu'ici, la communauté scientifique a été reléguée au rôle de spectateur d'une pièce qui déterminera les cadres fonctionnels dans lesquels la recherche et l'enseignement de demain seront façonnés.

Conclusions

Les instruments de politique publique, comme les listes de classement, ont le pouvoir d'influencer la réalité. La carte globale de l'enseignement supérieur est différente aujourd'hui de ce qu'elle était avant la création du classement de Shanghai des universités du monde en 2003. Cette carte globale est devenue plus structurée et les listes de classement sont devenues des instruments courants de politique publique pour la gestion de l'enseignement supérieur. En dépit de leurs problèmes, ils ont servi et continuent à servir de base à des réformes considérables au sein des systèmes nationaux d'enseignement supérieur. Les projets de la Commission européenne et de l'OCDE de contester les listes de classement, comme celles de Shanghai et du THES, en créant des outils alternatifs multidimensionnels d'évaluation des universités du monde, constituent une tentative visant à introduire de nouveaux critères d'évaluation dans la compétition globale en vue de la définition de l'excellence dans l'enseignement supérieur. Il est certain que les acteurs impliqués dans l'évaluation de l'enseignement supérieur sont attirés par une logique spécifique de production de la connaissance, une logique de palmarès : les nombres ne peuvent être contestés que par d'autres nombres fournis par des spécialistes des sciences sociales. Cette évaluation se déroule dans des cadres plus rigides et 'scientifiques', conditionnés par une logique du palmarès qui structure l'espace global de l'enseignement supérieur. Cette logique du palmarès encourage les universités à adopter les modèles valorisés par les classements dominants, les instituts de recherche à développer des classements à la fois scientifiquement plus crédibles et diffusables, et enfin les commanditaires (la Commission européenne, le gouvernement chinois, l'OCDE…) de ces classements à mobiliser des ressources organisationnelles et financières impor-

tantes dans une lutte devenue globale pour le prestige symbolique et le capital humain.

Les actions de la Commission européenne dans le processus de restructuration de l'enseignement supérieur et de la recherche ont des effets globaux. Les enjeux sont non seulement pédagogiques, mais aussi économiques et politiques. La Commission européenne participe à une lutte globale pour l'influence et le pouvoir, une lutte à la fois symbolique et matérielle qui influence la manière dont l'Union européenne est perçue dans le monde et sa propre perception d'elle-même.

Bibliographie sélective

Aghion, Philippe [*et al.*] : Why Reform Europe's Universities ?, in : *Bruegel Policy Brief* 4/2007 (septembre 2007).

Berlin Principles on Ranking of Higher Education Institutions, http://www.che.de/downloads/Berlin_Principles_IREG_534.pdf (13/11/2009).

Bourdin, Joël : Rapport d'information fait au nom de la délégation du Sénat pour la Planification sur le défi des classements dans l'enseignement supérieur, [Rapport d'information] N° 422. Sénat, Session extraordinaire de 2007–2008, annexe au procès-verbal de la séance du 2 juillet 2008, http://www.senat.fr/rap/r07-442/r07-4421.pdf (04/04/2009).

Dubouloz, Catherine : L'Europe veut lancer son propre classement des universités, ds. : *Le Temps* <Genève>, 5 décembre 2008.

Erkkilä, Tero/Piironen, Ossi : Politics and Numbers : The Iron Cage of Governance Indices, ds. : Cox III, Raymond W. (dir.) : *Ethics and Integrity in Public Administration : Concepts and Cases,* Armonk, London : M. E. Sharpe, 2009, p. 125–145.

European Commission : *Public Open Tender EAC/36/2008: Design and Testing the Feasibility of a Multi-dimensional Global University Ranking*, http://ec.europa.eu/education/programmes/calls/3608/specific_en.pdf (22/01/2010).

Gingras, Yves : *La Fièvre de l'évaluation de la recherche. Du mauvais usage de faux indicateurs*, *CIRST (Centre interuniversitaire de recherche sur la science et la technologie), note de recherche*, 2008-05, http://www.cirst.uqam.ca/Portals/0/docs/note_rech/2008_05.pdf (13/11/2009).

Harvey, Lee : Rankings of Higher Education Institutions : A Critical Review, ds. : *Quality in Higher Education* 14/3 (2008), p. 187–207.

Hazelkorn, Ellen : *Impact of Global Rankings on Higher Education Research and the Production of Knowledge*, UNESCO Forum on Higher Education, Research and Knowledge, Occasional Paper No 15, http://unesdoc.unesco.org/images/0018/001816/181653e.pdf (22/01/2010).

Hirschman, Albert O. : *Exit, Voice, and Loyalty : Responses to Decline in Firms, Organizations, and States*, Cambridge (Mass.), London : Harvard UP, 1970.

http://www.arwu.org/ .

http://www.che.de/ .

http://www.oecd.org/edu/ahelo (13/11/2009).

http://www.timeshighereducation.co.uk .

Jobbins, David : Moving to a Global Stage : A Media View, ds. : *Higher Education in Europe* 30/2 (2005), p. 137–145.

Kivinen, Osmo/Hedman, Juha : World-wide University Rankings : A Scandinavian Approach, ds. : *Scientometrics* 74/3 (2008), p. 391–408.

Liu, Nian Cai/Cheng, Ying : The Academic Ranking of World Universities – Methodologies and Problems, ds. : *Higher Education in Europe* 30/2 (2005), p. 127–136.

Liu, Nian Cai/Cheng, Ying/Liu, Li : Academic Ranking of World Universities Using Scientometrics. A Comment to the Fatal Attraction, ds. : *Scientometrics* 64/1 (2005), p. 101–109.

Mahon, Rianne/McBride, Stephen : Standardizing and Disseminating Knowledge : The Role of the OECD in Global Governance, ds. : *European Political Science Review* 1/1 (2009), p. 83–101.

Manners, Ian : Normative Power Europe : A Contradiction in Terms ?, ds. : *Journal of Common Market Studies* 40/2 (2002), p. 235–258.

Marginson, Simon : Global University Rankings : Implications in General and for Australia, ds. : *Journal of Higher Education Policy and Management* 29/2 (2007), p. 131–142.

Marginson, Simon : Open Source Knowledge and University Rankings, ds. : *Thesis Eleven* 96 (2009), p. 9–39.

Marginson, Simon : University Rankings, Government and Social Order : Managing the Field of Higher Education According to the Logic of Performative Present-as-future, ds. : Simons, Maarten/Olssen, Mark/Peters, Michael A. (dir.) : *Re-reading Education Policies : Studying the Policy Agenda in the 21st Century*, Rotterdam : Sense Publishers, 2009, p. 584–604.

Meyer, John W. [*et al.*] : World Society and the Nation-State, ds : *American Journal of Sociology* 103/1 (1997), p. 144–181.

Münch, Richard : The Transformative Power of Monitoring and Benchmarking in the European Multilevel System : How the Bologna Express is Changing Higher Education in Germany, présenté dans l'atelier *Europeanisation as a Modernising Project ? Justifications, Practices and Contestations of the Emerging European Polity*, Delmenhorst, Hanse-Institute of Advanced Study, 11–13 june 2009, voir http://www.bigsss-bremen.de/fileadmin/gsss/files/Events/Workshop_Europeanisation_as_Modernisation.pdf (22/01/2010).

OECD : *Roadmap for the OECD Assessment of Higher Education Learning Outcomes (AHELO) Feasibility Study. As of 3 July 2008*, http://www.oecd.org/dataoecd/50/50/41061421.pdf (22/01/2010)

Opetusministeriö : *Teknillisen korkeakoulun, Helsingin kauppakorkeakoulun ja Taideteollisen korkeakoulun yhdistyminen uudeksi yliopistoksi* [La fusion de l'université technologique de Helsinki, de l'Ecole d'économie et de gestion d'Helsinki et de l'université d'art et de design en une nouvelle université] (Opetusministeriön työryhmämuistioita ja selvityksiä 2007:16), http://www.minedu.fi/export/sites/default/OPM/Julkaisut/2007/liitteet/tr16.pdf?lang=fi (13/11/2009).

Pécresse, Valérie : Classement européen des universités. Réponse de la Ministre de l'enseignement supérieur et de la recherche, Mme Valérie Pécresse, à une question d'actualité à l'Assemblée nationale. (Paris, 18 novembre 2008), voir http://ambafrance-se.org/france_suede/spip.php?article1922 (22/01/2010).

Rogers, Everett : *Diffusion of Innovations*, New York [etc.] : Free Press, 2003.

Saisana, Michaela/D'Hombres, Beatrice : *Higher Education Rankings : Robustness Issues and Critical Assessment. How Much Confidence Can We Have in Higher Education Rankings ?*, Luxembourg, Office for Official Publications of the European Communities, 2008, http://www.eurosfaire.prd.fr/7pc/doc/1230029067_higher_education_report_crell_2008.pdf (13/11/2008).

Unis boykottieren CHE-Ranking, studentenpresse.com, 17 août 2009, http://www.studentenpresse.com/apsp/index.php?page=news&show=02531 (13/11/2009).

Usher, Alex/Savino, Massimo : A Global Survey of University Ranking and League Tables, ds. : *Higher Education in Europe* 32/1 (2007), p. 5–15.

Van Raan, Anthony F. J. : Fatal Attraction : Conceptual and Methodological Problems in the Ranking of Universities by Bibliometric Methods, ds. : *Scientometrics* 62/1 (2005), p. 133–143.

Weber, Max *: Economy and Society. An Outline of Interpretive Sociology*, éd. p. Guenther Roth et Claus Wittlich, vol. 2, Berkeley : University of California Press, 1968 [Original : *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen : Mohr, 1922].

Sektion 3:
Europa in der Realpolitik

Hans Wassmund

Frankreich und Deutschland zwischen Europa-Illusion und -Wirklichkeit

Depuis la première heure, la France et l'Allemagne considèrent l'unification européenne comme une priorité. A l'origine, la France entendait avant tout contrôler l'Allemagne par la voie de l'intégration, tandis que l'Allemagne, pour sa part, ambitionnait essentiellement d'être reconnue par la Communauté internationale comme un Etat souverain et égal. C'est en optant pour le compromis et les concessions mutuellement avantageuses qu'elles sont parvenues à faire pleinement valoir leurs intérêts nationaux respectifs, ainsi que ceux de l'Europe.

Ce faisant, elles ont souvent été amenées à jouer un rôle pionnier en Europe et ont permis de renforcer la cohésion de l'Union, ainsi que de décupler ses potentiels et ceux du continent. En dépit d'appréciations et de points de vue très souvent divergents quant au rôle de l'Europe, les avancées ainsi réalisées, parmi d'autres, ont permis de balayer des objectifs illusoires et de saisir ensemble des opportunités réalistes. Si, de part et d'autre, il subsiste de nombreux espoirs inassouvis et attentes déçues vis-à-vis de l'Europe, la France et l'Allemagne ne cesseront de réaliser leurs plus grandes avancées au sein de l'Europe et avec l'Europe.

Anfänge des europäischen Zusammenschlusses sowie die Rolle Frankreichs und Deutschlands

In einem der auflagenstärksten Wörterbücher der Politikwissenschaft wird zur ‚Europäischen Union' und der Rolle der beiden Nachbarstaaten am Rhein in ihr u. a. ausgeführt:

> Die EU ist das in ständiger Weiterentwicklung begriffene Ergebnis (west-)europäischer Integrationspolitik, also der auf eine dauerhafte und organisierte Kooperation oder gar auf einen engeren Zusammenschluß europäischer Staaten zielenden Bemühungen. Die EU stellt sich als ein vertraglich begründeter Verbund von ursprünglich sechs, inzwischen 27 Staaten dar. Dieser Verbund hat sich aus bescheidenen Anfängen einer Sektor-Integration, der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl, zu einem Gebilde weiterentwickelt, dessen Tätigkeitsspektrum sich stark ausgeweitet hat; das über ein sich immer mehr ausdifferenzierendes Entscheidungssystem verfügt; das während der tiefgreifenden Veränderungen in Europa nach 1989 nicht nur als feste Größe erhalten blieb, sondern sich durch weitere Vertiefung […] und Erweiterung […] fortentwickelte und das sich anschickt, sich

> mit einer ‚Verfassung‘ eine neue Grundordnung zu geben, die die bisherigen Verträge ablösen soll.[1]

Zu den Zielen des europäischen Zusammenschlusses zählten u. a. die Sicherung von Frieden und Freiheit, Schutz vor sowjetischen Expansionsbestrebungen, die Etablierung von Demokratie und Rechtstaatlichkeit. Zusätzlich wurden die Integrationsbestrebungen mit spezifischen nationalen Anliegen verknüpft, z. B. dem französischen Sicherheitsbedürfnis gegenüber Deutschland, während „die Bundesrepublik Deutschland ihre Beteiligung als eine unerlässliche Voraussetzung für die Lösung der deutschen Frage im Einvernehmen mit ihren Nachbarn“ verstand.[2]

Die Impulse, aus der Vielfalt der nationalen Bestrebungen eine neue, übergeordnete Einheit in Europa zu schaffen, gingen nach den Verheerungen des Zweiten Weltkrieges u. a. davon aus, dass der Nationalismus als Quelle von Kriegen zu überwinden sei und ein umfassender Wirtschaftsraum den Wiederaufstieg fördern sowie gemeinsame Sicherheitsanstrengungen den Schutz vor äußeren Bedrohungen ermöglichen sollten. Hinzu kamen als Ziele, „sich durch einen Zusammenschluß gegenüber den Welthegemonialmächten USA und Sowjetunion zu behaupten sowie die Lösung der deutschen Frage, d. h. ein System zu finden, das die Deutschen kontrollierte, ihnen gleichzeitig aber einen Platz in der Völkerfamilie garantierte“.[3] Winston Churchill fasste in seiner berühmten Züricher Rede vom 19. September 1946 ins Auge:

> Wir müssen so etwas wie die Vereinigten Staaten von Europa schaffen. […] Der erste Schritt bei der Neugründung der Europäischen Familie muß eine Partnerschaft zwischen Frankreich und Deutschland sein. Nur auf diese Weise kann Frankreich die moralische Führung Europas wiedererlangen. Es gibt kein Wiederaufleben Europas ohne ein geistig großes Frankreich und ein geistig großes Deutschland. […] Bei der so dringenden Aufgabe der Bildung eines Europarates müssen Frankreich und Deutschland die Führung übernehmen.[4]

---

1 Hrbek, Rudolf: Europäische Union, in: Woyke, Wichard (Hg.): *Handwörterbuch internationale Politik*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, [9]2005, S. 96–121, hier S. 96 f.

2 Hrbek: Europäische Union, S. 97.

3 Woyke, Wichard: *Europäische Union – erfolgreiche Krisengemeinschaft. Einführung in Geschichte, Strukturen, Prozesse und Politiken*, München [u. a.]: Oldenbourg, 1998, S. 13.

4 Zit. nach Woyke: *Europäische Union – erfolgreiche Krisengemeinschaft*, S. 12.

Der Zusammenschluss Europas: Aspekte eines deutsch-französischen Konsenses

a) Realistische Variante

In der Tat gab es trotz der krassen Unterschiede in der Ausgangslage – Frankreich war als ‚Gastsieger' (Alfred Grosser) des Zweiten Weltkrieges akzeptiert, Deutschland total ruiniert und dem Willen der vier Siegermächte unterstellt – durchaus eine breite Übereinstimmung in Bezug auf einen europäischen Zusammenschluss.

Als realistisch galt bei allen Staaten, durch große gemeinsame Anstrengungen endgültig Frieden auf dem Kontinent zu schaffen, Beiträge zum ökonomischen Wiederaufstieg zu leisten und zur Etablierung von Freiheit und Mobilität beizutragen. Allerdings verhinderte die brutale Unterwerfungspolitik der Sowjetunion in dem von ihr eroberten Teil Europas, dass die neuen kooperativen Impulse dem gesamten Kontinent zugute kamen. Die USA erkannten schnell, dass aus dem Partner während des Krieges ein expansiver Rivale um die Vorherrschaft in Europa geworden war. Sie förderten den Zusammenschluss im Westen mit umfangreichen Hilfsmaßnahmen vor allem in den Bereichen Ökonomie, Politik und Kultur. Ihre Zielsetzungen bezüglich der Etablierung von Freiheit und Wohlstand, Demokratie und Rechtstaatlichkeit stimmten weitgehend mit denen der europäischen Eliten überein. Diese verfolgten – häufig aus Widerstandsgruppen stammend, die Schrecken von Krieg, Vernichtung und Vertreibung vor Augen – umfassende Visionen, gepaart mit ausgeprägtem Realitätssinn bezüglich der Zukunft Europas. Später erwies es sich als „eine glückliche Fügung, dass mit dem französischen Außenminister Robert Schuman, dem italienischen Ministerpräsidenten Alcide de Gaspari und dem deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer drei Politiker in der politischen Verantwortung ihrer Länder standen, die von der Notwendigkeit und positiven Wirkung der europäischen Integration überzeugt waren."[5] Im Mai 1950 ergriff Robert Schuman die Initiative zur Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl. Mit der Schritt-für-Schritt-Vergemeinschaftung von Planung, Verwendung und Kontrolle dieser damals zentralen Industriezweige wurde von den Benelux-Staaten, Deutschland, Frankreich und Italien schon Anfang der 1950er Jahre ein kurz vorher noch völlig undenkbares Ausmaß an echter Integration erreicht. Der EGKS-Vertrag sah folgende gemeinsame Organe und Kompetenzen vor: Die Hohe Behörde (Vorgängerin der EU-Kommission) übte die Exekutivrechte aus, die gemeinsame Versammlung (Vorläuferin des EU-Parlaments) bildete die Kontrollinstanz.

---

5 Harth, Thilo/Woyke, Wichard: *Die Europäische Union konkret. Nachgefragt in zwölf Kapiteln*, Opladen [u. a.]: Budrich, 2008, S. 14.

> Die politischen Richtlinien- und Legislativrechte übte der elfköpfige Ministerrat aus. Ein ebenfalls elfköpfiger Gerichtshof wachte über die Vertragsauslegung. Damit war erstmals eine supranationale Einrichtung geschaffen, deren Entscheidungen über den nationalen standen.[6]

Mit der Vorgehensweise, über Sektorintegration Schritt für Schritt den europäischen Zusammenschluss weiter voranzutreiben, hatten die Vertragspartner gleichzeitig erreicht, überkommene nationale Interessen und neue europäische Zielsetzungen miteinander in Einklang zu bringen.

> So war das französische Interesse – u. a. Sicherheit vor Deutschland – durch die gemeinsame Kontrolle der Kohle- und Stahlindustrie gewährleistet. Und für die damals noch unter Besatzung stehende Bundesrepublik war die EGKS eine Möglichkeit zur Gewinnung von Souveränität und Gleichberechtigung. Gleichzeitig bildete die EGKS ein wichtiges Instrument der deutsch-französischen Aussöhnung.[7]

Alle an dem Projekt beteiligten Staaten nutzten die realistische Chance, zum einen ihre Wirtschafts- und Technologiepotenziale zu stärken und ihre nationalen Einflussmöglichkeiten im entstehenden europäischen Großraum zu steigern, zum anderen konnten traditionelle Werte wie Freiheit, Demokratie und Rechtstaatlichkeit im Abwehrkampf gegen die kommunistische Herausforderung durch den Zusammenschluss gemeinsam bewahrt werden.

b) Illusorische Versuche

Allerdings erwiesen sich keineswegs alle von Frankreich und Deutschland befürworteten Projekte zur gemeinsamen europäischen Problemlösung als ähnlich erfolgreich und zukunftsweisend wie die EGKS. Die Ideen z. B. von Europa als ‚Dritter Kraft' neben und zwischen den USA und der Sowjetunion oder eines ‚Dritten Weges' zwischen Kapitalismus und Kommunismus sowie das Konzept eines ‚Brücken-Europa' zwischen Ost und West wurden überall, besonders aus sozialdemokratischen, in Deutschland aber z. B. auch aus christdemokratischen Kreisen propagiert und erwiesen sich „im Nachkriegseuropa [als] populärer als jede andere politische Leitidee."[8] Es steigerten sich aber sehr schnell nach Kriegsende die Irritationen und Verstimmungen zwischen den Allianzpartnern der Anti-Hitler-Koalition zu offenen Auseinandersetzungen um Macht und Einfluss in Europa und zu dem auf allen Ebenen ausgetragenen Kalten Krieg. Ideen wie die Vermittlung zwi-

6 Harth/Woyke: *Die Europäische Union konkret*, S. 15.

7 Harth/Woyke: *Die Europäische Union konkret*, S. 15.

8 Vgl. zu Einzelheiten Pfetsch, Frank R.: *Die Europäische Union. Geschichte, Institutionen, Prozesse*, München: Fink, ^{2}2001, S. 20 f., das Zitat stammt von Loth, Wilfried: *Die Teilung der Welt. Geschichte des Kalten Krieges 1941–1955*, München: dtv, 1980 (dtv-Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts 12), S. 194.

schen Ost und West, das Auffinden eines eigenen europäischen Weges jenseits der sich etablierenden Blocksysteme – wie sie in Frankreich und Deutschland u. a. von Widerstandsgruppen, linken Parteien und Kirchenverbänden vertreten wurden – hatten ab 1947–48 keine Chance mehr, realisiert zu werden.

Als ähnlich illusorisch erwies sich Anfang der 1950er Jahre der Versuch, eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft ins Leben zu rufen. In ihr sollte unter Verzicht auf wichtige nationale Souveränitätsrechte in diesem besonders sensiblen Bereich die Schaffung supranationaler Organe und integrierter Kommandostrukturen erreicht werden. Unter dem nach Ausbruch des Korea-Krieges wachsenden Druck der USA auf Europa erfolgte im Mai 1952 in Paris die Unterzeichnung des EVG-Vertrages. Ziel war es aus französischer Sicht, unter möglichst minimalem Verzicht auf nationale Eigenständigkeit auf maximale Weise die entstehenden Militärpotenziale Deutschlands nutzen und sie gleichzeitig im Rahmen integrierter Behörden kontrollieren zu können. In der entspannteren internationalen Situation nach Stalins Tod machte Paris in den Vertragsverhandlungen Konzessionen, die dann allerdings einer Koalition von politisch-gesellschaftlichen Kräften in Frankreich zu weit gingen. Dazu gehörten sowohl erhebliche Teile „der französischen Linken (Kommunisten, traditionelle Deutschland-Gegner) als auch der Rechten (Gaullisten, große Teile der französischen Industrie). Nachdem sich im Juni 1954 schon der Verteidigungsausschuss der Assemblée Nationale gegen die Ratifizierung des EVG-Vertrages ausgesprochen hatte, lehnte das französische Parlament am 30.8.1954 […] eine Befassung mit dem Vertragstext ab. Auf diese Weise scheiterte die EVG."[9] Damit hatte es sich offensichtlich als Illusion erwiesen, dass Frankreich – wie alle anderen Mitgliedsstaaten auch – bereit gewesen wäre, für die Erhöhung der gemeinsamen europäischen Verteidigungsfähigkeit einen Preis in Form einer Souveränitätsbeschränkung zu zahlen.

Auch bei einem zeitlich sehr viel später liegenden Beispiel stimmten zwar Deutschland und Frankreich grundsätzlich darin überein, Kriege auf dem europäischen Kontinent ein für alle Mal unmöglich machen zu wollen. Alle Mitgliedsstaaten der EU standen ohne Einschränkung hinter dieser Zielsetzung, und dennoch erwies sie sich als Illusion. Der seit Anfang der 1990er Jahre von innerstaatlichen zu zwischenstaatlichen Kriegen eskalierende Balkankonflikt[10] „machte exemplarisch deutlich: einzeln sind die EU-Staaten mit Krisenherden dieser Größenordnung hoffnungslos überfordert, und zwar nicht nur das kleine Luxemburg, sondern auch die großen Nationalstaaten wie Frankreich und Deutschland. Nicht einmal gemeinsam haben die Europäer diesen Konflikt in den Griff bekommen. Sie waren auf das aktive

9 Pfetsch: *Die Europäische Union*, S. 34.

10 Vgl. Hummer, Waldemar: Balkankonflikt, in: Woyke (Hg.): *Handwörterbuch internationale Politik*, S. 11–38.

Engagement der USA angewiesen.“[11] Neben dem nach dem Tod Titos (im Jahre 1980) aufbrechenden Hass zwischen den Volksgruppen in Jugoslawien, den ethnischen Gegensätzen und religiös-kulturellen Zerklüftungen im Land trug durchaus auch die französisch-deutsche Uneinigkeit dazu bei, dass der Krieg in diesem Teil Europas nicht verhindert werden konnte.

> Frankreich hatte schon immer gute Beziehungen zu Serbien gepflegt. […] Mitterrand sah in Serbien nicht den Aggressor, der für den Ausbruch des Konflikts verantwortlich zu machen war. Aus Frankreichs Sicht musste die Einheit des Bundesstaates Jugoslawien gewahrt bleiben. […] Deutschland hingegen sah die Ursache des Konflikts […] im Angriff der Serben auf andere Völker des Balkans. In Deutschlands Augen ging es dem serbischen Präsidenten Milosevic darum, die serbische Vorherrschaft auf dem Balkan zu sichern und ein ‚Großserbien' zu errichten.[12]

Aus diesen unterschiedlichen Einschätzungen ergab sich als Konsequenz für Deutschland, dass es bereits im Dezember 1991 als erstes Land die Unabhängigkeit der Republiken Slowenien und Kroatien diplomatisch anerkannte, um damit deren internationale Aufwertung zu bewirken. Dem folgten zögerlich die anderen Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaft, ohne allerdings die während der ganzen 1990er Jahre währenden Kriege deeskalieren zu können. Als Konsequenz aus diesem Versagen hat sich nach dem Ende der Kriegshandlungen für die EU ergeben, dass den Staaten der Balkanregion eine Mitgliedschaftsperspektive eröffnet, die militärischen und zivilen Reaktionsfähigkeiten der EU auf Konflikte stark verbessert und Kooperation und Integration als Friedensmodell offensiv verbreitet werden sollten.[13]

Der Zusammenschluss Europas: Deutsch-französische Differenzen

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es einen sehr breiten Konsens darüber, dass durch den Zusammenschluss Europas Rivalitäten der Vergangenheit überwunden, der Wohlstand gemehrt und Entwicklungspotenziale gemeinsam gesteigert werden könnten. Wie unterschiedlich die Gründe für die Mitgliedschaft der Staaten in der Europäischen Gemeinschaft auch gewesen sein

---

11 Schild, Joachim: Europäischer Anspruch und nationale Differenzen: Frankreich, Deutschland und die EU in der Jugoslawienkrise, in: Harth, Thilo/Schild, Joachim (Hg.): *Nationalstaaten in der EU – Identität und Handlungsmöglichkeiten. Eine deutsch-französische Zukunftswerkstatt für die politische Bildung*, Opladen: Leske + Budrich, 2003, S. 83–93, hier S. 83 f.

12 Diot, Claire: Krisenmanagement im ehemaligen Jugoslawien: Frankreich, Deutschland und die EU in der Bewährungsprobe, in: Harth/Schild (Hg.): *Nationalstaaten*, S. 67–81, hier S. 69.

13 So die Folgerungen von Schild: Europäischer Anspruch, S. 89.

mögen, immer gab es eine Konvergenz „in ihrer Verpflichtung auf gemeinsame Werte, auf europäische Prinzipien wie Gewaltfreiheit, Demokratie, Menschenrechte, Marktwirtschaft, soziale Verpflichtungen sowie in ihrem Interesse an der Überwindung jahrhundertealter Feindschaften, d. h. an der Herstellung eines Zustandes von Frieden in Europa.“[14]

Das schloss allerdings keineswegs aus, dass bei der Formulierung und Durchsetzung der jeweiligen Europapolitik nationale Interessen, verstanden als „Ziele, die von der politischen Führung eines Staates oder/und einer breiten Öffentlichkeit als verbindlich angesehen und über eine bestimmte Zeit konstant gehalten werden“[15], eine wichtige Rolle gespielt hätten.

> Die Konstanz solcher Interessen folgt aus der Logik jeweiliger historischer Erfahrungen, geopolitischer Lage, nationaler Ressourcenausrüstung, Vorstellungen über zukünftige Entwicklungen und Aufgaben […].[16]

Für die deutsche und französische Europapolitik ergaben sich aus der Kombination von Konsens im Grundsätzlichen und Unterschieden der Ziele und Strategien in der Verfolgung eigener Interessen erhebliche Differenzen. In Frankreich wurde z. B. der Zusammenschluss Europas in erster Linie als eine Steigerung der eigenen Machtpotenziale angesehen. Man hatte in Paris erkannt, dass Frankreich von den zunehmenden wirtschaftlichen Verflechtungen in Europa profitieren und bei technologischen Kooperationen eine Spitzenstellung einnehmen könnte.

> So stimmte die große Mehrheit der Nationalversammlung 1957 für die neu zu schaffende Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und die Europäische Atomgemeinschaft (EURATOM), da man in dieser Mitgliedschaft eine realistische Möglichkeit zur wirtschaftlichen Gesundung […] sah. Mit dem Grundtausch der Interessen zwischen Frankreich und Deutschland – Frankreich erhielt für seine Agrarprodukte den großen deutschen Markt, und Deutschland konnte den französischen Markt für seine Industrieprodukte nutzen – konnten nationale und übergeordnete europäische Interessen gut miteinander kombiniert werden.[17]

Für Deutschland hingegen stand in den 1950er Jahren klar das nationale Interesse im Vordergrund, durch die Mitwirkung am europäischen Zusammenschluss die nationale Souveränität wiederzuerlangen, international aufgewertet und in seinem Streben nach nationaler Einheit europäisch unterstützt zu werden. „Die Formel ‚Wiedervereinigung im Rahmen der europäischen Integration‘ kann als konstante Strategie aller deutscher Nachkriegspolitiker gelten.“[18]

---

14 Pfetsch: *Die Europäische Union*, S. 71.
15 Pfetsch: *Die Europäische Union*, S. 71.
16 Pfetsch: *Die Europäische Union*, S. 71.
17 Woyke: *Europäische Union – erfolgreiche Krisengemeinschaft*, S. 317 f.
18 Pfetsch: *Die Europäische Union*, S. 72.

Auch in den konzeptionellen Grundüberlegungen zur Gestaltung des Zusammenschlusses von Europa waren die deutsch-französischen Unterschiede immer unübersehbar: Während die Bundesrepublik Deutschland in einer möglichst weit vorangetriebenen Integration (Supranationalität) eine klare Möglichkeit zur Erlangung von Gleichberechtigung und Souveränität erblickte, sah das von Präsident Charles de Gaulle geprägte Europa-Konzept nur eine institutionalisierte politische Kooperation der Regierungen vor (Intergouvernementalismus). Deutschland konnte unter Bundeskanzler Adenauer der Idee der ‚Vereinigten Staaten von Europa' – auch als ‚Ersatz' für den durch den Nationalsozialismus und die Teilung Deutschlands diskreditierten Nationalstaat – als zu verfolgendem Ziel durchaus etwas abgewinnen. De Gaulle hingegen war als klarer Gegner jeglicher supranationalen Bestrebungen bekannt und befürwortete – auch wenn er diese Terminologie angeblich nie verwendet hat – ein ‚Europa der Vaterländer'.

> Das karolingische Europa, das heißt das Europa der Sechs, sollte zum Zentrum einer nach intergouvernementalen Gesichtspunkten funktionierenden europäischen Basisorganisation werden. Dieses Europa unabhängiger Staaten hatte nach den Vorstellungen de Gaulles unabhängig von den USA und offen nach Osteuropa zu sein. Eine dominierende Stellung Frankreichs wurde dabei immer vorausgesetzt.[19]

Auch in Bezug auf die Politik der Vertiefung und Erweiterung des europäischen Zusammenschlusses traten die Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich immer wieder klar zutage.

> Traditionell ist die Bundesrepublik eine Befürworterin möglicher Vertiefungen und Erweiterungen der Europäischen Gemeinschaft. In den 1960er Jahren trat sie – im Gegensatz zu Frankreich – für Vergößerung und insbesondere für den Beitritt Großbritanniens ein.[20]

Paris hingegen befürchtete, durch die Mitgliedschaft Großbritanniens einen ernsthaften Rivalen in der Führung der europäischen Gemeinschaft zu bekommen und durch dessen ‚special relationship' mit den USA zusätzlich an Macht und Einfluss zu verlieren. Zweimal wurden deshalb die Mitgliedschaftsgesuche Londons durch Paris abgelehnt; ebenso wurde 1965 die vom Kommissionspräsidenten Walter Hallstein auf den Weg gebrachte Vertiefung der Integration durch einen französischen Boykott (‚Politik des leeren Stuhls') der europäischen Gremien blockiert.[21]

Unterschiedliche Interessen, Orientierungen und Strategien Frankreichs und Deutschlands sind schließlich auch in Bezug auf die Süd- bzw. Osterweiterung der EU zu erkennen. Während für Frankreich aus geografischen

---

19 Pfetsch: *Die Europäische Union*, S. 73 f.

20 Pfetsch: *Die Europäische Union*, S. 72 f.

21 Woyke: *Europäische Union – erfolgreiche Krisengemeinschaft*, S. 319.

und historischen Gründen immer die Ausdehnung in den Mittelmeerraum klare Priorität haben sollte, galt für Deutschland aus denselben Gründen die Osterweiterung als wichtiger. Beide Staaten warben deshalb mit starkem Engagement und gewichtigen Argumenten für den Barcelona-Prozess zur Inangriffnahme der Probleme im Süden der EU bzw. der Stabilisierungs- und Erweiterungspolitik zum Beitritt der Staaten Ostmitteleuropas.[22] Die unterschiedlichen Präferenzen blieben bestehen, aber wie bei anderen Themen auch waren Frankreich und Deutschland über die Jahrzehnte immer wieder in der Lage, durch für beide Seiten befriedigende Kompromisslösungen einen Ausgleich zwischen ihren Interessen zu bewerkstelligen. Im Falle der Süd- bzw. Ostorientierung, die Frankreich bzw. Deutschland für die EU-Politik präferierten, sah die gefundene Lösung so aus, dass Präsident Jacques Chirac die Einbeziehung der ehemals kommunistischen Staaten durchaus engagiert förderte, aber versuchte,

> diese Öffnung durch eine aktive, durch die EU finanzierte, Mittelmeerpolitik zu kompensieren. So hat der französische Präsident mit Unterstützung von Italien, Spanien und Portugal die Position der EU zur euromediterranen Konferenz ebenso verabschieden lassen wie auch die Festschreibung der finanziellen Zuweisungen für die Mittelmeerländer […].[23]

Mit ausgeprägtem Sinn für das – trotz unterschiedlicher Ausgangslage, historischer Erfahrungen und nationaler Interessenorientierungen – durch Kompromisse und wechselseitige Zugeständnisse in reale Politik Umsetzbare konnten Deutschland und Frankreich ihre führende Rolle in Europa aufrechterhalten. In einem Rückblick auf ein halbes Jahrhundert deutsch-französischer Beziehungen im Kontext des europäischen Zusammenschlusses wurde die „strukturierende Rolle des Tandems", die Rolle des Impulsgebers und der immer wieder entfachten Dynamik für ein vereintes Europa hervorgehoben.[24] Ihr gemeinsamer Beitrag zur grundlegenden Veränderung des europäischen Kontinents, zu dessen kooperativer Neugestaltung und zum Entstehen eines auf gesunder Basis ruhenden wichtigen Akteurs der Weltpolitik kann schwer überschätzt werden.

---

22 Vgl. dazu: Schmalz, Uwe: Europäische Union als internationaler Akteur, in: Woyke (Hg.): *Handwörterbuch internationale Politik*, S. 121–152, hier S. 127 f.

23 Woyke: *Europäische Union – erfolgreiche Krisengemeinschaft*, S. 324.

24 Martens, Stephan: Legitim und leistungsfähig? Das deutsch-französische Tandem im erweiterten Europa, in: *Dokumente* 51/3 (2005), S. 54–60, hier S. 55.

Französische Europa-Illusionen

Allerdings sind die Ausgleichs- und Kompromissbemühungen zwischen Frankreich und Deutschland auch längst nicht immer von Erfolg gekrönt gewesen. Das führte dazu, dass sich auf beiden Seiten des Rheins die Eliten nicht selten Illusionen hingaben, Mythen pflegten bzw. irrigen Vorstellungen anhingen, die mit den neu entstandenen Realitäten nicht in Einklang zu bringen waren. Dazu gehörten z. B. die von de Gaulle gleich nach dem Ende des Krieges beschworene und von ihm als Präsident sowie auch von allen seinen Nachfolgern bis heute eingeforderte nationale Unabhängigkeit und uneingeschränkte Eigenständigkeit Frankreichs. Dazu bemerkt Gerhard Kiersch zu Recht:

> Die sozio-ökonomische Situation Frankreichs stand in eklatantem Widerspruch zum Hauptziel der französischen Nachkriegspolitik, wie es im Aktionsprogramm des Nationalen Widerstandsrates von 1944 festgelegt war. Danach sollte alles getan werden, „um die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Nation zu verteidigen und Frankreich in seiner Macht, seiner Größe und seiner universellen Mission wiederherzustellen“.[25]

Dem Anspruch, an alte Größe anknüpfen und freie Entscheidungskompetenz wiederherstellen zu können, standen harte Tatsachen entgegen. Diese reichten von dem historischen Faktum, dass Frankreich nur als ‚Kriegssieger honoris causa‘ galt, über die einsetzenden Erschütterungen seines Kolonialreiches und die sich abzeichnende Abhängigkeit in der Sicherheitspolitik. Hinzu kamen als Folge des Krieges soziale Spannungen und als Konsequenz ausgebliebener Modernisierungsanstrengungen eine zersplitterte Wirtschaftsstruktur, veraltete Produktionsstätten und eine unrentable Landwirtschaft.

Rhetorisch wurde der Anspruch auf nationale Unabhängigkeit und souveräne Eigenständigkeit tapfer aufrechterhalten, in der Wirklichkeit beschritt Frankreich nach heftigen Kontroversen den Weg der engen Verknüpfung seines Schicksals mit dem neuer Partner sowohl in der NATO als auch bei den verschiedenen Zusammenschlüssen auf europäischer Ebene.

Neben der Einbindung Deutschlands in die neu entstandenen Integrationssysteme blieb es immer das Ziel der französischen Europapolitik, den Alten Kontinent als eigenständigen Akteur der Weltpolitik zu etablieren. Nachdem durch die Mitgliedschaft der Bundesrepublik in der NATO, durch die Vertiefung der EWG zur EG und durch den Elysée-Vertrag von 1963 das erste Ziel erreicht war, entfaltete Frankreich umfangreiche Anstrengungen, um auf diesem Gebiet Fortschritte zu erzielen. Dazu gehörte z. B. eine weltweite Reisediplomatie des Generals, mit der die Eigenständigkeit Europas als

---

25 Kiersch, Gerhard: Die Außenpolitik Frankreichs, in: Woyke, Wichard (Hg.): *Netzwerk Weltpolitik. Großmächte, Mittelmächte und Regionen und ihre Außenpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg*, Opladen: Leske + Budrich, 1989, S. 193–215, hier S. 195.

Faktor zwischen den verfeindeten Blocksystemen demonstriert werden sollte. Die auf der Konferenz von Jalta ohne Beteiligung Frankreichs beschlossene Teilung Europas wurde von de Gaulle als völlig unnatürlich und keineswegs dauerhaft empfunden. Der Drang zum eigenständig handelnden Nationalstaat sei übermächtig und ideologisch verfeindete Blocksysteme würden über kurz oder lang der Vergangenheit angehören. Unter anderem deshalb zog Frankreich sich 1966 aus der militärischen Organisation der NATO zurück, „im gleichen Jahr reiste de Gaulle nach Moskau und verkündete ‚Entspannung, Einvernehmen und Zusammenarbeit' als neue Prinzipien der französischen Politik gegenüber Osteuropa."[26] Ein Jahr später schmeichelte er dem alten Bündnispartner Polen – zum Entsetzen Adenauers – mit der Aussage, auf seiner Reise habe er in Danzig erkannt: „Gdansk ist polnisch, tief und hervorragend polnisch."[27]

Allerdings erwiesen sich alle diese Neuansätze der französischen Politik Mitte der 1960er Jahre als reine Illusionen: In seiner Sicherheitspolitik blieb Frankreich massiv von den NATO-Strukturen abhängig, die schärfsten ideologischen Auseinandersetzungen zwischen den verfeindeten Militärblöcken standen erst noch bevor, und seine immer wieder verkündete Vision, „Europa vom Atlantik bis zum Ural wird über das Schicksal der Völker entscheiden"[28], hatte mit den Realitäten der internationalen Politik dieser Zeit – amerikanisch-sowjetischer Rüstungswettlauf, sowjetisch-chinesischer Konflikt, Aufstieg der Dritte-Welt-Bewegung – nichts zu tun. Hinzu kam, dass die Ost-West-Spaltung Europas, trotz der nach der Kuba-Krise einsetzenden Entspannungsbemühungen, nach wie vor sehr tief war und die an der Konfrontationsgrenze gelegenen Polen und Deutschen sich als fest in die feindlichen Blocksysteme integrierte Mitglieder sahen, die nichts unternehmen konnten, um den Traum von der Einheit des Kontinents wahr werden zu lassen.

Einer fundamentalen Fehleinschätzung unterlag Frankreich auch darin, dass es davon ausging, die Bundesrepublik in einem ihrer außen- und sicherheitspolitischen Orientierungsdilemmata für sich gewinnen zu können. Dieses bestand darin, dass für Deutschland, was die diplomatische Aufwertung und den wirtschaftlichen Aufschwung betraf, eindeutig die Einbindung in Europa und hier besonders die Zusammenarbeit mit Frankreich Priorität hatte; im Bereich der militärisch-strategischen Sicherheitspolitik allerdings tendierte die große Mehrheit in der deutschen Politik ebenso eindeutig in Richtung USA. Frankreich war fest davon überzeugt, für die Bundesrepublik nicht nur im europapolitischen Bereich ein verlässlicher Partner zu sein, sondern auch im sicherheitspolitischen Bereich das extreme Sicherheitsbedürfnis

26 Kiersch: Die Außenpolitik Frankreichs, S. 199.

27 Zit. nach: Hacke, Christian: *Weltmacht wider Willen. Die Außenpolitik der BRD*, Frankfurt/M., Berlin: Ullstein, 1993, S. 117.

28 Hacke: *Weltmacht wider Willen*, S. 117.

des national geteilten Nachbarstaates inklusive dessen prekärer Hauptstadtsituation befriedigen zu können. Dabei unterschätzte Paris massiv die deutschen Ängste vor sowjetischen Expansionsbestrebungen und überschätzte stark seine militärischen Fähigkeiten, einen eventuellen kommunistischen Vorstoß aufhalten zu können. In den heftigen Kontroversen zwischen deutschen ‚Atlantikern' und ‚Gaullisten', ob nur die USA in der Lage seien, die Bundesrepublik wirksam zu verteidigen, oder ob die im Aufbau befindlichen strategischen Atompotenziale Frankreichs dazu auch ausreichten, spielte eine der Dichotomien zwischen Bonn und Paris eine wichtige Rolle: Während Deutschland in der Außen- und Sicherheitspolitik fast immer eine amerikafreundlich-transatlantische Position vertrat, überwog in Frankreich häufig das Bestreben, seine Eigenständigkeit und Unabhängigkeit von den USA zu betonen. Als in den 1960er Jahren der Versuch Frankreichs scheiterte, Deutschland im Elysée-Vertrag für seine Position zu gewinnen und gemeinsam sowie unabhängig von den USA europäische Militärpotenziale aufzubauen, war die Enttäuschung über diese Fehleinschätzung groß. Ulrike Guérot hält zusammenfassend dazu fest:

> Den berühmten Elysée-Vetrag, der essentiell ein Vertrag über eine deutsch-französische Sicherheitsunion sein sollte, unterminierte der Bundestag in letzter Minute, indem er dem Vertrag eine absolut transatlantisch ausgerichtete Präambel voranstellte. […] Das eigentliche französische Politikziel, dass Deutschland sich sicherheitspolitisch auf Frankreich anstatt auf die USA verläßt, wurde nicht erreicht. So standen die französischen Pläne einer autonomen europäischen Sicherheits- und Verteidigungspolitik mehrere Jahrzehnte im Raum, wurden aber von Deutschland nie richtig aufgegriffen.[29]

Im Vergleich zum Gründer der Fünften Republik hielten zwar alle seine Nachfolger im Präsidentenamt an einigen Grundelementen der französischen Europapolitik fest, agierten jedoch flexibler, pragmatischer und weniger an Visionen orientiert. Das machte die Nordwesterweiterung der Europäischen Gemeinschaft um Großbritannien, Irland und Dänemark möglich, entspannte die Beziehungen zu den USA und führte zu einer nüchternen Einschätzung von Chancen und Gefahren des Umgangs mit Osteuropa. In den bilateralen Beziehungen zwischen Paris und Bonn ließ sich in den 1970er und 1980er Jahren global der Wille erkennen, „den europäischen Integrationsprozess voranzutreiben. Das Fundament der deutsch-französischen Zusammenarbeit bildete dabei die Teilung Deutschlands und die europäische Einbindung der Bundesrepublik."[30] So erklärte etwa François Mauriac, er liebe

29 Guérot, Ulrike: Frankreich, in: Schmidt, Siegmar/Hellmann, Gunther/Wolf, Reinhard (Hg.): *Handbuch zur deutschen Außenpolitik*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, S. 375–390, hier S. 377.

30 Hielscher, Kathleen: *Die deutsch-französischen Beziehungen in der Europa-, Sicherheits- und Außenpolitik. Kontinuität und Wandel seit 1990*, Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller, 2008, S. 19.

Deutschland so sehr, dass er froh sei, dass es zwei davon gebe. Als sich abzeichnete, dass Deutschland wiedervereinigt und diese Konzeption hinfällig werden könnte, reagierte Frankreich mit übertriebenen Ängsten und panikartigen Aktionen. Sicher ist richtig, dass

> die deutsche Wiedervereinigung und das Ende des Ost-West-Konflikts eine vollständige Veränderung der Parameter im deutsch-französischen Verhältnis [mit sich brachte]. Frankreich mußte seine als Siegermacht im Zweiten Weltkrieg gewonnene Rolle, eine für Deutschland verantwortliche Macht zu sein, ebenso aufgeben wie seine Schutzmachtfunktion für Berlin. Hinzu kam, daß das Ende des Ost-West-Konflikts auch die Bedeutung von Nuklearwaffen drastisch reduzierte.[31]

Das wiederum veränderte das über lange Zeit eingependelte Gleichgewicht der Überlegenheit Frankreichs im atomaren und Deutschlands im ökonomischen Bereich. Die von Thomas Mann gestellte Frage, ob Europa stärker deutsch oder Deutschland stärker europäisch werde, wurde 1989/90 in Frankreich heftig diskutiert. Die bei der Vereinigung vor allem in französischen Regierungskreisen aufkommenden Befürchtungen steigerten sich zu Überlegungen wie: Bliebe Deutschland uneingeschränkt ein verlässliches Mitglied der Europäischen Union oder würde es sich stärker den Staaten Mittel- und Osteuropas zuwenden und eventuell sogar in enger Kooperation mit Russland ein neues Gleichgewicht in Europa anstreben?[32]

Diese massiven Ängste und krassen Fehleinschätzungen Frankreichs hinsichtlich einer neuen deutschen Europapolitik lösten nach dem Fall der Berliner Mauer hektische diplomatische Aktivitäten aus: Bei seiner Begegnung mit Michail Gorbatschow in Kiew am 6. Dezember 1989 betonte Präsident François Mitterrand „zwar das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen, wies aber gleichzeitig auf die französisch-sowjetische Waffenbrüderschaft, auf den Siegermachtstatus und den minderen Status Deutschlands sowie die Existenz zweier deutscher Staaten und ihrer Bedeutung für das europäische Gleichgewicht hin."[33] Mit seiner als ‚Geisterfahrt zu einem Regime in Auflösung' umschriebenen Reise am 21./22. Dezember 1989 in die DDR wollte der französische Präsident „zum einen auf die Notwendigkeit der Existenz zweier deutscher Staaten für das europäische Gleichgewicht hinweisen, zum anderen die sich reformierende DDR aufwerten."[34]

Erst mehrere Monate nach diesen Aktivitäten Frankreichs, die Irritationen und Entfremdungen im deutsch-französischen Verhältnis ausgelöst hatten, fasste das ‚Tandem Kohl-Mitterrand' wieder Tritt und startete nun

31 Woyke, Wichard: *Deutsch-französische Beziehungen seit der Wiedervereinigung: Das Tandem faßt wieder Tritt*, Opladen: Leske + Budrich, 2000, S. 23.

32 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 25.

33 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 27.

34 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 27.

gemeinsam Initiativen, die die sich radikal verändernde Konstellation auf dem Kontinent berücksichtigte.

> Der Tenor beider Regierungen war nicht weniger, sondern mehr Integration. […] Mitterrand versuchte mit Unterstützung von Bundeskanzler Kohl, die unumkehrbare Verankerung des vereinten Deutschland in der EU vertraglich abzusichern. Während für Mitterrand diese Verankerung eine Garantie gegen eine neue deutsche Beherrschung in Europa darstellte, sollte aus der Sicht Helmut Kohls diese Festlegung Deutschlands zukünftige Regierungen im Integrationsprozess binden und damit eine nationale deutsche Sonderrolle […] ein für alle Mal beenden.[35]

Waren in Bezug auf die Positionierung des vereinten Deutschland in Europa die Ängste und Negativeinschätzungen Frankreichs völlig unbegründet und die Hoffnung, die Vereinigung verhindern oder mindestens verzögern zu können, eine Illusion, so stellte auch die Selbsteinschätzung französischer Präsidenten, die EU als Instrument ihrer Außenpolitik benutzen zu können, eine krasse Fehlannahme dar. Die Europäische Union als erweitertes Frankreich zu sehen oder „als Mittel, aktive Außenpolitik zu betreiben und seinen Einfluß in der Welt und in Europa sicher zu stellen“[36], wurde eines der Grundmuster Pariser Politik.

In mehreren Reden während des Sommers 1995 beschwor Präsident Chirac, anknüpfend an die Visionen Charles de Gaulles, die Führungsrolle Frankreichs in Europa und in der Welt. Anlässlich eines Botschaftertreffens im Elysée-Palast führte er u. a. aus:

> Erste Gewissheit: Frankreichs Interesse ist, an der schrittweisen Schaffung einer multipolaren Weltordnung teilzunehmen. […] Zweite Gewissheit: Die EU hat die Bestimmung, einer dieser Pole zu werden […]. Dritte Gewissheit: In diesem europäischen Gebilde besitzt Frankreich alle Trümpfe, um an erster Stelle zu bleiben, seine Partner mitzunehmen, sie an Frankreichs Vision und Frankreichs Ehrgeiz teilhaben zu lassen […].[37]

Drei Jahre später spitzte der Präsident bei gleicher Gelegenheit seine Argumentation zugunsten einer Instrumentalisierung der EU für französische Ambitionen weiter zu:

> Frankreich möchte zuerst, dass die EU in allen Bereichen einer der Hauptakteure des 21. Jahrhunderts wird. […] Denn ein Europa, das sich auf der Bühne der Geschichte durchsetzt, ist für Frankreich das beste Mittel, seinen Einfluß zu erhalten und sein Interesse in einer globalisierten Welt zu befördern.[38]

---

35 Woyke, Wichard: Zukunft der europäischen Integration: Von den neuen oder von den alten Mitgliedern lernen?, in Harth/Woyke (Hg.): *Die Europäische Union konkret*, S. 61–72, hier S. 65.

36 Seidendorf, Stefan: „Die Quadratur des Kreises“ oder: Wie geht Nation und Europa zusammen?, in: Baasner, Frank (Hg.): *Von welchem Europa reden wir? Reichweiten nationaler Europadiskurse*, Baden-Baden: Nomos , 2008, S. 33–54, hier S. 44.

37 Seidendorf: „Die Quadratur des Kreises“, S. 44.

Die hochfliegenden Visionen, egal ob sie 2005 von Nicolas Sarkozy („Frankreich, die erste Nation an der Spitze der Union") oder 2006 von Chirac („Frankreich nimmt in Europa und in der Welt einen einzigartigen Platz ein"[39]) geäußert wurden, erwiesen sich am 29. Mai 2005, als eine Mehrheit der Franzosen den Europäischen Verfassungsvertrag in einem Referendum scheitern ließen, als hohle Phrasen und illusionäre Träume.

Neben den vielen innerfranzösischen Widerständen gegen die EU waren die radikalen Veränderungen nicht in Rechnung gestellt worden, die die Welt und Europa und damit die Rolle Frankreichs darin in kurzer Zeit durchlaufen hatten. Dazu gehörte die Dynamik der Globalisierung mit ihrem massiven Druck auf die nationalen Wirtschafts- und Sozialsysteme genauso wie die neuartige Herausforderung der gesamten Welt durch den internationalen Terrorismus. Hinzu kam die Schwächung des Zusammenhalts der Europäischen Union durch das Zerwürfnis über eine Beteiligung am Krieg gegen den Irak und die Osterweiterung um zehn neue Mitglieder, die die Gemeinschaft mit neuen Forderungen und ungewohnten Perspektiven konfrontierte. Der Umgang mit diesen weitgehenden Veränderungen verlangte von Frankreich andere und realistischere Reaktionen als die Beanspruchung vergangener Größe und die Fortsetzung der Strategie, die EU für eigene Ziele und Interessen nutzen zu können.

Deutsche Europa-Illusionen

In der Wissenschaft gibt es einen breiten Konsens darüber, dass für die internationale Anerkennung und Aufwertung der Bundesrepublik Deutschland, für ihre Akzeptanz als gleichberechtigter Partner und geachteter Akteur die Mitwirkung bei den Zusammenschlüssen in Europa von zentraler Bedeutung war.

> Die deutsche Europapolitik und die französische Deutschlandpolitik können in der Nachkriegszeit im Wesentlichen als komplementär betrachtet werden. Für Frankreich hatte die Westverankerung Deutschlands den Vorteil, dass es mit seiner neuen Strategie ‚Kontrolle durch Integration' seine Ziele in der Deutschlandpolitik erreicht sah […]. Deutschland hingegen erreichte durch seine Integrationspolitik im europäischen Einigungsprozess die Schaffung einer Vertrauensbasis gegenüber seinen europäischen Nachbarn und wurde damit politisch aufgewertet.[40]

38 Seidendorf: „Die Quadratur des Kreises", S. 45.

39 Lieb, Julia: Die französische Kampagne zum Referendum über den Vertrag über eine Verfassung für Europa – Probleme mit der europäischen Wirklichkeit, in: Baasner (Hg.): *Von welchem Europa reden wir?*, S. 55–75, hier S. 62 bzw. S. 71.

40 Hielscher: *Die deutsch-französischen Beziehungen*, S. 13.

Als unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg deutsche Politiker anfingen, erste Überlegungen zur zukünftigen Rolle Deutschlands in Europa zu äußern, meldete sich auch bereits der spätere Bundeskanzler Adenauer zu Wort. In einem Brief vom Oktober 1945 äußerte der ehemalige Oberbürgermeister von Köln die Ansicht, dass einem von der Sowjetunion beherrschten Osten ein starker westlicher Zusammenschluss von möglichst vielen Mitgliedern, und zwar bundesstaatlich-föderal strukturiert, entgegengesetzt werden müsse.[41] Diese Grundüberlegung, dass durch die Westintegration unter Einschluss der Bundesrepublik eine ‚Position der Stärke' erreicht werden müsse, um von da aus der Sowjetunion die Wiedervereinigung abringen zu können, verfolgte Adenauer praktisch während der längsten Zeit seiner Kanzlerschaft mit äußerster Beharrlichkeit. Andere Europa-Konzeptionen – durchaus auch die von Parteifreunden wie Jacob Kaiser – wurden nicht einmal in Teilaspekten in der praktischen Politik berücksichtigt und die dringende Warnung, dass gerade die Westintegration – vor allem die in der NATO – eine Verhandlungslösung mit der Sowjetunion unmöglich machen könnte, brüsk vom Tisch gewischt. Der Bevölkerung wurde suggeriert, dass die Westintegration für die Bundesrepublik zu einer Position der Stärke führe und sich daraus eine Wiedervereinigung des dreigeteilten Deutschlands (also auch der Gebiete jenseits der Oder-Neiße-Grenze) erreichen lasse. Der schnellste Weg zur Wiedervereinigung sei die Westintegration, denn „eine Konsolidierung im Westen werde die sowjetische Herrschaft in der Ostzone von selbst zum Einsturz bringen"[42], mindestens aber die östliche Führungsmacht an den Verhandlungstisch zwingen. „Es gibt keinen anderen Weg zur Wiedervereinigung als den durch die europäische Integration", lautete einer der Schlüsselsätze in der Regierungserklärung von 1953.[43] Gut dreieinhalb Jahrzehnte später bewahrheitete sich diese Aussage durchaus. In der konkreten Situation der Zeit – Aushandlung der Pariser Verträge, Aufnahme der Bundesrepublik in die NATO und Gründung des Warschauer Paktes unter Beteiligung der DDR – gehörte die Ankündigung, dass die deutsche Wiedervereinigung mit Hilfe des Westens in absehbarer Zeit erreichbar sei, zu den Lebenslügen der deutschen Außenpolitik. So wurden Illusionen genährt, die später bitter enttäuscht wurden.

Es gibt eine Reihe von Anzeichen dafür, dass die Bundesrepublik Deutschland erheblich stärker an der Herstellung von Institutionen der Supranationalität in Europa interessiert war als andere. Nur im Grundgesetz gibt es den ausdrücklichen Hinweis, dass nationale Souveränitätsrechte an

---

41 Pfetsch, Frank R.: *Die Außenpolitik der Bundesrepublik 1949–1992. Von der Spaltung zur Vereinigung*, München: Fink, [2]1993, S. 144.

42 So die Interpretation des Adenauer-Biografen Hans-Peter Schwarz, zitiert nach Pfetsch: *Die Außenpolitik der Bundesrepublik 1949–1992*, S. 150.

43 Zitiert nach Pfetsch: *Die Außenpolitik der Bundesrepublik 1949–1992*, S. 211.

internationale Instanzen übertragen werden dürfen; die Zustimmung der deutschen Bevölkerung zum europäischen Zusammenschluss allgemein und zur Supranationalität bei dessen Organen ist über Jahrzehnte immer besonders hoch gewesen.[44] Und schließlich musste der erste Kommissionspräsident der EWG/EU, der Deutsche Walter Hallstein, unter französischem Druck sein Amt aufgeben, weil sein Wirken zugunsten von Supranationalität innerhalb der europäischen Gremien – inklusive einem eigenen Steuererhebungsrecht – dem ausschließlich an intergouvernementaler Kooperation interessierten Frankreich zu weit ging. So führt Wichard Woyke zu Recht aus:

> Frankreichs Verständnis von internationaler Politik nach dem Zweiten Weltkrieg war trotz zunehmender Integration in Europa weitgehend durch eine staatenzentristische Position charakterisiert. In diesem Gedankengebäude spielen Staaten eine dominante, ja exklusive Rolle.[45]

Ganz anders beim östlichen Nachbarn: „Die deutsche Europakonzeption verfolgte nach dem Zweiten Weltkrieg das Paradigma der Integration. Deutschlands Weg zu sich selbst führte über Europa."[46]

Das war wegen der tiefen Brüche in der nationalen Geschichte Deutschlands, der Übersteigerung der Nationalstaatsidee im Nationalsozialismus und der Teilung Deutschlands durchaus verständlich. Die anderen Mitgliedsstaaten des europäischen Zusammenschlusses teilten diese Erfahrungen aber nicht und unternahmen deshalb früh Anstrengungen, ihre nationalen Interessen zu wahren und nicht zu stark nationale Entscheidungsbefugnisse – schon gar nicht im Außen- und Sicherheitssektor – an supranationale Instanzen abzutreten. In Deutschland hingegen sah man die Bewältigung aller anstehenden Probleme in erster Linie durch die Stärkung der Handlungsfähigkeit eines geeinten Europas. Dabei spielte es keine Rolle, ob es um die Vision des ersten Bundeskanzlers Adenauer von einem ‚vereinigten politischen Westeuropa' oder die des zweiten, Ludwig Erhard, von einem ‚wirtschaftlichen Großeuropa' ging.[47] Beide setzten ihre Hoffnungen auf den möglichst engen Zusammenschluss aller Staaten des Kontinents und orientierten ihr politisch-wirtschaftliches Tun daran. Dabei waren Ernüchterung und Enttäuschung in Deutschland vorprogrammiert, denn die anderen Mitgliedsstaaten verfolgten früher und egoistischer ihre nationalen Interessen, und das durchaus auch auf Kosten der Europäischen Gemeinschaft. Die in der ersten Nachkriegszeit

---

44 Vgl. die Umfrageergebnisse bei Holst, Christian: Einstellungen der Bevölkerung und der Eliten: Vom alten zum neuen außenpolitischen Konsens?, in: Eberwein, Wolf-Dieter/Kaiser, Karl (Hg.): *Deutschlands neue Außenpolitik*, Bd. 4: *Institutionen und Ressourcen*, München: Oldenbourg, 1998, S. 227–238, hier S. 230 f.

45 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 15.

46 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 16.

47 Pfetsch: *Die Europäische Union*, S. 36.

kursierenden Visionen der Schaffung föderal strukturierter ‚Vereinigter Staaten von Europa' erwiesen sich daher als nicht mehr als idealistische Träumereien.

Enttäuscht wurden auch die deutschen Hoffnungen bei dem in den 1990er Jahren gemachten Versuch, ständiges Mitglied im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen zu werden. Bei der ins Auge gefassten grundlegenden Reform der UNO beabsichtigte die Bundesrepublik, ihr nach der Vereinigung gewachsenes weltpolitisches Gewicht in eine herausragende Position in der Weltorganisation ummünzen zu können und dabei von ihren europäischen Partnern unterstützt zu werden. Im Sinne der ausgeprägten multilateralen Tradition ihrer Außenpolitik, der in der Friedens- und Entwicklungspolitik erbrachten Leistungen und ihrer weltweiten Auftritte als Zivilmacht glaubte die Bundesrepublik eine Art Anspruch auf Unterstützung ihrer Bestrebungen nach einer Führungsrolle durch die EU-Partnerstaaten zu haben. In Wirklichkeit wurde der Aufwertungsversuch eher mit Skepsis aufgenommen und als problematischer Versuch des vereinten Deutschlands gedeutet, sich – neben Frankreich und England – eine dominante Position in Europa zu schaffen. „Frankreich und Großbritannien hegten keine Einwände, solange ihre eigene Position dadurch nicht schwächer würde. Als ein vehementer Gegner der deutschen Ambitionen hat sich Italien profiliert …"[48]

Da, wie alle anderen Reformversuche der UNO davor schon, auch derjenige der 1990er Jahre über erste Anfänge nicht hinausgegangen war, hatte eines der ambitioniertesten Projekte der Außen- und Sicherheitspolitik der Europäischen Union, das als ‚Ersatz' für den eigenen vergeblichen Anspruch von Bonn durchaus unterstützt wurde, keinerlei Chance auf Realisierung. Im Zuge der anvisierten Stärkung der EU als internationaler Akteur sollte nicht nur das Amt des Hohen Repräsentanten für Außen- und Sicherheitspolitik aufgewertet, sondern es sollten auch die Anfänge eines Europäischen Diplomatischen Dienstes auf den Weg gebracht werden. Und in diesem Zusammenhang wurde sogar eine Diskussion darüber geführt, ob nicht die Kontinente als Ganzes in der Weltorganisation repräsentiert sein sollten, entweder *zusätzlich* zu den permanenten Sicherheitsratsmitgliedern oder – im Rahmen einer grundsätzlichen Neugestaltung der UNO – *statt* ihrer. Dazu sah ein Vorschlag „auf den ersten Blick attraktiv aus: Die Europäische Union mit der weiter ausgebauten Gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik (GASP) könne doch die Sitze Frankreichs und Großbritanniens übernehmen. Damit würden weitere nationalstaatliche Ambitionen (Deutschland) und Anti-Haltungen (Italien) gleichermaßen ausgetrocknet und es gäbe einen heilsamen Zwang zur inner-europäischen Einigung in den Außenbeziehungen. Die Chancen, dieses Konzept zu verwirklichen, bleiben jedoch auf absehbare Zukunft ganz dicht bei Null".[49]

48 Bredow, Wilfried von: *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland: Eine Einführung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006, S. 21.

49 Bredow: *Die Außenpolitik der BRD*, S. 21.

Noch erheblich stärker war die Enttäuschung in Deutschland, dass, als die Möglichkeit der Wiedervereinigung sich abzeichnete, diese über Jahrzehnte herbeigesehnte Chance von den europäischen Partnern mit größter Skepsis betrachtet wurde und nur die USA uneingeschränkte Unterstützung signalisierten. Zu lange Zeit war offenbar die Teilung Deutschlands und die feste Einbindung der beiden Teilstaaten in die feindlichen Blocksysteme als Voraussetzung dafür gesehen worden, eine Wiedervereinigung nur noch rhetorisch zu unterstützen.

> Mit der Wiedervereinigung kam die Stunde der Wahrheit, denn die Geschäftsgrundlage, auf der sich die deutsch-französischen Beziehungen […] so positiv hatten entwickeln können, ging nun verloren.[50]

Die Teilung Deutschlands und die Kontrolle des westlichen Teilstaates durch die feste Einbindung in den westeuropäischen Zusammenschluss war (neben dem Sicherheitsratssitz und der Verfügung über Atomwaffen) die Grundlage für Frankreichs Führungsanspruch auf dem Kontinent gewesen. Deshalb war „die französische Wahrnehmung des Wiedervereinigungsprozesses von vielerlei Ängsten geprägt. Sie hatten ihren Ursprung einerseits in der Tatsache, dass Deutschland sich nicht nur demographisch und wirtschaftlich zur größten Nation in Europa entwickeln würde und Frankreich somit seine Führungsposition in Europa gefährdet sah, sondern andererseits auch im französischen Verdacht eines deutschen Neutralitätsstrebens, das sich in Form eines Bündnisses nach Osten orientieren könnte […]".[51] Nach intensiven diplomatischen Aktivitäten Frankreichs zum Ende des Jahres 1989, mit denen die Vereinigung Deutschlands wenn nicht verhindert, so doch zumindest verzögert werden sollte (und die von Großbritannien unter Margaret Thatcher mit starker Sympathie begleitet wurden), kehrte Mitterrand im Frühjahr 1990 zu einer nüchtern-realistischen Einschätzung der französischen Möglichkeiten in der Deutschen Frage zurück. Vor dem Beginn der ‚Zwei-plus-Vier-Verhandlungen' forderte Paris, dass für die deutsche Einigung die Zustimmung aller vier Siegermächte erforderlich sei, Polen zu den Verhandlungen über seine Westgrenze hinzugezogen werden müsse und Spannungen in Europa keinesfalls vergrößert werden dürften. Zusätzlich war „die Akzeptanz Frankreichs […] der deutschen Vereinigung gebunden an die Zustimmung der DDR-Bürger […]. Als äußerer Rahmen wurden die eindeutige Anerkennung der Oder-Neiße-Linie als deutsch-polnische Grenze, die Erhaltung der Sicherheit in Europa und die Weiterentwicklung des europäischen Integrationsprozesses verstanden".[52] Als ein Ergebnis der in Deutschland im Zuge des Wiedervereinigungsprozesses gehegten und enttäuschten Erwartungen –

---

50 Kimmel, Adolf: Frankreich und Europa nach Jalta: Welche Rolle, welcher Rang?, in: *Frankreich-Jahrbuch* 1992, S. 37–46, hier S. 41.

51 Hielscher: *Die deutsch-französischen Beziehungen*, S. 52.

52 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 31.

dass mit der uneingeschränkten Unterstützung der europäischen Partner zu rechnen sei – kann gewertet werden, dass Frankreich bei den Sympathiewerten in deutschen Umfragen einen dramatischen Einbruch erlebte (und die Werte für die Sowjetunion stark anstiegen) und erst, als es zu Formen der deutsch-französischen Zusammenarbeit im europäischen Kontext zurückgekehrt war, wieder an die früheren positiven Bewertungen anknüpfen konnte.

Auch das Verhältnis zu den osteuropäischen Nachbarstaaten war vor und nach dem Ende des Kalten Krieges zwischen Deutschland und Frankreich umstritten. Die Bundesrepublik engagierte sich früh und intensiv, um diesen Staaten – allen voran dem mit Abstand größten und bevölkerungsreichsten, Polen – den Zugang zur Europäischen Union zu erleichtern. Für Bonn war die Heranführungspolitik der ostmitteleuropäischen und baltischen Staaten eine Art Europäisierung ihrer vorherigen, überwiegend bilateralen, Ostpolitik.

> Das primäre Interesse Deutschlands an einer Einbindung der ostmitteleuropäischen Staaten resultierte aus einer Angst heraus, dass sich der innere Zerfallsprozess der postkommunistischen Länder nach Deutschland verlagern könnte. […] Frankreich hingegen war weniger an einer EU-Osterweiterung interessiert, da es sich aus geostrategischen Gründen eher um eine Stabilisierung der südlichen Länder der EU bemühte.[53]

Von allen eventuell auftretenden negativen Entwicklungen in der ehemals kommunistischen Welt – politische Instabilitäten, ökonomische Krisen, Arbeitslosigkeit und Migrationsdruck – wäre das mit der Bewältigung der Wiedervereinigung sowieso schon stark belastete direkte Nachbarland extrem herausgefordert gewesen. Neben dem Versuch, die sich zwischen Deutschland und Polen besonders krass auftuende europäische Wohlstandsgrenze durch gemeinsame Anstrengungen etwas zu reduzieren, spielte bei dem besonders starken deutschen Engagement auch die Aufarbeitung der Geschichte von Aggression, Unterdrückung und Verweigerung von Grenzanerkennung eine Rolle. Das Ergebnis war: „von allen OECD-Ländern hat Deutschland Ost- und Mitteleuropa politisch, wirtschaftlich, finanziell sowie durch Ausbildungs- und Verwaltungshilfe am stärksten unterstützt".[54] Innerhalb der EU initiierte die Bundesrepublik früh den Ausbau der institutionellen Beziehungen, förderte den Dialog auf möglichst vielen Ebenen und warb für die Bereitstellung umfangreicher Finanzmittel. Der Heranführung des postkommunistischen Polen an die EU-Stabilitätsgemeinschaft sollte auch das ‚Weimarer Dreieck' dienen. Es wurde schon 1991 zwischen den deutschen, französischen und polnischen Außenministern gegründet, zu einem Zeitpunkt, als die Sowjetunion noch existierte. Es sollte „der Brutkasten sein, der Polens Mitgliedschaft in NATO und EU vorbereitet. In Deutschland,

---

53 Hielscher: *Die deutsch-französischen Beziehungen*, S. 72 f.
54 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 76.

aber auch Frankreich, sahen die Polen Promotoren für ihre beschleunigte ‚Rückkehr nach Europa'".[55]

Als ein gutes Dutzend Jahre später die Aufnahme der zehn neuen Mitgliedsstaaten in die EU erfolgte, war einerseits die langgehegte Hoffnung auf die Wiedervereinigung des Kontinents endlich Realität. Als Illusion hatte sich aber auch 2004 schon erwiesen, und weitere Beispiele sollten bald folgen, dass Dank und Anerkennung für die deutschen und auch französischen Anstrengungen zur weitgehend reibungslosen Aufnahme in die EU erfolgen würden. Einige der neuen Mitgliedsländer demonstrierten schnell ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein, betonten aus ihren historischen Erfahrungen stark anti-russische Impulse und spalteten zusammen mit einigen westlichen EU-Staaten durch ihre Unterstützung des Krieges gegen den Irak die EU so tief wie selten zuvor. Zur Zeit der Doppelherrschaft der Gebrüder Kaczyński wurden zwischen Herbst 2005 und 2007 durchaus auch erneut anti-deutsche Ressentiments mobilisiert. Der Einschätzung eines der besten Warschauer Kenner der deutsch-polnischen Beziehungen im Kontext der EU ist uneingeschränkt zuzustimmen:

> Viele Spannungen der letzten Jahre sind Nachbeben des ‚big bang' der Osterweiterung von 2004, die noch längst nicht verdaut ist. Die Politiker sahen sie als ‚Vollendung Europas', sie war aber erst ein Anfang, denn eine wirkliche Erweiterung des Bewußtseins der Westeuropäer hat noch nicht stattgefunden. So vermischen sich im Westen der EU die Angst um die Besitzstände mit der alten Ignoranz und Hybris gegenüber der ostmitteleuropäischen Peripherie […].[56]

Diese Staaten bewusst zu einem Subzentrum des vereinten Europas auszubauen und sie fest in die EU zu integrieren nennt er die eigentliche Jahrhundertaufgabe.

Perspektiven des deutsch-französischen Wirkens in Europa

In den gut sechs Jahrzehnten seit dem Zweiten Weltkrieg sind eine Fülle von Anstrengungen unternommen worden, den Zusammenschluss Europas voranzutreiben. Fortschritte und Stillstände, Erfolge und Krisen, Hoffnungen und Enttäuschungen lagen in dieser langen Zeitspanne oft nahe beieinander. Nicht erfüllte Erwartungen haben häufig zu neuen Anläufen geführt, enttäuschte Illusionen führten zu realistischen Neuerungen.

Das Zusammenwirken Deutschlands und Frankreichs war – egal, wie schwierig der Ausgleich der Interessen, das Auffinden von Kompromiss-

55 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 86.

56 Krzemiński, Adam: *Testfall für Europa: Deutsch-polnische Nachbarschaft muss gelingen. Ein Standpunkt*, Hamburg: edition Körber-Stiftung, 2008, S. 101.

lösungen, das Schnüren von wechselseitigen Zugeständnis-Paketen auch gewesen sein mag – von absolut zentraler Bedeutung für alle Fortschritte in Europa. Egal, ob es um die gemeinsame Verwaltung der Kohle- und Stahlbranche, die Herstellung eines gemeinsamen Marktes, die Einführung einer europäischen Währung oder den Aufstieg Europas zu einem gewichtigen Akteur in der Außen- und Sicherheitspolitik ging, immer war das Zusammenwirken Frankreichs und Deutschlands die wichtigste Voraussetzung für Erfolge und Fortschritte. Dabei gelang es häufig, die von Fachleuten als pure Illusion charakterisierten Projekte (die Einführung des Euro z. B.) durch gemeinsame Anstrengungen in politisch-ökonomische Realität zu verwandeln. Natürlich hat es auf beiden Seiten des Rheins eine große Zahl von falschen Hoffnungen, enttäuschten Erwartungen und nicht realisierbaren Ideen gegeben. Wenn allerdings in Europa Erfolge zu verzeichnen, Neuerungen durchgesetzt und Fortschritte erzielt worden waren, dann war immer die konstruktive Zusammenarbeit der Deutschen und Franzosen dafür unabdingbar gewesen. Daraus ist im Laufe der Zeit die Erkenntnis gewachsen, dass die jeweiligen nationalen Interessen am besten gemeinsam und zugunsten der Europäischen Union zur Geltung gebracht werden können.

> Für beide Partner stellt sich keine realistische Alternative zur europäischen Integrationspolitik. Sowohl in Frankreich als auch in Deutschland haben die führenden politischen Akteure erkannt, dass die Durchsetzung der nationalen Interessen nur gebündelt in und mit der Europäischen Union durchgesetzt werden können. […] Nur in aufrichtiger Kooperation können die beiden Rheinnachbarn Fortschritte in der europäischen Integration in ihrem eigenen wohlverstandenen Eigeninteresse erzielen.[57]

Trotz dieser auf beiden Seiten gewachsenen Einsicht ist ein Erlahmen der Anstrengungen in Richtung Fortschritte der Integration Europas nicht mehr zu übersehen und die Frustration sowie Ratlosigkeit über die Zukunft nach drei negativen Referenden stark gewachsen. Dabei ist allen klar, dass bei vielen wichtigen Themen eine geschlossen und konstruktiv handelnde Gemeinschaft von zentraler Bedeutung wäre, seien es die Krisenregion Nahost, internationale Energie- und Wirtschaftsfragen, Flüchtlings- und Umweltprobleme oder das Verhältnis zu Russland.[58] Diese Europäische Union aber wirkt, wie Werner Weidenfeld am Ende seines historischen Überblicks über die europäische Einigung feststellt, gerade auf einem vorläufigen Höhepunkt ihres Erfolges, markiert durch die Überwindung der Spaltung des Kontinents, die Ausarbeitung eines Verfassungsvertrages, die Integration neuer Mitglieder, trotzdem erlahmt, orientierungslos und ohne Neuerungswillen.[59] Um aus

57 Woyke: *Deutsch-französische Beziehungen*, S. 180 f.

58 Guérot, Ulrike: Europa wie es sinkt und lacht – Fünf Thesen für eine neue EU-Debatte, in: *Internationale Politik* 64/3 (2009), S. 52–59, hier S. 55.

dieser Stagnationsphase herauszukommen, ist es wenig hilfreich, die großen Fortschritte Europas der Vergangenheit und die wichtige Rolle Frankreichs und Deutschlands dabei zu beschwören. Bei der Bewältigung der in einer globalisierten Welt in Gegenwart und Zukunft anstehenden Herausforderungen wird ein wichtiger Beitrag des vereinten Europas erwartet. Die Mahnung und der Appell von Jean-Claude Juncker, einem der großen Europäer und in Deutschland und Frankreich hochgeschätzten Politiker, sollten deshalb auf jeden Fall beherzigt werden:

> We have no right to undo what our predecessors have built up because the generations that follow will need a political Europe. If it is not political, it will lose its way. They need and want a Europe of solidarity, a social Europe, a competitive Europe, a strong Europe, both at home and in the world. So, old Europeans and convinced Europeans, let's go! Courage![60]

Literaturverzeichnis

Baasner, Frank (Hg.): *Von welchem Europa reden wir? Reichweiten nationaler Europadiskurse*, Baden-Baden: Nomos, 2008.

Bredow, Wilfried von: *Die Außenpolitik der Bundesrepublik Deutschland: Eine Einführung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006.

Diot, Claire: Krisenmanagement im ehemaligen Jugoslawien: Frankreich, Deutschland und die EU in der Bewährungsprobe, in: Harth/Schild (Hg.): *Nationalstaaten*, S. 67–81.

Guérot, Ulrike: Frankreich, in: Schmidt, Siegmar/Hellmann, Gunther/Wolf, Reinhard (Hg.): *Handbuch zur deutschen Außenpolitik*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2007, S. 375–390.

Guérot, Ulrike: Europa wie es sinkt und lacht – Fünf Thesen für eine neue EU-Debatte, in: *Internationale Politik* 64/3 (2009), S. 52–59.

Hacke, Christian: *Weltmacht wider Willen. Die Außenpolitik der BRD*, Frankfurt/M., Berlin: Ullstein, 1993.

Harth, Thilo/Schild, Joachim (Hg.): *Nationalstaaten in der EU – Identität und Handlungsmöglichkeiten. Eine deutsch-französische Zukunftswerkstatt für die politische Bildung*, Opladen: Leske + Budrich, 2003.

Harth, Thilo/Woyke, Wichard: *Die Europäische Union konkret. Nachgefragt in zwölf Kapiteln*, Opladen [u. a.]: Budrich, 2008.

Hielscher, Kathleen: *Die deutsch-französischen Beziehungen in der Europa-, Sicherheits- und Außenpolitik. Kontinuität und Wandel seit 1990*, Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller, 2008.

---

59 Weidenfeld, Werner: Europäische Einigung im historischen Überblick, in: ders./Wessels, Wolfgang (Hg.): *Europa von A bis Z: Taschenbuch der europäischen Integration*, Berlin: Nomos, Institut für europäische Politik, [9]2006, S. 13–48, hier S. 46 f.

60 Zitiert in: Link, Werner: *Auf dem Weg zu einem neuen Europa. Herausforderungen und Antworten*, Baden-Baden: Nomos, 2006 (Denkart Europa 1), S. 116.

Holst, Christian: Einstellungen der Bevölkerung und der Eliten: Vom alten zum neuen außenpolitischen Konsens?, in: Eberwein, Wolf-Dieter/Kaiser, Karl (Hg.): *Deutschlands neue Außenpolitik,* Bd. 4: *Institutionen und Ressourcen*, München: Oldenbourg, 1998, S. 227–238.

Hrbek, Rudolf: Europäische Union, in: Woyke (Hg.): *Handwörterbuch internationale Politik*, S. 96–121.

Hummer, Waldemar: Balkankonflikt, in: Woyke (Hg.): *Handwörterbuch internationale Politik*, S. 11–38.

Kiersch, Gerhard: Die Außenpolitik Frankreichs, in: Woyke, Wichard (Hg.): *Netzwerk Weltpolitik. Großmächte, Mittelmächte und Regionen und ihre Außenpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg*, Opladen: Leske + Budrich, 1989, S. 193–215.

Kimmel, Adolf: Frankreich und Europa nach Jalta – Welche Rolle, welcher Rang?, in: *Frankreich-Jahrbuch* 1992, S. 37–46.

Krzemiński, Adam: *Testfall für Europa: Deutsch-polnische Nachbarschaft muss gelingen. Ein Standpunkt*, Hamburg: edition Körber-Stiftung, 2008.

Lieb, Julia: Die französische Kampagne zum Referendum über den Vertrag über eine Verfassung für Europa – Probleme mit der europäischen Wirklichkeit, in: Baasner (Hg.): *Von welchem Europa reden wir?*, S. 55–75.

Link, Werner: *Auf dem Weg zu einem neuen Europa. Herausforderungen und Antworten*, Baden-Baden: Nomos, 2006 (Denkart Europa 1).

Martens, Stephan: Legitim und leistungsfähig? Das deutsch-französische Tandem im erweiterten Europa, in: *Dokumente* 51/3 (2005), S. 54–60.

Pfetsch, Frank R.: *Die Außenpolitik der Bundesrepublik 1949–1992. Von der Spaltung zur Vereinigung*, München: Fink, ²1993.

Pfetsch, Frank R.: *Die Europäische Union. Geschichte, Institutionen, Prozesse*, München: Fink, ²2001.

Schild, Joachim: Europäischer Anspruch und nationale Differenzen: Frankreich, Deutschland und die EU in der Jugoslawienkrise, in: Harth/Schild (Hg.): *Nationalstaaten*, S. 83–93.

Schmalz, Uwe: Europäische Union als internationaler Akteur, in: Woyke (Hg.): *Handwörterbuch internationale Politik*, S. 121–152.

Seidendorf, Stefan: „Die Quadratur des Kreises“ oder: Wie geht Nation und Europa zusammen?, in: Baasner (Hg.): *Von welchem Europa reden wir?*, S. 33–54.

Weidenfeld, Werner: Europäische Einigung im historischen Überblick, in: ders./Wessels, Wolfgang (Hg.): *Europa von A bis Z: Taschenbuch der europäischen Integration*, Berlin: Nomos, Institut für europäische Politik, ⁹2006, S. 13–48.

Woyke, Wichard: *Europäische Union – erfolgreiche Krisengemeinschaft. Einführung in Geschichte, Strukturen, Prozesse und Politiken*, München [u. a.]: Oldenbourg, 1998.

Woyke, Wichard: *Deutsch-französische Beziehungen seit der Wiedervereinigung: Das Tandem faßt wieder Tritt*, Opladen: Leske + Budrich, 2000.

Woyke, Wichard (Hg.): *Handwörterbuch internationale Politik*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, ⁹2005.

Woyke, Wichard: Zukunft der europäischen Integration: Von den neuen oder von den alten Mitgliedern lernen?, in Harth/Woyke (Hg.): *EU konkret*, S. 61–72.

Claire Demesmay

Déclinaisons franco-allemandes : des récits européens à l'épreuve du réel

Die Konfrontation mit der Realität der Zeit nach dem Kalten Krieg führte dazu, dass nationale Fiktionen, die sich in den Jahrzehnten vor der Wende herausgebildet hatten, korrigiert werden mussten. In welcher Weise hat die Realität auf die europäischen Erzählungen der Nationalstaaten abgefärbt? Haben sie sich angepasst oder im Gegenteil Widerstand geleistet? Der vorliegende Artikel beschäftigt sich mit diesen Fragen und richtet dabei sein besonderes Augenmerk auf Deutschland und Frankreich. Diese zwei Länder wurden ausgewählt, weil sie einerseits von Anfang an im Zentrum des europäischen Integrationsprozesses standen und somit über einen strukturierten Europadiskurs verfügen, den sie im Verlauf der verschiedenen Etappen der europäischen Integration erprobten und manchmal auch modifizierten, und weil sie andererseits sehr oft unterschiedliche, ja sogar gegensätzliche Konzeptionen der EU-Politiken vertreten und daher die Vielfalt der Positionen und politischen Tendenzen innerhalb der EU repräsentieren. Schließlich waren Frankreich und Deutschland vom Fall der Mauer und seinen Implikationen nicht in gleicher Weise betroffen, und die beiden Länder haben dieses Ereignis sehr unterschiedlich in ihre jeweilige Europa-Erzählung integriert. Dieser Artikel widmet sich zunächst dem deutschen und dem französischen Diskurs und untersucht sie separat, um die Spezifizität beider Länder in ihrer Positionierung zu Europa zu erfassen. Danach analysiert er die Dialektik zwischen Erzählung und Realität im Kontext der deutsch-französischen Beziehungen und beobachtet die Interaktion dieser beiden Diskurse im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends.

La chute du mur de Berlin a chamboulé la réalité européenne. Si les rapports de force de l'ordre bipolaire ont été ébranlés à l'échelle planétaire, ils l'ont été en Europe de manière radicale. Avec la disparition de la frontière Est-Ouest, le retour de l'Allemagne à la pleine souveraineté, puis l'adhésion de nombreux pays ayant appartenu au bloc de l'Est à l'Union européenne (UE), les anciens équilibres géopolitiques ont été profondément remis en question. Ce bouleversement du réel a eu un impact direct sur les récits géopolitiques des Etats-nations, bousculant des convictions, des espoirs ainsi que des paradigmes profondément ancrés dans les consciences collectives. Ces transformations ont conduit certains d'entre eux à revisiter leur perception d'eux-mêmes en tant que communauté politique et à redéfinir leur identité nationale. C'est en partie le cas des Etats d'Europe centrale et orientale, pour qui la réintégration dans le camp occidental s'est accompagnée de perspectives radicalement nouvelles, mais aussi bien sûr de l'Allemagne, dont l'unification a impliqué de

confronter des expériences, des mémoires et des cultures politiques fort différentes. De façon plus ou moins liée, ces transformations ont aussi joué sur le rapport que les Etats-nations et leurs citoyens entretiennent avec l'Europe, envisagée à la fois comme présent et comme avenir, et ne sont pas restées sans conséquence sur leurs récits européens.

A quels types d'ajustements a donné lieu la confrontation des fictions nationales construites pendant des décennies à la réalité de l'après-guerre froide ? Comment le réel a-t-il déteint sur les récits européens des Etats-nations ? Se sont-ils adaptés ou ont-ils au contraire résisté ? C'est à ces questions que nous consacrons l'article suivant, en nous penchant plus précisément sur le cas de la France et de l'Allemagne. Si nous avons retenu ces deux pays, c'est d'abord parce qu'ils sont depuis l'origine au cœur du processus d'intégration et disposent donc d'un discours sur l'Europe structuré, qu'ils ont testé et parfois amendé lors des différentes étapes de la construction européenne ; ensuite, parce qu'ils ont bien souvent des conceptions différentes, voire antagoniques, des politiques de l'Union, et sont donc assez représentatifs de la diversité des positions et des sensibilités en son sein. Enfin, la France et l'Allemagne n'ont pas été touchées de la même façon par la chute du Mur et ses implications et ont intégré cet événement de manière différente dans leur récit européen.

Dans cette perspective, nous nous attacherons dans un premier temps aux discours français et allemand, en les appréhendant séparément afin de saisir la spécificité de chacun des deux pays en termes de positionnement européen. Puis nous étudierons la dialectique entre récits et réalité dans le contexte des relations franco-allemandes, en observant l'interaction de ces deux discours dans les années 2000. Pour ce faire, nous nous appuierons notamment, outre la littérature scientifique traditionnelle, sur les résultats d'un projet de recherche franco-allemand intitulé « La France et l'Allemagne face aux crises européennes »[1]. L'un de ses objectifs était d'étudier les positions sur l'avenir de l'Union européenne de part et d'autre du Rhin, à partir d'entretiens avec des responsables politiques et des hauts fonctionnaires français et allemands. Nous nous référerons dans cet article à certaines de ces déclarations dans la mesure où elles sont révélatrices des positions des décideurs politiques et administratifs des deux pays sur les questions européennes.

1 La première phase du projet, coordonnée par Claire Demesmay et Andreas Marchetti, a été réalisée par l'Institut français des relations internationales (Ifri) et le Zentrum für Europäische Integrationsforschung (ZEI) entre janvier 2008 et juin 2009. Ces recherches ont été financées par l'Agence nationale de la recherche (ANR) et la Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG). Voir http://www.zei.de/zei_english/propro_neu/zeidefr_fr.html (08/12/2009). Nous étant engagés sur un principe d'anonymat, nous ne citons pas nos interlocuteurs, mais mentionnons à chaque fois à quel titre ils se sont exprimés.

Le désenchantement européen de la France

A l'origine de l'engagement européen de la France se trouve le constat – non dépourvu de frustration – d'avoir considérablement perdu en influence sur la scène internationale. Pour amer qu'il soit, un tel constat s'accompagne de l'espoir de renouer avec la grandeur d'antan grâce à un projet européen perçu comme levier pour réaliser les ambitions nationales. Il s'agit en effet d'un argument central du récit européen de la France, systématiquement mobilisé par les partisans de l'intégration, notamment lors des grands référendums. Comme le dit aujourd'hui un représentant du Parti socialiste, la politique française vis-à-vis de la construction européenne a longtemps été guidée par l'« espoir que l'Europe – sous-entendu à la place de la France – rejouerait un rôle de grande puissance dans le monde et pèserait sur les affaires du monde, de manière à utiliser pour cela aussi bien son économie, sa technologie, ses finances que sa diplomatie, son armée et sa culture »[2]. Si une telle formulation force le trait, elle rend assez bien compte d'une croyance profondément ancrée dans la culture politique française, qui a guidé à partir des années 1960 la politique européenne des gouvernements successifs, quelle que soit leur position sur l'échiquier politique.

Plus de cinquante ans après la signature des traités de Rome, ce récit a bien sûr évolué. Les responsables politiques et administratifs ont conscience des obstacles que rencontre un tel projet et de l'irritation qu'il peut susciter dans les pays partenaires. Par conséquent, ils ont revu leurs ambitions à la baisse et font preuve de pragmatisme dans la façon de concevoir et de présenter les dossiers européens. Pourtant, malgré une inflexion du discours, le mythe des années fondatrices est loin d'avoir disparu de la pensée européenne de Paris. En témoignent les déclarations de plusieurs ministres des Affaires étrangères dans les années 2000, notamment du socialiste Hubert Védrine évoquant à plusieurs reprises la 'capacité d'entraînement' de la diplomatie française auprès des partenaires européens, ou du centriste Philippe Douste-Blazy affirmant que « la voix de la France ne s'est pas tue en Europe »[3]. C'est aussi dans ce sens qu'il faut lire la volonté de Pierre Lellouche, secrétaire d'Etat chargé des Affaires européennes dans le gouvernement Fillon II, de faire de l'Union « un 'multiplicateur d'influences' pour notre pays »[4]. Dans la mesure où c'est par le canal européen que Paris est

2 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

3 Douste-Blazy, Philippe : « Non, la voix de la France ne s'est pas tue en Europe », ds. : *Le Figaro*, 30 mai 2006, voir aussi http://www.rpfrance.eu/spip.php?article489 (08/12/2009).

4 Sénat, Réunion de la commission des affaires européennes, 23 septembre 2009, audition de M. Pierre Lellouche, secrétaire d'Etat chargé des affaires européennes, voir http://www.senat.fr/europe/r23092009.html (08/12/2009).

censé réaliser au mieux les projets qui lui tiennent à cœur, il lui incombe d'identifier les chantiers européens de l'avenir et de convaincre les autres Etats membres de les mettre en œuvre de concert. Comme le note le politologue Frédéric Charillon : « S'il ne lui est plus possible d'imposer, la France ne désespère pas de rallier. »[5] Il convient d'ajouter : et d'assurer un certain leadership au sein de l'Union.

Comme pour tout mythe, la confrontation du récit à la réalité ne va pas sans heurts. Une telle croyance rencontre une première résistance à l'intérieur même du pays. Concevoir l'Union comme un moyen d'accroître l'influence nationale implique d'aller toujours plus loin dans l'intégration pour créer les conditions d'une 'Europe puissance' – une expression clé du discours politique français sur l'Europe. Or, il s'avère pour cela indispensable de renoncer à des parts de souveraineté de plus en plus importantes, ce qui ne peut être accepté que si les gains (en termes d'influence européenne) paraissent plus élevés que les sacrifices (en termes d'influence nationale). Cette tension permanente entre la volonté de faire de l'UE un acteur politique crédible, voire puissant, et la tentation de garder le contrôle du destin national se traduit par des contradictions récurrentes entre le discours et l'action politiques. L'exemple le plus flagrant est sans doute celui de la Politique européenne de sécurité et de défense (PESD), l'un des domaines qui met le plus en jeu la souveraineté étatique : il est vrai que Paris s'est présenté dès l'origine comme le partisan acharné de la PESD, appelant inlassablement ses partenaires à développer une politique ambitieuse en la matière ; cela ne l'a pourtant pas empêché de se montrer réticent face à la mise en place d'un processus de décision supranational qui apparaît certes indispensable à une telle politique, mais lui lierait les mains.[6] Ce schéma, si révélateur du paradoxe français en matière d'intégration européenne, s'applique du reste à d'autres champs politiques. Sans doute est-ce le cas des questions économiques, la revendication récurrente d'un 'gouvernement économique' ne devant pas faire oublier le refus – moins mis en exergue, il est vrai – de voir Bruxelles s'immiscer dans les choix économiques et budgétaires de Paris.

Quant à l'autre résistance à laquelle se heurte le récit européen de la France, elle émane de l'extérieur du pays. Tout leadership au sein de l'Union implique de convaincre les autres Etats membres, du moins une grande partie d'entre eux. Or plus l'Europe s'élargit, plus il s'avère difficile pour un pays de fédérer autour d'un projet, même en nouant des alliances. Autrement dit, plus l'Europe s'élargit, plus la réalité semble s'éloigner de l'espoir traditionnel

5 Charillon, Frédéric : La France dans l'Union européenne : une stratégie à redéfinir, ds. : *Questions internationales* 7 (mai–juin 2004), p. 84–92, ici p. 84.

6 Voir Schwarzer, Daniela : *France-Allemagne : si loin, si proche ?*, Fondation Robert Schuman, 11/12/2008, http://www.swp-berlin.org/common/get_document.php?asset_id=5654 (08/12/2009).

de la France de façonner le projet européen à sa manière. C'est surtout vrai depuis le grand élargissement de 2004, avec l'adhésion de pays ayant appartenu au bloc de l'Est, et qui ne font pas toujours face aux mêmes défis que leurs voisins occidentaux, ou en tout cas les appréhendent de manière différente. A titre d'exemple, on ne saurait s'étonner que le discours sur l'Europe sociale qu'affectionnent tant les responsables français, et sur lequel nous revenons plus bas, n'ait rencontré qu'un écho limité dans des pays tout juste sortis du système de l'économie planifiée, et avant tout soucieux de moderniser leur appareil de production.

Confrontés à cette double réalité, les espoirs français se sont mués en déception, voire en crispations. On l'a clairement vu au début des années 1990, alors que le continent se réorganisait après la fin de l'ordre bipolaire et qu'était signé le traité sur l'Union européenne, dit traité de Maastricht. Dans ce contexte, comme le note l'essayiste Alain Duhamel, « la France redoute de n'être plus elle-même »[7]. Une partie des Français ont en effet le sentiment de ne plus maîtriser le cours de l'intégration et craignent une Europe qui viendrait transformer leur pays, dans un mouvement inverse à celui que suppose le récit d'une France marquant l'Europe de son empreinte. La justesse du 'oui' au référendum sur le traité de Maastricht de 1992 dissimule un vrai malaise quant à l'avenir national et européen. A l'Assemblée nationale, les discussions ayant précédé la ratification du traité sont révélatrices des appréhensions liées au transfert de souveraineté au niveau européen. A gauche comme à droite, les députés en appellent au « génie français », à l'« exceptionnalité française » ou encore à « l'aspiration universelle » de la France.[8] Ce que traduit une telle exaltation du discours national, c'est avant tout la crainte de voir la nation dépossédée et son identité diluée dans un ensemble supranational perçu comme étranger.

Au cours des années suivantes, l'écart entre le rêve européen et le projet réel d'intégration a continué à se creuser, avec pour conséquence un sentiment de déception, voire d'incompréhension vis-à-vis de l'Union. En 2005, les controverses sur le traité constitutionnel ont montré que nombre de Français, y compris parmi les dirigeants politiques et administratifs, continuent à percevoir l'UE comme un monstre froid dans lequel ils peinent à se reconnaître, une sorte de golem échappant à ses créateurs.[9] C'est dans ce sens qu'un responsable de l'Union pour un mouvement populaire (UMP) déclare :

---

7 Duhamel, Alain : La République, l'identité et la souveraineté de la France, ds. : *Le Débat* 134 (mars–avril 2005), p. 42–51, ici p. 44.

8 Müller-Härlin, Maximilian : *Nation und Europa in Parlamentsdebatten zur Europäischen Integration. Identifikationsmuster in Deutschland, Frankreich und Großbritannien nach 1950*, Baden-Baden : Nomos, 2008, p. 45 svv.

9 Fougier, Eddy : Le 'non' français à la Constitution européenne. Référendum du 29 mai 2005 : Radiographie d'un rejet, ds. : *Futuribles* 318 (avril 2006), p. 31–45.

> dans ce monde qui a évolué, qui a même explosé en dix ans, […] l'Europe n'a pas été à la hauteur des attentes des Français et, d'une manière générale, peut-être des Européens. […] Sarkozy avait probablement raison de dire que les Français particulièrement, peut-être d'autres pays aussi, cherchaient une Europe protectrice […] et ils n'ont trouvé en face d'eux qu'une institution dont ils ne comprenaient pas les décisions, qui au contraire les exposait parfois encore davantage.[10]

Ce à quoi un élu socialiste renchérit :

> Mais il n'y a plus d'élan politique, plus d'âme, plus d'esprit. Il est vrai que l'ensemble peut encore fonctionner sous cette forme encore un moment. Mais jusqu'à quand ? Doit-on s'en contenter ?[11]

L'image qui se profile est celle d'une Union menaçante, qui encourage notamment les délocalisations, dont la politique des taux de change nuit à la compétitivité des entreprises et qui prive les pêcheurs de travail en imposant des quotas injustifiés.

En réaction au désenchantement européen s'est développé au cours des années 1990 un discours axé sur l''Europe protection', pour citer le principal mot d'ordre de la présidence française du Conseil en 2008. Celui-ci se traduit en règle générale par de fortes attentes vis-à-vis de l''Europe sociale', perçue en opposition au modèle économique ultralibéral auquel est souvent associé Bruxelles.[12] Si un tel discours dépasse largement les clivages politiques, il trouve son origine à gauche, où il a été introduit à la suite de la ratification du traité de Maastricht. Affirmant que l'UE avait les moyens et se devait de lutter contre les effets néfastes de la mondialisation, le candidat socialiste Lionel Jospin a ainsi fait campagne, lors de l'élection législative de 1997, contre l''Europe des banquiers'. Une fois Premier ministre, il a également cherché à inscrire des thèmes sociaux à l'agenda européen ; dans ce contexte, il est notamment parvenu à ancrer un chapitre sur l'emploi dans le traité d'Amsterdam et a obtenu l'organisation d'un sommet européen sur l'emploi en 1997.[13] Peu après la gauche, la droite s'est elle aussi emparée d'un sujet auquel l'opinion publique française se montre très sensible : désormais, l'UMP n'hésite pas à dénoncer les dérives mondialistes de l'Union et se prononce pour une politique européenne qui inverserait cette tendance. Comme

---

10 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

11 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

12 Voir Oppeln, Sabine von : Das Europäische Sozialmodell : Bilanz und Perspektiven, ds. : Koopmann, Martin/Martens, Stephan (dir.) : *Das kommende Europa. Deutsche und französische Betrachtungen zur Zukunft der Europäischen Union*, Baden-Baden : Nomos, 2008, p. 85–104.

13 Schild, Joachim : Europapolitik in einer verunsicherten Gesellschaft, ds. : *idem*/Uterwedde, Henrik (dir.) : *Die verunsicherte Französische Republik. Wandel der Strukturen, der Politik – und der Leitbilder ?*, Baden-Baden : Nomos, 2009, p. 193–218, ici p. 201 svv.

l'écrit Pierre Lellouche : « nous avons désormais la 'boîte à outils' qui, dans les décennies à venir, permettra à l'Europe de relever les défis de la mondialisation »[14]. C'est aussi dans ce contexte qu'il faut situer, lors de la campagne présidentielle de 2007, l'appel du candidat Sarkozy au protectionnisme économique, à la réhabilitation de la préférence communautaire et à la création de champions européens – ce qui a été interprété, en Allemagne notamment, comme un prolongement de la politique nationale au niveau européen. Aujourd'hui, quelles que soient les nuances liées aux différences de sensibilité politique, il y a en France un consensus pour dire que l'Union européenne ne protège pas suffisamment ses citoyens.

En parallèle, les responsables français continuent à nourrir l'espoir de développer une Europe influente, capable de parler d'égal à égal avec les grandes puissances de ce monde. Sur ce point, le discours que le président Sarkozy a adressé aux ambassadeurs en septembre 2009 se lit comme un programme :

> […] l'Union européenne veut-elle être une puissance ? Est-ce que cela l'intéresse ? L'Union européenne veut-elle être l'un des principaux acteurs du XXIème siècle ? Est-ce qu'elle veut faire le XXIème siècle ou est-ce qu'elle veut le subir ?[15]

A ces questions toutes rhétoriques, l'intervention en Géorgie en été 2008, durant la présidence française du Conseil, ou les initiatives pour réguler les marchés financiers, telles qu'elles ont été discutées au sommet de Pittsburgh en septembre 2009, se veulent des réponses concrètes. Une telle détermination, on l'a vu, constitue une constante du récit européen de la France. Ce qui peut étonner, ce n'est donc pas le propos en tant que tel, mais le fait que celui-ci apparaisse aujourd'hui aussi offensif, alors que d'autres pans du discours reflètent au contraire les « atermoiements d'une puissance sur la défensive »[16]. Les métamorphoses du contexte international au cours des dernières décennies ne semblent pas avoir entamé cette détermination, mais bien au contraire l'avoir renforcée.

---

14 Lellouche, Pierre : Le couple franco-allemand, uni au service de l'Europe, ds. : *Le Monde*, 6 octobre 2009.

15 Discours de M. le Président de la République. XVIIème conférence des ambassadeurs. Palais de l'Elysée – Mercredi 26 août 2009, http://www.ambafrance-cn.org/Nicolas-Sarkozy-se-prononce-en-faveur-de-la-transformation-du-G8-en-G14.html?artpage=3-8 (08/12/2009).

16 Charillon : La France dans l'Union européenne, p. 89.

L'Allemagne et la victoire du réel

Dans les années 1990, le réel de la géopolitique européenne se présente à la France et à l'Allemagne sous des angles bien différents. Alors que les transferts de compétence au niveau européen attisent la crise identitaire française, la République fédérale d'Allemagne (RFA) retrouve sa pleine souveraineté, perdue à l'issue de la Seconde Guerre mondiale. L'une se sent en partie dépossédée, tandis que l'autre accède à nouveau à la normalité de l'Etat-nation. Cette différence de situation entre les deux pays se reflète dans le discours politique de part et d'autre du Rhin. Du côté des partis allemands, la normalisation du pays sur la scène européenne est loin de se traduire par un discours national offensif, mais s'accompagne au contraire d'une attitude sereine. Comme le met en évidence Maximilian Müller-Härlin dans son analyse comparative des débats qui ont précédé la ratification du traité de Maastricht, la discussion menée au Bundestag semble détendue par rapport à celle qui occupe l'Assemblée nationale au même moment.[17] Les représentants du peuple allemand ne semblent pas s'inquiéter outre mesure de l'érosion de la souveraineté nationale, paraissant accepter les transferts au niveau supranational dès lors que l'identité du pays est préservée. De plus, la rhétorique des députés est beaucoup moins émotionnelle et passionnée qu'en France. Si la nation est présente dans le débat, il y est peu question d''appartenance', de 'conscience nationale' ou encore de 'patriotisme'. Dans la plupart des cas, la nation est évoquée en des termes neutres ('République fédérale', 'Allemagne', 'notre pays') et la fierté nationale est pratiquement absente des discussions, ce qui traduit en même temps une certaine décontraction – teintée de confiance en soi – vis-à-vis du processus d'intégration européenne.

Il est vrai que vingt ans après la chute du Mur, ce discours n'est plus tout à fait le même. Entre-temps, les tabous liés à l'identité nationale se sont fortement atténués et, à gauche comme à droite, il n'y a désormais plus rien de choquant à se dire patriote. Si le ton reste serein, il se veut également plus affirmé. L'accès du pays à la pleine souveraineté rend à nouveau possible, voire logique, de considérer l'Etat-nation comme le cadre naturel de la vie démocratique et de l'action politique. Dans ces conditions, il va également de soi que la composante nationale soit plus présente qu'auparavant dans le récit européen de l'Allemagne. Non seulement la fierté nationale n'est plus associée à une position xénophobe ou impérialiste, mais Berlin s'affirme désormais sur le plan international de façon à la fois plus marquée et plus évidente. Gerhard Schröder, le premier chancelier de RFA à n'avoir pas connu la Seconde Guerre mondiale, a sur ce point brisé un tabou, n'hésitant pas à évoquer publiquement les intérêts nationaux de l'Allemagne, voire à reconnaître

17 Müller-Härlin : Nation und Europa, p. 347.

qu'ils pouvaient être en opposition aux décisions prises par Bruxelles. Sans nullement remettre en question le processus d'intégration européenne, ni le rôle de l'Allemagne dans ce contexte, il a revendiqué une normalisation de son pays – par rapport à ses partenaires européens – dans la façon d'appréhender et de thématiser la politique étrangère :

> Dieser Bundesregierung ist gelegentlich vorgeworfen worden, sie würde viel zu viel Wert auf „deutsche Interessen" legen. Ich kann das nicht als Vorwurf verstehen. Außenpolitik ist auch Interessenpolitik: Jede Außenpolitik, die behauptet, keine Interessen zu verfolgen, wäre reine Heuchelei. Wie alle unsere Nachbarn, haben auch die Deutschen vernünftig verstandene nationale Interessen.[18]

Dans les cercles administratifs et politiques allemands, il semble désormais y avoir consensus pour que le gouvernement fédéral parle d'intérêts nationaux et cherche à agir en leur nom.

Si un nouveau ton a été introduit dans la diplomatie allemande, il ne correspond pas à une métamorphose de l'action politique. Par un effet de rattrapage psychosociologique, c'est au contraire le discours qui s'est adapté à une pratique datant de plusieurs décennies qui, elle, continue à s'inscrire en grande partie dans la continuité. En réalité, l'Allemagne a toujours cherché à défendre ses propres intérêts sur la scène internationale, et plus particulièrement dans le cadre européen. Pour citer un exemple connu, elle a soutenu la mise en place du marché commun précisément parce qu'il profite à son industrie, traditionnellement tournée vers l'exportation, au même titre que la Politique agricole commune (PAC) profite à l'agriculture française. Toutefois, par crainte de brusquer ses partenaires, mais aussi d'effrayer sa propre opinion publique, Bonn avait pris l'habitude de faire profil bas et de mener les négociations à huis clos, de faire aussi peu de remous que possible. Aujourd'hui, l'exécutif n'hésite plus au contraire à hausser le ton, ni d'ailleurs à faire usage des médias pour relayer ses positions dans l'arène publique. On l'a vu par exemple en été 2007, durant le conflit franco-allemand sur le projet d'Union méditerranéenne élaboré par la France : la chancelière fédérale s'est présentée comme une opposante farouche et déterminée, qui est allée jusqu'à brandir publiquement la menace de créer à l'Est une Union orientale d'où la France serait exclue, surprenant les initiateurs du projet par sa ténacité ; son offensive a du reste payé, puisqu'elle a obtenu une transformation en profondeur du projet initial. De même, bien consciente des risques que représentait le paquet 'énergie-climat' de la Commission européenne pour l'industrie automobile allemande, Angela Merkel a bataillé pour que les réductions d'émission de CO_2 pour les grosses cylindrées soient rééchelonnées dans le temps – et a, là encore, fini par s'imposer. Elle a mené son combat à

---

18 Schröder, Gerhard : Rede von Bundeskanzler Gerhard Schröder : Außenpolitische Verantwortung Deutschlands in der Welt am 2. September 1999 vor der DGAP in Berlin, ds. : *Internationale Politik* 54/10 (1999), p. 67–72, ici p. 70.

ciel ouvert et a, ce faisant, pris appui sur l'opinion publique allemande, sachant cette dernière sensible à la question. Pour elle, l'avantage était double : d'une part, le soutien de la population ne pouvait qu'accroître la pression sur Bruxelles et ainsi renforcer sa propre position ; d'autre part, elle a ainsi pu se présenter sur la scène intérieure comme une politicienne au service de l'économie nationale, ce qui ne saurait nuire à sa popularité.

A observer un tel positionnement, on est tenté de penser que l'Allemagne a fini par se rapprocher de l'attitude française vis-à-vis de l'intégration européenne. Elle a en effet mis fin à une fiction centrale de son récit européen, selon laquelle les intérêts européens passaient *toujours* avant les intérêts nationaux – une fiction qui, par définition, était plus rhétorique que réelle, mais néanmoins tenace. Désormais, on tend à admettre que les deux types d'intérêt sont de nature différente, qu'ils vont certes de pair dans la plupart des cas, mais peuvent aussi différer sur certaines questions. Sur ce point, l'arrêt pris par la Cour constitutionnelle fédérale le 30 juin 2009 a une valeur symbolique, dans la mesure où il affirme que toute légitimité politique émane de l'Etat-nation et peut être en conflit avec le processus d'intégration, auquel cas celui-ci pourrait, voire devrait être freiné. Le fait que le terme de souveraineté soit évoqué dans l'arrêt à 33 reprises n'est pas uniquement anecdotique, mais renvoie à une interprétation éminemment politique de l'intégration européenne. Récusant le caractère démocratique de l'UE, les juges de Karlsruhe établissent en effet une liste de domaines qui, selon eux, ne doivent pas échapper à la souveraineté étatique, notamment la citoyenneté, le droit pénal et la politique éducative, et cherchent à « fixer juridiquement les limites d'un processus politique », celui du projet européen.[19] Ce faisant, ils vont à contre-courant d'un mouvement pro-intégrationniste profondément ancré dans la culture politique allemande et marquent une césure dans le discours politique et administratif traditionnel.

Cet arrêt a certes été critiqué par de nombreuses personnalités politiques de bords différents et n'est donc pas représentatif de la position des responsables allemands dans leur ensemble. En même temps, on ne saurait nier qu'il traduit un certain *Zeitgeist*, incarnant le discours – jusqu'alors inhabituel à l'est du Rhin – d'instances étatiques jalouses de leurs prérogatives nationales. L'importance accordée en Allemagne au principe de subsidiarité, dont on parle au contraire peu en France, ne témoigne pas uniquement d'une culture politique dans laquelle le principe fédéral joue un rôle central. Elle rappelle également qu'une grande partie des décideurs allemands souhaitent que les compétences entre les niveaux national et européen soient clairement réparties et que les parlements nationaux soient mieux intégrés dans le processus

19 Barrière, Anne-Lise/Roussel, Benoît : Le traité de Lisbonne, étape ultime de l'intégration européenne ? Le jugement du 30 juin 2009 de la Cour constitutionnelle allemande, *Note du Cerfa* 66 (septembre 2009), http://www.ifri.org/downloads/ndc66barriereroussel.pdf (08/12/2009), p. 10.

de décision politique, y compris concernant les affaires européennes. Comme le dit un responsable des Verts allemands :

> […] man sollte nicht zu sehr das europäische Parlament auf Kosten der nationalen Parlamente stärken. Aber man sollte die nationalen Parlamente in ihrer Mitsprache stärken.[20]

Ce à quoi un élu social-démocrate ajoute :

> Bei der EU soll nur entschieden werden, was auf der nationalen Ebene nicht entscheidbar ist. Die EU soll sich nur mit den Dingen beschäftigen, die zwischenstaatlich geregelt werden sollen, z. B. Schutzklauseln in verschiedenen Bereichen.[21]

Cette implication renforcée du Bundestag dans les décisions européennes est aussi l'un des éléments sur lesquels ont insisté les juges de Karlsruhe.

Comme le note Peter Sloterdijk sans se départir de son sens habituel de la provocation, la République fédérale a fini par abandonner son rôle d'« Idiot der europäischen Familie » pour devenir un égoïste politique comme tous les autres Etats membres de l'Union.[22] Grâce à ce que le philosophe qualifie de « metanoetische[…] Anstrengungen », et qui renvoie à la volonté de l'Allemagne de s'ancrer dans la communauté occidentale, ainsi qu'à sa modestie affichée sur la scène internationale durant près de cinquante ans, elle a su regagner la confiance de ses voisins. Dans ces conditions, parler d''intérêts allemands' n'a plus rien d'effrayant, ni *a fortiori* de déplacé. Non seulement Berlin peut affirmer ses intérêts sans choquer ses partenaires européens, mais peut-être le doit-il même pour achever son processus de normalisation. En même temps, cette longue expérience de la retenue a donné à ses dirigeants le goût du multilatéralisme et de la concertation : ils ne cherchent « pas forcément à asseoir [la] position [de leur pays] dans le monde »[23], mais surtout à tirer des avantages économiques du contexte international, à commencer par l'intégration européenne. Par conséquent, et contrairement à bon nombre de leurs homologues français, ils n'ont toujours pas adopté un discours de puissance, ni en termes nationaux ni en termes européens. Ceci explique notamment le moindre enthousiasme de Berlin – du moins par rapport à Paris – vis-à-vis de la PESD. En outre, appartenant aux gagnants de l'après-guerre froide, la République fédérale ne cherche pas à retrouver un quelconque âge

---

20 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

21 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

22 Sloterdijk, Peter : *Theorie der Nachkriegszeiten. Bemerkungen zu den deutsch-französischen Beziehungen seit 1945*, Frankfurt/M. : Suhrkamp, 2008, p. 61.

23 Schubert, Torsten/Veit, Winfried : Les partis français et allemands et l'avenir de l'intégration européenne, ds. : Demesmay, Claire/Glaab, Manuela (dir.) : *L'Avenir des partis politiques en France et en Allemagne*, Villeneuve d'Ascq : PU du Septentrion, 2009, p. 281–296, ici p. 287.

d'or. Si l'on peut observer des crispations par rapport à la politique européenne, elles sont moins dues à de l'amertume qu'à une confiance en soi nouvelle. Il s'agit là d'une différence non négligeable entre la France et l'Allemagne, qui subsiste malgré leur rapprochement en matière d'action européenne.

Dans le kaléidoscope franco-allemand

Comment interagissent ces deux types de discours vingt ans après la chute du Mur ? Le fait que l'Allemagne se considère à nouveau comme un Etat-nation et se comporte sur la scène européenne d'une manière assez proche de son partenaire d'outre-Rhin modifie-t-il la relation franco-allemande ?

Quels que soient les chamboulements de la réalité géopolitique depuis la fin de l'ordre bipolaire, une chose n'a pas changé dans le récit européen des deux pays : Paris et Berlin ne cessent d'affirmer qu'une étroite coopération est indispensable pour poursuivre le processus d'intégration. D'un côté comme de l'autre, on invoque en effet le rôle moteur de la France et de l'Allemagne, même s'il est désormais convenu de relativiser son effet dans l'Union élargie ; du moins de souligner la nécessité d'ouvrir les discussions franco-allemandes à d'autres Etats membres comme la Pologne ou la Grande-Bretagne. Sur ce point, la position de cet élu socialiste français fait consensus :

> Ce qui est certain, c'est que si les Français et les Allemands sont d'accord, ce n'est pas quelque chose qui automatiquement entraîne le moteur ; en revanche s'ils ne sont pas d'accord, c'est quelque chose qui le bloque immédiatement.[24]

Ou, comme le dit avec un peu plus de réserve un député libéral, membre du Bundestag : « Sind sie Motor? Ich weiß es nicht. Das [dt.-frz. Motor, C. D.] reicht nie. Das ist immer etwas, das nur funktioniert, wenn die anderen es auch mittragen. »[25] En tout cas, bien que les chefs d'Etat et de gouvernement soient parfois tentés d'"aller voir ailleurs'[26] en début de mandat, une grande partie des décideurs français et allemands estiment qu'il n'existe pas (encore) de modèle alternatif à cette coopération. Ce discours a à la fois un caractère statique, dans la mesure où il est inchangé depuis plusieurs décennies, et normatif, voire incantatoire ; il est en tout cas censé convaincre le partenaire de

24 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

25 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

26 Au lendemain de son élection, en 1998, le chancelier Schröder s'est tourné du côté de la Grande-Bretagne. Nicolas Sarkozy a fait de même en 2007, lorsqu'il a accédé à l'Elysée. Après une période plus ou moins longue, tous deux ont adopté un réflexe franco-allemand.

l'intérêt que l'on porte soi-même à cette relation, et inscrire cette dernière dans une continuité rassurante. Inversement, on peut voir dans ce discours le reflet de la réalité institutionnelle de cette coopération, constituée d'un réseau de consultation aussi dense qu'intense.

Derrière l'incantation, incarnée par les traditionnelles embrassades franco-allemandes, la rencontre entre les deux récits est aussi à l'origine de tensions. Celles-ci s'expliquent notamment par le fait que les deux Etats ont dû réajuster leur relation bilatérale au cours des vingt dernières années, l'adaptant aux réalités du XXIe siècle. Sans doute Paris ne voit-il pas d'un mauvais œil le fait que Berlin revendique une attitude normalisée dans le contexte européen. Parlant désormais une même langue, Français et Allemands comprennent davantage les mécanismes qui sous-tendent les positions de leur partenaire. Il leur arrive d'ailleurs d'en jouer et de former face à la Commission européenne une sorte de coalition franco-allemande des intérêts nationaux – ce fut le cas en 2005, lorsque les deux pays, ne parvenant à respecter le Pacte de stabilité et de croissance, se sont entendus pour en imposer l'assouplissement à Bruxelles. En même temps, le changement de ton de la diplomatie allemande est loin d'avoir mis fin à la situation de concurrence entre eux, bien au contraire. Les responsables français sont bien conscients que l'Allemagne s'est transformée et que le rapport de départ entre les deux pays en a souffert. Sur ce point, la remarque d'un diplomate français familier de l'Allemagne est riche d'enseignement :

> D'une part, l'Allemagne a évolué ces dernières années et l'axiomatique de la réconciliation ne joue plus, l'Allemagne considère qu'elle doit défendre ses intérêts en Europe. D'autre part, la France a essuyé un échec en 2005 et l'Allemagne s'est retrouvée seule à préserver l'équilibre européen. […] Enfin, l'Allemagne a restauré sa compétitivité, a assaini ses finances publiques et elle l'a fait aussi au titre du respect de ses partenaires européens.[27]

Il en résulte un déséquilibre entre les deux Etats. Paris l'exprime par un certain complexe d'infériorité vis-à-vis de Berlin, mais aussi par la volonté d'*ancrer* à nouveau l'Allemagne dans le projet européen – une ambition qui n'est d'ailleurs pas sans évoquer, dans des conditions pourtant incomparables, les débuts de la construction européenne, où il s'agissait précisément d'ancrer la République fédérale dans la communauté occidentale…

En termes de récit, ce déséquilibre et la volonté qui en découle de trouver un nouveau *modus vivendi* pour la relation bilatérale se traduisent de la manière suivante : il n'est pas rare que Français et Allemands se reprochent mutuellement de faire cavalier seul sur la scène européenne, de défendre leurs intérêts au détriment de ceux du pays partenaire, ainsi que du projet européen. Si cette méfiance a toujours existé dans la relation franco-allemande, elle est aujourd'hui plus visible dans la mesure où elle est réciproque et où elle

27 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

se trouve exposée de façon publique. Une telle méfiance est renforcée par le sentiment (non pas systématique, mais néanmoins récurrent) de ne pas savoir ce que pense réellement l'autre, de ne pas toujours être mis au courant de ses projets. Ainsi, il arrive régulièrement que l'un d'eux soupçonne son partenaire de tenir un double langage et de poursuivre un agenda caché derrière un discours de bonne volonté européenne – et ce, tout en affichant une entente dénuée d'arrière-pensées. Parmi de nombreux exemples, citons celui de la politique industrielle. Occupant traditionnellement une place privilégiée dans le récit européen de la France, ce projet suscite tout aussi traditionnellement la méfiance des décideurs allemands.[28] Non seulement ces derniers font preuve d'incompréhension vis-à-vis d'une attitude qualifiée de colbertiste, mais ils ont aussi tendance à soupçonner Paris de vouloir soutenir par ce biais l'industrie française. Il faut dire qu'à travers son action politique, qu'il s'agisse des affaires Aventis/Sanofi ou Alstom/Siemens, l'exécutif français semble donner la priorité à la mise en place de champions nationaux. Autant dire qu'en 2009, lorsque l'Elysée a soutenu l'entrée de l'avionneur Dassault dans le capital de l'entreprise de défense Thales – toutes deux françaises – aux dépens d'EADS, entreprise franco-allemande par excellence,[29] il n'a guère contribué à atténuer de tels soupçons.

C'est certainement le conflit autour de l'Union méditerranéenne (UM), devenue Union pour la Méditerranée, qui reflète le mieux les tensions liées à une telle attitude/suspicion. Si le projet, présenté par la France en 2007, au lendemain de l'élection de Nicolas Sarkozy à la présidence de la République, a heurté (notamment) l'Allemagne, c'est pour plusieurs raisons. D'une part, Paris n'a pas respecté la règle en vigueur dans l'Union européenne, selon laquelle les projets européens sont d'abord discutés entre les chancelleries pour ne pas aller à l'encontre des intérêts des pays partenaires, mais au contraire trouver un accord qui puisse satisfaire l'ensemble des Etats membres. Le projet a été annoncé publiquement sans qu'il n'y ait eu de concertation préalable, ce qui a été perçu comme une mise à l'écart aussi illégitime que contreproductive de l'Allemagne et a ravivé la crainte de voir les égoïsmes nationaux l'emporter sur les intérêts européens. D'autre part, le projet initial consistait en une politique européenne n'associant pas l'ensemble des Européens, mais seulement une partie d'entre eux. Pour Berlin, cela revenait à exclure des pays intéressés par le projet et pouvant contribuer à l'enrichir.

---

28 Uterwedde, Henrik : Une politique industrielle franco-allemande ?, ds. : *Regards sur l'économie allemande* 69 (décembre 2004), p. 7–10, voir aussi http://rea.revues.org/index3273.html (08/12/2009).

29 Gallois, Dominique : L'image ambiguë du groupe franco-allemand EADS, ds. : *Le Monde*, 15 octobre 2009 ; Dassault-Thales, un recul pour l'Europe de la Défense, ds. : *Le Télégramme*, 27 mai 2009, voir aussi http://www.letelegramme.com/ig/generales/economie/analyses/analyse-dassault-thales-un-recul-pour-l-europe-de-la-defense-27-05-2009-396841.php (08/12/2009).

De plus, cela était contraire au projet européen de dépasser les sphères d'influence nationale, de traiter ensemble des sujets d'intérêt commun plutôt que d'attiser la concurrence entre pays membres. Alors que l'intégration européenne vise à faire converger les synergies européennes, l'UM comportait, comme l'a dit Frank-Walter Steinmeier, le ministre des Affaires étrangères de la grande coalition, « die Gefahr einer Spaltung der EU in außenpolitisch zentralen Fragen »[30] ; voire, selon les termes de la chancelière fédérale, de 'dégager [en son sein] des forces explosives' (« Spannungskräfte innerhalb Europas wachrufen »)[31]. A cela s'est ajouté un autre reproche : celui de mobiliser des fonds européens pour une entreprise sur laquelle l'Union européenne n'aurait pas même un droit de regard.[32] Ces différents arguments visaient tous le cavalier seul qu'incarnait alors la France.

Cette attitude/suspicion, on l'a dit, est à double sens. Les dirigeants français se méfient notamment de la politique économique menée par leurs voisins allemands, qu'ils accusent d'être non coopérative, autrement dit d'aller à l'encontre des intérêts européens. Ce fut le cas en 2009, lorsqu'une clause limitant les déficits publics (*Schuldenbremse*) a été introduite dans la Loi fondamentale. Pour les responsables allemands, cette modification constitutionnelle était censée symboliser une politique budgétaire vertueuse, conforme à l'esprit comme à la lettre du Pacte de stabilité et de croissance. Leurs partenaires français, au contraire, leur ont reproché d'avoir pris une telle décision sans concertation ni dans le cadre franco-allemand ni dans celui de la zone euro. Ils ont été froissés par la procédure en tant que telle, en particulier par le fait que l'Allemagne pense en termes nationaux plutôt qu'européens, mais se sont aussi inquiétés de l'impact que pourrait avoir cette mesure sur la monnaie européenne et les politiques budgétaires au sein de la zone euro. C'est en automne 2008, au moment où la crise financière a touché les pays européens, que les tensions ont atteint leur paroxysme. Tandis que l'exécutif français, alors à la tête du Conseil de l'UE, en appelait à une réponse européenne concertée, la République fédérale a joué la carte nationale. Non seulement le gouvernement fédéral s'est montré dans un premier temps hésitant quant à l'adoption de paquets conjoncturels, ce qui a suscité la raillerie du président français (« La France agit, l'Allemagne réfléchit »). Mais il a également voulu

30 Interview Außenminister Steinmeier mit spanischer Nachrichtenagentur EFE im Vorfeld der deutsch-spanischen Regierungskonsultationen am 31.01.2008, 30 janvier 2008, http://www.auswaertiges-amt.de/diplo/de/Infoservice/Presse/Interviews/2008/080131-SteinmeierEFE.html (01/02/2010).

31 Merkel, Angela : Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel vor dem Konvent für Deutschland, Mi, 05.12.2007, in Berlin, http://www.bundeskanzlerin.de/nn_915660/Content/DE/Archiv16/Rede/2007/12/2007-12-05-merkel-konvent-fuer-deutschland.html (01/02/2010).

32 Demesmay, Claire : L'Allemagne face à l'Europe de Nicolas Sarkozy, ds. : *Politique étrangère* 2 (été 2008), p. 373–384.

éviter une mutualisation des risques au niveau européen, s'opposant notamment à la création d'un fonds européen de soutien du système bancaire, qu'il jugeait inadapté à la grande diversité des réglementations bancaires, des droits des faillites et des besoins des banques dans l'Union.[33]

En France, cette position a été interprétée comme une volonté de l'Allemagne de fuir ses responsabilités européennes en se réfugiant dans un confortable égoïsme national. Une telle lecture renvoie à une interrogation plus générale sur les motivations européennes de Berlin, à un doute sur sa volonté de poursuivre l'intégration sur le même mode et avec le même engagement qu'au cours des dernières décennies. Le jugement amer de ce haut fonctionnaire français rend bien compte d'une telle crainte, à laquelle s'ajoute un sentiment de délaissement :

> L'Allemagne n'a pas envie de faire une politique étrangère européenne. Elle n'en a plus envie. Elle a redécouvert les charmes de la souveraineté. […] Elle n'a plus besoin de l'Europe, elle n'a plus envie de l'Europe pour s'exprimer dans une politique étrangère.[34]

Cette confrontation entre deux récits européens n'a pas seulement lieu dans le temps court, dans la façon de se définir en tant que nation dans l'ordre géopolitique issu de la chute du Mur ; mais aussi très clairement dans le temps long, renvoyant à des schémas profondément ancrés dans la conscience collective de chacun des deux pays. Le conflit des paradigmes que l'on observe aujourd'hui s'inscrit en effet dans la continuité des relations franco-allemandes depuis des décennies. Il est évident que les deux pays ont des traditions politiques et économiques très différentes, liées à la fois à leur histoire et à leur structure administrative. Ces différences peuvent certes être une force dès lors qu'elles débouchent sur des compromis acceptables pour les Vingt-Sept, mais elles sont aussi une source d'affrontement permanent entre Paris et Berlin. Chacun des deux Etats projette en effet sur la scène européenne ses propres concepts et grilles de lecture, voire ses propres mythes nationaux, et tente de modeler le réel de façon à le faire correspondre le mieux possible à son récit européen.

Une telle confrontation paraît évidente à l'aune de la politique économique et budgétaire. On l'a vu, en particulier depuis la présidence du Conseil de 2008, à l'insistance avec laquelle l'exécutif français en a appelé à la mise en place d'un 'gouvernement économique' ; ou encore, comme l'a nommé François Fillon, un « dialogue des chefs d'Etat de la zone euro sur la politique économique »[35]. On l'a également vu à la vivacité avec laquelle le gouverne-

33 Schwarzer : *France-Allemagne : si loin, si proche ?*

34 Entretien mené dans le cadre du projet de recherche « La France et l'Allemagne face aux crises européennes ».

35 Fillon au Grand Jury : « Pas d'augmentation de la TVA en 2008 », [François Fillon, Interview, Le Grand Jury, RTL], http://www.rtl.fr/fiche/31485/fillon-au-grand-jury-pas-d-augmentation-de-la-tva-en-2008.html (01/02/2010).

ment fédéral a rejeté cette proposition, affirmant que les ministres des Finances sont plus à mêmes de traiter de telles questions que les chefs d'Etat et de gouvernement et, en outre, qu'il existe déjà un outil de coordination des politiques économiques, qui n'est autre que le Pacte de stabilité. Cette question de la coordination économique au sein de la zone euro est un point de friction récurrent entre les deux pays, si bien qu'il a fini par se muer en symbole. Lorsque a été créée la monnaie unique, le gouvernement français, alors de gauche, réclamait déjà la constitution d'un gouvernement économique face à la Banque centrale européenne (BCE). Son argument, toujours en vigueur dix ans plus tard, était que des pays partageant une même monnaie doivent aussi disposer d'une politique économique commune. Le chancelier Helmut Kohl s'y étant fermement opposé, Français et Allemands ont dû s'entendre à l'époque sur une formule de compromis. Afin de satisfaire les exigences françaises, l'Eurogroupe a été créé, réunissant dans un cadre informel les ministres des Finances de la zone euro. En même temps, il a été convenu de respecter l'indépendance de la BCE et une discipline budgétaire incarnée par les critères de Maastricht, sur lesquelles l'Allemagne insistait.

Ce sont les mêmes motifs qui ont alimenté la discussion au moment où la monnaie unique fêtait son dixième anniversaire. Les discours ont certes évolué au cours de l'année 2009, mais il a pour cela fallu qu'ils se heurtent à une réalité brutale et qu'éclate la plus grave crise économique mondiale depuis 1929. Reconnaissant le rôle de la BCE dans la gestion de la crise, les responsables français ont en effet cessé de critiquer sa politique des taux et de remettre en question son indépendance, tandis que certains décideurs allemands ont commencé à envisager de renforcer la coopération économique dans la zone euro – tout en restant d'une grande prudence et en rejetant le terme de 'gouvernance économique', qui renvoie à des réalités bien différentes selon le contexte dans lequel il est appréhendé, et qui donc cristallise les malentendus franco-allemands. Comme l'ont rappelé les débats sur la sortie de crise fin 2009, les réflexes traditionnels de Paris et de Berlin sont pourtant loin d'avoir disparu. Malgré le rapprochement opéré dans le contexte de la crise, les deux protagonistes se comportent en effet de manière assez fidèle à leur image habituelle : on retrouve d'un côté une France refusant de mettre rapidement fin aux mesures de soutien à la conjoncture et creusant ainsi un peu plus son déficit public ; de l'autre, une Allemagne qu'inquiète la perspective d'une fuite en avant budgétaire, prévoyant au contraire de revenir assez vite à une politique plus orthodoxe en la matière. Dans ces conditions, on ne saurait s'étonner que la proposition de Pierre Lellouche en automne 2009 de lancer un grand emprunt européen pour financer des infrastructures et des projets industriels communs[36] – deux grands malentendus franco-allemands – n'ait pas forcément suscité l'enthousiasme de ses partenaires outre-Rhin.

36 Wiegel, Michaela : Rendez-vous unter Freunden, ds. : *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8 octobre 2009.

Vingt ans après la chute du Mur, Paris a voulu montrer que la France a fini par s'approprier l'événement, par l'intégrer dans son propre discours européen. Tel était le sens de la grande fête populaire organisée le 9 novembre 2009 sur la place de la Concorde. Célébrer cet anniversaire de façon démonstrative, avec jeux de lumière et violons, c'était en effet dire que les Français s'identifient désormais à cette période récente de l'histoire européenne, s'en réjouissent et se montrent confiants en l'avenir qui en découle. A défaut de réenchanter l'Europe, il s'agit de se montrer offensif face au réel, de refuser d'être marginalisé dans une Europe transformée ; mais aussi, en revendiquant le partage d'une telle mémoire avec l'Allemagne, de chercher à mieux associer le grand gagnant de l'après-guerre froide aux projets européens de l'avenir – sur ce point, la retransmission en direct de la cérémonie parisienne à Berlin a valeur de symbole. En même temps, célébrer ainsi les vingt ans de la chute du Mur revient à entretenir un vieux mythe, selon lequel le président Mitterrand aurait cherché en 1989 à empêcher ou à freiner le processus d'unification allemande. De l'aveu de ses organisateurs, le spectacle de la place de la Concorde visait en effet à faire oublier le soi-disant rendez-vous manqué de la France avec la République fédérale vingt ans plus tôt. Or, cette thèse a été invalidée dans les années 2000 par deux études reposant sur les archives présidentielles et diplomatiques ainsi que sur de nombreux témoignages d'acteurs.[37] Un malentendu ? Plutôt un élément supplémentaire dans l'imaginaire franco-allemand, dans lequel fiction et réalité entretiennent un rapport aussi étroit que complexe.

Bibliographie sélective

Baasner, Frank (dir.) : *Von welchem Europa reden wir ? Reichweiten nationaler Europadiskurse*, Baden-Baden : Nomos, 2008.

Barrière, Anne-Lise/Roussel, Benoît : Le traité de Lisbonne, étape ultime de l'intégration européenne ? Le jugement du 30 juin 2009 de la Cour constitutionnelle allemande, *Note du Cerfa* 66 (septembre 2009), http://www.ifri.org/downloads/ndc66barriereroussel.pdf (08/12/2009).

Becker, Peter : La politique d'intégration européenne de l'Allemagne : entre idéaux et Realpolitik, ds. : Stark, Hans/Weinachter, Michèle (dir.) : *L'Allemagne unifiée 20 ans après la chute du Mur*, Villeneuve d'Ascq : PU du Septentrion, 2009, p. 231–246.

Bozo, Frédéric : *Mitterrand, la fin de la guerre froide et l'unification allemande : de Yalta à Maastricht*, Paris : Odile Jacob, 2005.

Charillon, Frédéric : La France dans l'Union européenne : une stratégie à redéfinir, ds. : *Questions internationales* 7 (mai–juin 2004), p. 84–92.

37 Schabert, Tilo : *Wie Weltgeschichte gemacht wird. Frankreich und die deutsche Einheit*, Stuttgart : Klett-Cotta, 2002 ; Bozo, Frédéric : *Mitterrand, la fin de la guerre froide et l'unification allemande : de Yalta à Maastricht*, Paris : Odile Jacob, 2005.

Dassault-Thales, un recul pour l'Europe de la Défense, ds. : *Le Télégramme*, 27 mai 2009, voir aussi http://www.letelegramme.com/ig/generales/economie/analyses/analyse-dassault-thales-un-recul-pour-l-europe-de-la-defense-27-05-2009-396841.php (08/12/2009).

Demesmay, Claire/Thorel, Julien : Au jardin des incertitudes : la mémoire française des relations franco-allemandes, ds. : *Allemagne d'aujourd'hui* 189 (juillet–septembre 2009), p. 252–264.

Demesmay, Claire : L'Allemagne face à l'Europe de Nicolas Sarkozy, ds. : *Politique étrangère* 2 (été 2008), p. 373–384.

Discours de M. le Président de la République. XVIIème conférence des ambassadeurs. Palais de l'Elysée – Mercredi 26 août 2009, http://www.ambafrance-cn.org/Nicolas-Sarkozy-se-prononce-en-faveur-de-la-transformation-du-G8-en-G14.html?artpage=3-8 (08/12/2009).

Douste-Blazy, Philippe : « Non, la voix de la France ne s'est pas tue en Europe », ds. : *Le Figaro*, 30 mai 2006, voir aussi http://www.rpfrance.eu/spip.php?article489 (08/12/2009).

Duhamel, Alain : La République, l'identité et la souveraineté de la France, ds. : *Le Débat* 134 (mars–avril 2005), p. 42–51.

Fillon au Grand Jury : « Pas d'augmentation de la TVA en 2008 », [François Fillon, Interview, Le Grand Jury, RTL], http://www.rtl.fr/fiche/31485/fillon-au-grand-jury-pas-d-augmentation-de-la-tva-en-2008.html (01/02/2010).

Fougier, Eddy : Le 'non' français à la Constitution européenne. Référendum du 29 mai 2005 : Radiographie d'un rejet, ds. : *Futuribles* 318 (avril 2006), p. 31–45.

Gallois, Dominique : L'image ambiguë du groupe franco-allemand EADS, ds. : *Le Monde*, 15 octobre 2009.

Gougeon, Jacques-Pierre : *L'Allemagne du XXIe siècle, une nouvelle nation ?*, Paris : Armand Colin, 2009.

http://www.zei.de/zei_english/propro_neu/zeidefr_fr.html (08/12/2009).

Interview Außenminister Steinmeier mit spanischer Nachrichtenagentur EFE im Vorfeld der deutsch-spanischen Regierungskonsultationen am 31.01.2008, 30 janvier 2008, http://www.auswaertiges-amt.de/diplo/de/Infoservice/Presse/Interviews/2008/080131-SteinmeierEFE.html (01/02/2010).

Lellouche, Pierre : Le couple franco-allemand, uni au service de l'Europe, ds. : *Le Monde*, 6 octobre 2009.

Merkel, Angela : Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel vor dem Konvent für Deutschland, Mi, 05.12.2007, in Berlin, http://www.bundeskanzlerin.de/nn_915660/Content/DE/Archiv16/Rede/2007/12/2007-12-05-merkel-konvent-fuer-deutschland.html (01/02/2010).

Müller-Härlin, Maximilian : *Nation und Europa in Parlamentsdebatten zur Europäischen Integration. Identifikationsmuster in Deutschland, Frankreich und Großbritannien nach 1950*, Baden-Baden : Nomos, 2008.

Oppeln, Sabine von : Das Europäische Sozialmodell : Bilanz und Perspektiven, ds. : Koopmann, Martin/Martens, Stephan (dir.) : *Das kommende Europa. Deutsche und französische Betrachtungen zur Zukunft der Europäischen Union*, Baden-Baden : Nomos, 2008, p. 85–104.

Ratka, Edmund : *Frankreichs Identität und die politische Integration Europas – Der späte Abschied vom Nationalstaat*, Baden-Baden : Nomos, 2009 (Münchner Beiträge zur europäischen Einigung 21).

Schabert, Tilo : *Wie Weltgeschichte gemacht wird. Frankreich und die deutsche Einheit*, Stuttgart : Klett-Cotta, 2002.

Schild, Joachim : Europapolitik in einer verunsicherten Gesellschaft, ds. : *idem*/Uterwedde, Henrik (dir.) : *Die verunsicherte Französische Republik. Wandel der Strukturen, der Politik – und der Leitbilder ?*, Baden-Baden : Nomos, 2009, p. 193–218.

Schwarzer, Daniela : *France-Allemagne : si loin, si proche ?*, Fondation Robert Schuman, 11/12/2008, http://www.swp-berlin.org/common/get_document.php?asset_id=5654 (08/12/2009).

Schubert, Torsten/Veit, Winfried : Les partis français et allemands et l'avenir de l'intégration européenne, ds. : Demesmay, Claire/Glaab, Manuela (dir.) : *L'Avenir des partis politiques en France et en Allemagne*, Villeneuve d'Ascq : PU du Septentrion, 2009, p. 281–296.

Sénat, Réunion de la commission des affaires européennes, 23 septembre 2009, audition de M. Pierre Lellouche, secrétaire d'Etat chargé des affaires européennes, voir http://www.senat.fr/europe/r23092009.html (08/12/2009).

Sloterdijk, Peter : *Theorie der Nachkriegszeiten. Bemerkungen zu den deutsch-französischen Beziehungen seit 1945*, Frankfurt/M. : Suhrkamp, 2008.

Sprungk, Carina/Oppeln, Sabine von : Europabilder im Widerstreit: Die deutsche und französische Debatte über den Verfassungsvertrag, ds. : *Zeitschrift für Politik* 4 (2005), p. 448–463.

Uterwedde, Henrik : Une politique industrielle franco-allemande ?, ds. : *Regards sur l'économie allemande* 69 (décembre 2004), p. 7–10, voir aussi http://rea.revues.org/index3273.html (08/12/2009).

Wiegel, Michaela : Rendez-vous unter Freunden, ds. : *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8 octobre 2009.

Woyke, Wichard : *Deutsch-Französische Beziehungen seit der Wiedervereinigung : das Tandem fasst wieder Tritt*, Opladen : VS Verlag, [2]2004 (Grundlagen für Europa 5).

Henri Vogt

Osteuropa 20 Jahre nach der Wende – zwischen Fiktion und Realpolitik

Vingt ans après les révolutions euphoriques d'Europe de l'Est et la fin du communisme, les habitants des quatre coins de l'Europe se remémorent les événements et, ce faisant, s'interrogent sur des questions élémentaires ayant trait, par exemple, aux victoires remportées et aux erreurs commises au cours de la démocratisation ou encore au bilan final des transformations opérées suite à la chute des régimes communistes dans la partie orientale du continent. Le présent article s'attache à deux dimensions sociales générales, qui permettent de répondre (plus aisément) à ces questions ardues : d'une part, la distinction opérée entre une conception idéalisée de la démocratie et l'auto-perception renvoyant une image de démocrates en échec et, d'autre part, l'axe séparant le scepticisme politique général et la fierté nationale. Ces deux dimensions recouvrent de nombreux aspects fondamentaux de la situation postcommuniste et permettent également de mieux appréhender les controverses rencontrées dans la politique européenne, mais aussi dans les relations entre les pays d'Europe de l'Est et l'Europe, ce dernier point constituant le second objectif de la présente contribution. A cet égard, la perspective analytique de la fiction et de la realpolitik joue un rôle déterminant : les attentes nourries par les habitants des anciens pays communistes vis-à-vis de l'Europe reposaient sur une grande part de fiction et, la plupart du temps, étaient excessives par rapport aux contraintes de la realpolitik. L'ancrage de la démocratie dans les anciens pays communistes passera par la fin du clivage entre attentes et réalité – sans pour autant chasser l'utopie et la fiction inhérentes à la démocratie.

Ganz Europa und besonders der östliche Teil des Kontinents hat sich 2009 an die revolutionären Ereignissen vor zwanzig Jahren zurückerinnert, an die Euphorie, die man 1989 in den kommunistischen Ländern erlebte, als das alte System gestürzt wurde. Der souveräne Wahlsieg der Solidarność in Polen im Juni 1989, die Baltische Kette mit zwei Millionen Hand in Hand stehenden Menschen in Estland, Lettland und Litauen im August, der Fall der Mauer in Berlin am 9. November, die zehn Tage der Samtenen Revolution in der Tschechoslowakei im selben Monat – all diese Ereignisse haben die Geschichte dieser Länder fundamental verändert, prägen weiterhin deren historisches Bewusstsein und beeinflussen damit auch die Gegenwart. Die radikalen Veränderungen vollzogen sich fast ohne Gewalt, oft sehr überraschend, aber dennoch mit einer gewissen Selbstverständlichkeit, als ob man so etwas schon lange erwartet hätte. Bilder der Gewalt bekam die Welt lediglich in

Rumänien zu sehen, als der Präsident des Landes, Nicolae Ceauşescu, im Dezember hingerichtet wurde.

Rückblickend ergeben sich zahlreiche unterschiedliche Fragen, Fragen, die sich viele Europäer in diesem Jahr häufig stellen: Was ist während des Transformationsprozesses gelungen, wo wurden Fehler gemacht, was ist die allgemeine Bilanz? Verlief die Entwicklung Osteuropas[1] in einer positiven Art und Weise oder hätte es anders ablaufen sollen? Welche alternativen Handlungsmuster hätte man wählen können, welcher Weg wäre aus heutiger Sicht der richtige gewesen? Obwohl die generelle Beurteilung in den meisten Fällen und für die meisten Menschen, sowohl im Osten als auch im Westen, sicher überaus positiv bleibt, merkt man oft, wie schwierig bzw. fast unmöglich es ist, solche Fragen zu beantworten – die Geschichte kennt letztendlich keine Alternativen. Anstatt halbherzige Antworten darzustellen, ergibt es deswegen vielleicht mehr Sinn, die Parameter oder Dimensionen zu erarbeiten und festzulegen, anhand derer die Politik in den postkommunistischen Ländern auf einer allgemeinen Ebene verstanden werden kann; möglicherweise können damit Fragen gestellt werden, die auch beantwortbar sind.

Ziel des vorliegenden Aufsatzes ist die Präsentation zweier solcher Dimensionen oder sogar Metadimensionen sowie die Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit die Europapolitik und die Beziehungen der osteuropäischen Länder zu Europa im Rahmen dieser Dimensionen erklärbar sind. Wie wir sehen werden, spielt hierbei die Distinktion zwischen Fiktion und Realpolitik eine zentrale Rolle: Die Europaerwartungen der ehemaligen kommunistischen Bürger hatten viel mit Fiktion zu tun – sie waren oft einfach zu hoch im Vergleich zu den realpolitischen Anforderungen. Der Charakter der Analyse ist umfassend und generell; in gewissem Sinne ist die Analyse eine Zusammenfassung meiner Betrachtungen der Entwicklung der postkommunistischen Gesellschaft seit Ende der 1980er Jahre.[2] Nichtsdestotrotz werden auch einige neue empirische Forschungsresultate vorgestellt.

1 In diesem Beitrag benutze ich konsequent den Terminus ‚Osteuropa' für die ehemaligen kommunistischen Länder in Zentral- und Osteuropa, ungefähr von Prag bis Kiew. Östlich der Ukraine habe ich nur wenig Spezialkenntnisse, und deswegen ist es nicht möglich, meine Analyse auf die Kaukasusländer auszudehnen.

2 Siehe Berglund, Sten/Aarebrot, Frank H./Vogt, Henri/Karasimeonov, Georgi: *Challenges to Democracy: Eastern Europe Ten Years after the Collapse of Communism*, Cheltenham, Northampton (MA): Edward Elgar, 2001; Vogt, Henri: *Between Utopia and Disillusionment. A Narrative of the Political Transformation in Eastern Europe*, New York, Oxford: Berghahn Books, 2005 (Studies in Contemporary European History 1).

Die erste Dimension: idealistische Demokratie und misslungene Demokraten

Ich möchte mit Äußerungen Václav Havels, des ehemaligen tschechischen Dissidenten, Präsidenten und Theaterautors, beginnen. In seiner Neujahrsansprache (1989–1990) als neu ernanntes Staatsoberhaupt zeichnete Havel ein durchaus pessimistisches Bild. Er betonte den katastrophalen Zustand der Ökonomie des Landes – es wurden Güter produziert, die niemand wollte oder benutzen konnte – und ging auf die vielleicht noch düsterere ökologische Lage der Tschechoslowakei ein – das Land sah in manchen Gebieten wie eine Mondlandschaft aus. Aber für Havel waren diese Probleme letztendlich nicht die gravierendsten. Er konstatierte weiter:

> Aber all das ist nach wie vor nicht das Hauptproblem. Das Schlimmste ist, dass wir in einem verseuchten sittlichen Umfeld leben. Wir fühlen uns moralisch krank, da wir uns daran gewöhnt haben, etwas anderes zu sagen, als wir eigentlich meinen. Wir haben gelernt, an nichts zu glauben, uns gegenseitig zu ignorieren, uns nur für uns selbst zu interessieren. Konzepte wie Liebe, Freundschaft, Mitgefühl, Demut oder Vergeben haben ihre Tiefe und ihr Ausmaß verloren […] oder ähneln verloren gegangenen Grüßen aus alten Zeiten – ein wenig lächerlich im Zeitalter von Computern und Raumschiffen.[3]

Es ist eindeutig ersichtlich, dass Havel hier die Lage in allen postrevolutionären Ländern hätte beschreiben können. Die kommunistischen Jahrzehnte, geprägt von individueller Entfremdung und Atomisierung, hatten die alltäglichen sozio-ethischen Beziehungen zwischen den Menschen, das Gefühl des Vertrauens, grundsätzlich beschädigt, teilweise sogar zerstört. In diesem Sinne kann man die letzten 20 Jahre im Grunde genommen als eine ethisch-moralische Wiederaufbauperiode sehen. Osteuropäer haben versucht, neue ethische Normen und Prinzipien zu lernen, die alten Handlungsweisen abzulegen oder sie einfach nur zu vergessen bzw. eine neue soziale, zwischenmenschliche Dimension zu schaffen. Es handelte sich dabei, prägnant auf Englisch formuliert, um einen *learning through unlearning*-Prozess.

Die letzten zwei Jahrzehnte haben aber gezeigt, dass es gar nicht so einfach ist, diesen neuen Kode zu lernen – viel schwieriger zumindest als ein neues ökonomisches System einzuführen, eine neue Verfassung zu erstellen oder freie politische Parteien zu gründen. Die Vorhersagen, die manche Kommentatoren Anfang der 1990er Jahre machten, erwiesen sich demnach als korrekt: Manche sprachen von einer dreifachen Transformation, einer tief gehenden Veränderung sowohl der wirtschaftlichen, der politischen als auch der sozio-ethischen Gegebenheiten und Bedingungen (z. B. der Aufbau einer funktionierenden Zivilgesellschaft), wobei die ersten beiden relativ schnell

3 Havel, Václav: *Open Letters. Selected Prose 1965–1990*, hg. v. Paul Wilson, London [u. a.]: faber & faber, 1991, S. 391. Die Zitate wurden von Laura Störk übersetzt. Ich möchte ihr für ihre Hilfe herzlich danken.

realisiert werden könnten, wohingegen Letztere womöglich sogar Jahrzehnte brauchen würden.[4]

Diese Schwierigkeiten beim Erlernen der neuen moralischen Prinzipien spielten und spielen eine grundlegende Rolle bei dem Versuch der Osteuropäer, die Entwicklung der Demokratie in den eigenen Ländern einzuschätzen. Für manche ist die naheliegende Interpretation gewesen, die Gesellschaft als nicht durch und durch demokratisiert zu beurteilen. Ein Großteil der Bevölkerung habe die Prinzipien der Demokratie nicht ganz verinnerlicht und die demokratische Konsolidierung sei auf der Hälfte der Strecke zum Stillstand gekommen. Betrachten Menschen zum Beispiel die politischen und wirtschaftlichen Skandale – und solche Skandale waren ja keine Seltenheit in dieser Region –, lautet ihre Verurteilung häufig: „Wir haben die Spielregeln der Demokratie nicht gelernt und unsere Eliten schon gar nicht.“[5]

Diese Interpretation oder Stimmung muss man allerdings in dem besonderen postkommunistischen Kontext verstehen. Die Revolutionen von 1989, die Euphorie über Freiheit und eine offene Zukunft, eine Zukunft mit ungeahnten Möglichkeiten, schufen ein idealistisches Bild von Demokratie, ein Bild, das auch heute noch weiterlebt. In der schon erwähnten Rede beschreibt Havel ebenfalls diese demokratische Ureuphorie; die Samtene Revolution hatte gezeigt, wie groß das menschliche Kraftreservoir sein kann, trotz Jahrzehnten von Misstrauen und Missmanagement:

> Die jüngste Periode – und im Besonderen die letzten sechs Wochen unserer friedvollen Revolution – hat das enorme menschliche, moralische und spirituelle Potenzial gezeigt und eine bürgerliche Kultur, die in unserer Gesellschaft unter der erzwungenen Maske der Gleichgültigkeit geschlummert hat. Wann immer jemand kategorisch behauptete, wir wären dies oder jenes, habe ich eingewendet, dass eine Gesellschaft eine sehr geheimnisvolle Kreatur ist und es daher nicht klug ist, nur dem einen Gesicht zu trauen, das sie dir zeigt. Ich bin froh, dass ich mich nicht geirrt habe. Überall auf der Welt fragen sich die Leute, woher diese unterwürfigen, gedemütigten, skeptischen und zynisch erscheinenden Bürger der Tschechoslowakei diese großartige Kraft nahmen, um sich in ein paar Wochen und in einer ehrenvollen, friedlichen Weise vom totalitären Joch zu befreien. Und lasst uns fragen: woher nahmen die jungen Leute, die kein anderes System kannten, ihren Wunsch nach Wahrheit, ihre Liebe zu freien Gedanken, ihre politischen Ideen, ihre Zivilcourage und ihre zivile Besonnenheit?[6]

---

4 Vgl. Offe, Claus: Capitalism by Democratic Design? Democratic Theory Facing the Triple Transition in East Central Europe, in: *Social Research* 58/4 (1991), S. 865–892; Dahrendorf, Ralf: *Reflections on the Revolution in Europe in a Letter Intended to Have Been Sent to a Gentleman in Warsaw, 1990*, London: Chatto and Windus, 1990, S. 99–100.

5 Dies bedeutet natürlich, dass man auch die Idee der Repräsentation, ein Grundstein der westlichen demokratischen Systeme, nicht verinnerlicht hat: die politischen Eliten sollten ja ein Spiegelbild des Volkes sein.

6 Havel: *Open Letters*, S. 392.

Mit diesem Erbe sind demnach die Erwartungen an die Demokratie während der 20 Jahre der Transformation sehr hoch gewesen. Demokratie wurde weitgehend als ein faszinierendes Ideal gesehen, ein Ideal, das den menschlichen Wunsch nach Freiheit erfüllen kann und gleichzeitig gute, moralisch agierende Menschen hervorbringt. Ohne Demokratie ist also eine genuine positive Entwicklung der Gesellschaft kaum zu verstehen; sie kann den grauen Alltag transzendieren – wie eine schöne Fiktion. Aber diese Fiktion hat sich natürlich von der Realität weit entfernt dargestellt: So wie man es sich erhofft hatte, haben sich die neuen demokratischen Prinzipien nicht durchgesetzt. In der realen Politik gab und gibt es damit ein weitverbreitetes Gefühl der Ernüchterung, und sogar die Behauptung „wir sind in der Tat misslungene Demokraten" ist im heutigen Osteuropa häufig zu hören. Aufgrund des idealistischen Demokratieverständnisses wurden also auch die postkommunistischen Probleme leicht als besonders gravierend empfunden bzw. interpretiert.

Diese Kluft zwischen hohen demokratischen Erwartungen und düsterer Realität stellt den vielleicht stärksten politischen Faktor der letzten zwei Jahrzehnte in den postkommunistischen Ländern dar; wie wir später sehen werden, erklärt sie auch in vielerlei Hinsicht deren aktuelle Europa-Politik. In den Ländern mit längeren historischen Demokratieerfahrungen ist das Verständnis oft ein völlig anderes. Dort scheint die Hauptbedeutung von Demokratie eher ‚politics as usual' zu sein. Demokratie beinhaltet keine oder nur eine schwache idealistische Erwartungsperspektive, sie garantiert vielmehr einfach, dass die Gesellschaft die nötigen politischen Entscheidungen auf möglichst gerechte und repräsentative Art fällt, sie ermöglicht Konfliktlösung in der Gesellschaft, oft betrachtet man sie sogar als etwas Bürokratisches oder Technokratisches.

Die zweite Dimension: Skeptizismus und Stolz

Die Distinktion zwischen Idealdemokratie und misslungener Realität kann viele grundlegende Charakteristika des Postkommunismus verständlich machen, aber in den meisten Fällen braucht man andere analytische Werkzeuge, um die Politik in diesen Ländern besser zu verstehen. Von den zahlreichen Möglichkeiten hierfür erscheint mir die Achse von Skeptizismus und Stolz als besonders brauchbar, um etwas Elementares bezüglich der postkommunistischen Verhältnisse zum Vorschein zu bringen.[7] Wichtig ist, dass dieses Begriffspaar stärker historisch geprägt ist als das erste, das zum Großteil ein spezifisch postkommunistisches Phänomen ist. Bei Skeptizismus und

7 Eine alternative Formulierung für ‚Skeptizismus' wäre hier ‚individuelle Distanzierung (von der Politik)' und für ‚Stolz' ‚individuelles Engagement (für die eigene Gemeinschaft und deren Politik)'. Es wäre also auch möglich, von einer Achse oder Dimension zwischen politischer Distanzierung und Engagement zu sprechen.

Stolz sprechen wir also von einer Erscheinung, die sich nach und nach historisch entwickelt hat, und, was auch wichtig ist, von nationalem Bewusstsein, das in den meisten dieser Länder die (politische) Mentalität stark beeinflusst.

Ich kenne die Geschichte und Politik Tschechiens besonders gut, und dort spricht man oft von einem bemerkenswerten Skeptizismus, der die politische Stimmung im Land auszeichnet. Dies hat nichts mit postkommunistischen Misserfolgen zu tun, sondern hängt mit langfristigen historischen Erfahrungen zusammen – mit der Fähigkeit der Tschechen als einer relativ kleinen Bevölkerungsgruppe zwischen dem deutschen Sprachraum, Ungarn und verschiedenen slawischen Völkern, ihr Leben gut zu meistern. Vielleicht könnte man hier sogar den braven Soldaten Schwejk anführen, der in seiner Stammkneipe in Ruhe sein Pils trinkt, obwohl die ganze (habsburgische) Welt um ihn herum dabei ist zu zerfallen; er verkörpert eine mentale Einstellung, durch die das Individuum sich von der großen Politik distanziert. Betrachtet man die Politik in Osteuropa generell, so scheint es, dass dieser historische Skeptizismus nicht nur eine tschechische Tradition darstellt, sondern allgegenwärtig ist. Vielleicht ist er in diesen Ländern stärker ausgeprägt als in Westeuropa, obwohl solche *sweeping generalisations* natürlich gefährlich sind.[8]

Ursachen für den Skeptizismus kann man im historischen Bewusstsein Osteuropas finden. Die Region wurde bis zum Ersten Weltkrieg von vier Großmächten beherrscht – dem Osmanischen Reich, Russland, Preußen/ Deutschland und Österreich-Ungarn –, aber sie war gleichzeitig ein Patchwork von kleinen, vorwiegend slawischen Gemeinschaften mit grundsätzlich anpassungsfähigen (ethnischen) Identitäten. Die Leute konnten meistens einige Sprachvarianten oder Dialekte fließend sprechen, und sie waren es gewohnt, ihren Handlungskontext äußerst flexibel zu wechseln – selbstverständlich oft in opportunistischer Art und Weise. Man kann also spekulieren, inwieweit diese historischen Gegebenheiten – einerseits Spielfiguren von Großmachtspolitik, andererseits die Fähigkeit zur opportunistischen Identitätsauswechslung – den tiefen Skeptizismus ermöglicht und genährt haben.

Des Weiteren ist eindeutig, dass die Erfahrungen der kommunistischen Zeit diesen tief gehenden Skeptizismus gegenüber der institutionellen Politik noch verstärkt haben.[9] Für manche war diese Haltung die einzige Alternative,

8 Rationalismus ist oft als ein Grundzug der europäischen Seele genannt worden, und Rationalismus bedeutet auch mehr oder weniger automatisch Skeptizismus; in diesem Sinne ist die Distinktion zwischen Ost- und Westeuropa hier natürlich problematisch.

9 Kaum jemand hat dies besser formuliert als der ukrainische Schriftsteller Juri Andruchowytsch: „Das letzte Jahrhundert hat uns mit großer Konsequenz gelehrt, vor großen und bedeutungsschwangeren Worten auf der Hut zu sein. Es erwies sich als ein idealer Lehrmeister der Verzweiflung und – unvermeidbar – der Ungläubigkeit, die der Verzweiflung auf dem Fuße folgt." (Andruchowytsch, Juri: Mittelöstliches Memento, in: ders./Stasiuk, Andrej: *Mein Europa. Zwei Essays über das sogenannte Mitteleuropa*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004, S. 5–74, hier S. 71).

um ein ruhiges Dasein zu führen, aber sie bedeutete gleichzeitig auch, dass die Gesellschaft tief greifend atomisiert wurde: Menschen versuchten zu vermeiden, ein Verhältnis mit politischer Macht, mit dem Regime, aufzubauen, was oft ebenfalls den eigenen zwischenmenschlichen Beziehungen schadete. Der im (ost-)deutschen Kontext häufig benutzte Begriff der Nischengesellschaft hat demnach eine enge Verbindung zum Skeptizismus. Auch die Idee von der ‚ironischen Freiheit', geprägt von dem ungarischen Gesellschaftstheoretiker Elemér Hankiss[10], ist hier relevant. Schwarze Ironie war während des Kommunismus für viele notwendig, um sich selbst mental von dem System zu befreien.

Als zweiten Pol dieser Achse – wobei die beiden Pole häufig gar nicht so weit voneinander entfernt sind – möchte ich Stolz nennen. Die Rolle des Stolzes während der postkommunistischen Transformation sollte nicht unterschätzt werden. „Alles, was wir [die Rumänen] noch haben, ist unser Stolz", so formulierte es vor ein paar Jahren eine rumänische Bekannte von mir. Während Skeptizismus essenziell individualistisch ist, haben wir hier ganz deutlich eine kollektivistische Prägung: Stolz im Kontext dieses Artikels ist ein Erbe des Zeitalters des Nationalismus; es ist im Grunde genommen ein *nationales* Phänomen.

Viel ist darüber geschrieben worden, inwieweit sich osteuropäischer Nationalismus vom westeuropäischen unterscheidet. Häufig wird argumentiert, dass die osteuropäische Form des Nationalismus und der nationalen Identitäten in gewisser Weise organischer sei als in Westeuropa, weniger staatsverbunden, weniger zivilgesellschaftlich, mehr ‚Sein' als ‚Handeln';[11] ‚Verfassungspatriotismus' im deutschen Sinne habe es in diesen Ländern nicht gegeben. Hierbei ist auch zu beachten, dass sich der osteuropäische Nationalismus nach dem Zweiten Weltkrieg nicht ‚normal' entwickeln konnte; erst als die Bärentatze des Sowjet-Kommunismus nicht mehr existierte, wurde der Geist des Nationalismus freigelassen. Dies hängt unter anderem mit der starken Kontrolle der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung während des Kommunismus zusammen. In den neuen postkommunistischen Verhältnissen war die dominante Frage deswegen, was denn nun die korrekte Interpretation der Geschichte sei; es ist nicht überraschend, dass kritische, ‚nicht-nationalistische' Interpretationen für ihre Protagonisten oft Probleme nach sich gezogen haben.[12]

10 Vgl. Hankiss, Elemér: The ‚Second Society': Is There an Alternative Social Model Emerging in Contemporary Hungary?, in: *Social Research* 55/1–2 (1988), S. 13–42.

11 Vgl. Pocock, J. G. A.: Deconstructing Europe, in: Gowan, Peter/Anderson, Perry (Hg.): *The Question of Europe*, London, New York: Verso, 1997, S. 297–318; Jutila, Matti: Taming Eastern Nationalism: Tracing the Ideational Background of Double Standards of Post-Cold War Minority Protection, in: *European Journal of International Relations* 15/4 (2009), S. 627–651.

12 Ein Musterbeispiel dafür ist das Buch von Jan Gross über das Massaker an Juden in Jedwabne, Polen – von Polen und nicht von den Nazis verübt (vgl. Gross, Jan T.: *Neighbors:*

Beispiele, bei denen der nationalistische Stolz das politische Handeln tief beeinflusst hat, gibt es viele. In den baltischen Ländern war die neu gewonnene Selbstständigkeit eindeutig der höchste gesellschaftliche Wert, der sogar die materiellen Schwierigkeiten während der letzten zwanzig Jahre in den Hintergrund drängen konnte. Besonders in Estland und Lettland brachten die starken nationalen Gefühle, der tiefe Nationalstolz, jedoch auch oft Probleme im Verhältnis zu den großen russischen Minoritäten in diesen Ländern mit sich; die Russen fühlten sich oft als Bürger zweiter Klasse.[13] Die Teilung der Tschechoslowakei 1993 war daher auch ein Resultat des Nationalismus, obwohl sie von einer kleinen Elitengruppe durchgesetzt wurde. Nach der Teilung konnte der slowakische Ministerpräsident Vladimír Mečiar die nationalistischen Gefühle in seiner Politik geschickt ausnutzen und seine eigenen, teilweise autoritären Regierungsmethoden rechtfertigen; dies war allerdings problematisch für das Verhältnis des Landes zur EU in den 1990er Jahren. Die Kriege im ehemaligen Jugoslawien stellen in diesem Kontext natürlich das traurigste Beispiel dar: Diese Kriege sind kaum zu verstehen, ohne das Element des Stolzes zu berücksichtigen – obwohl auch hier viel zynische Machtpolitik im Spiel war.

Osteuropäische Beziehungen zu Europa

Nachdem die beiden analytischen Dimensionen erläutert worden sind, stellt sich nun die Frage, in welcher Weise diese genutzt werden können, um die alltägliche, praktische Politik in den osteuropäischen Ländern verständlich zu machen. Der Fokus liegt dabei besonders auf einem besseren Verständnis und einer Erklärung des Verhältnisses von ‚EUropa' und Osteuropa.

Wie wir wissen, war nach der Wendezeit 1989–1991 eine Annäherung an Europa – an die europäischen regionalen Organisationen und speziell an die EU – zugleich die oberste Priorität der Politik und die einzige Zukunftsalternative für diese Länder, die gerade ihren Demokratisierungsprozess begonnen hatten. Und dies mit großem Erfolg: Seit 2004 bzw. 2007 sind die meisten der ehemaligen kommunistischen Staaten Mitglieder der Europäischen Union (und auch der NATO). Dies bedeutet selbstverständlich, dass diese Länder in vielen Bereichen deutlich ‚europäischer' geworden sind: Sie haben ein demokratisches politisches System, eine mehr oder weniger gut

The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne, Poland, Princeton (NJ): Princeton UP, 2001). Die Veröffentlichung dieses Buches verursachte eine heftige Debatte in Polen.

13 Ein Beispiel dafür ist der ‚Bronze-Soldat', ein Kriegsdenkmal im Zentrum Tallinns, das die estnische Regierung 2007 auf den Militärfriedhof am Stadtrand verlagerte. Dieser Plan rief heftige Demonstrationen seitens der russischen Bevölkerung des Landes hervor (siehe z. B. Ehala, Martin: The Bronze Soldier: Identity Threat and Maintenance in Estonia, in: *Journal of Baltic Studies* 40/1 (2009), S. 139–158).

funktionierende Marktwirtschaft, und ein großer Teil ihrer Gesetzgebung ist an den europäischen *acquis communautaire* angeglichen. Ohne die Perspektive der Mitgliedschaft wären diese tief greifenden Reformen in so kurzer Zeit kaum möglich gewesen. Es ist klar, dass in den Ländern, in denen die Mitgliedschaft schon früh eine reale Option war, die Transformationen besonders gut durchgeführt werden konnten. Gründe hierfür lassen sich aber auch in den schon bestehenden, funktionierenden Infrastrukturen sowie den noch vorhandenen Erinnerungen an die Demokratie der Zeit zwischen den Weltkriegen finden.

Ausgangspunkt der Veränderungen stellte dennoch vor allem die Bereitschaft der alten Mitgliedsstaaten zur raschen Erweiterung dar: Sie wollten die osteuropäischen Länder an ihren eigenen politischen Einflussbereich koppeln und sahen dort gute Möglichkeiten für wirtschaftliche Investitionen. Außerdem fühlten sie sich moralisch verpflichtet, die postkommunistischen Länder zu unterstützen und damit die Teilung Europas endgültig zu beenden. Laut empirischen Studien ist dieses moralische Argument sogar das bedeutendste gewesen.[14]

Das starke Bedürfnis der osteuropäischen Länder nach einer politischen und mentalen Rückkehr zu Europa lässt sich dadurch erklären, dass ‚Europa' häufig fast als Synonym der Demokratie gesehen wurde oder zumindest lange eine idealisierte Form der Demokratie verkörperte. ‚Europa' repräsentierte eine Erfüllung des menschlichen Wunsches nach Freiheit sowie die Möglichkeit der Entstehung eines moralischen, nicht korrupten politischen Systems. Interessanterweise zeigt sich auch, dass ‚Europa' umso idealistischer und positiver betrachtet wurde, je weiter es entfernt war. Laut Untersuchungen des Eurobarometers war die Zustimmung der Bulgaren und besonders der Rumänen zur EU vor ihrem Beitritt 2007 mit am höchsten, passte sich aber nach dem Beitritt dem europäischen Durchschnittsniveau an[15] – ein realpolitisches, technokratisches Bild von der EU scheint dominanter geworden zu sein. In der heutigen Ukraine kann man ein ähnliches Phänomen beobachten: Die EU wird oft fast wie ein Paradies gesehen, das eine alternative Form von Politik für die Zukunft bieten kann. Eine Form, die kaum Ähnlichkeiten mit dem innenpolitischen Chaos in Kiew hat.

Dies bedeutet aber nicht, dass ‚Europa' im osteuropäischen Kontext nur mit positiven Attributen versehen wurde. Im Gegenteil: Verschiedene Formen von EU-Kritik spielten oft eine zentrale Rolle in der Politik dieser Länder. In den baltischen Staaten zum Beispiel zog die Idee, dass man nach der

14 Vgl. Sjursen, Helene: Why Expand? The Question of Legitimacy and Justification in the EU's Enlargement Policy, in: *Journal of Common Market Studies* 4/3 (2002), S. 491–513.

15 Vgl. Berglund, Sten/Ekman, Joakim/Vogt, Henri/Aarebrot, Frank H.: *The Making of the European Union. Foundations, Institutions and Future Trends*, Cheltenham, Northampton (MA): Edward Elgar, 2006; http://ec.europa.eu/public_opinion/index_en.htm (11.09.2009).

Sowjet-Zeit wieder einer neuen Union beitreten sollte – einer neuen Union mit bürokratischem *doubletalk* –, einen starken Euroskeptizismus nach sich, obwohl die Eliten fast einheitlich für die Mitgliedschaft waren und sie als unvermeidbar betrachteten. Nach Erlangen der Mitgliedschaft jedoch hat der Euroskeptizismus in diesen Ländern eine mehr oder weniger marginale Rolle gespielt.[16]

Besonders während der tschechischen EU-Ratspräsidentschaft im Frühjahr 2009 erregte der Präsident des Landes, Václav Klaus, mit seinen europakritischen Tönen sehr viel negative Aufmerksamkeit im ganzen EUropa. Hier darf man allerdings nicht vergessen, dass in seiner Argumentation auch ein idealistisches (oder extrem liberalistisches) Demokratieverständnis ganz deutlich zum Ausdruck kommt. Demokratie sollte laut Klaus die menschliche Freiheit weiterführen und entwickeln, was die Europäische Union seiner Meinung nach nicht schafft. Seine Überzeugung ist, dass die EU die Menschen und die Ökonomie zu stark zu kontrollieren versucht, beispielsweise mit unnötigen umweltpolitischen Auflagen.[17]

Die Politik der Kaczyński-Zwillinge in Polen wird oft als ein weiteres Beispiel von osteuropäischem Euroskeptizismus genannt; die Brüder dominierten klar die politische Szene Polens in den Jahren 2006 und 2007, als Lech Kaczyński Präsident und Jarosław Kaczyński Ministerpräsident war. In ihrem Fall hat der Skeptizismus allerdings viel mehr mit nationalem Bewusstsein und Stolz zu tun als bei Klaus. Die Absicht, die Anerkennung Polens als einer der europäischen Großmächte zu erreichen, war vielleicht ihr wichtigstes politisches Ziel, ein Ziel, dass anscheinend nur mit widersprüchlichen Methoden erreichbar ist. In diesem Fall stellt sich somit unsere zweite Dimension von Skeptizismus und Stolz als das wichtigere Erklärungsmuster heraus.

Bei der Europawahl im Juni 2009 schien es, als seien die Osteuropäer noch weniger begeisterte Europäer als die Bürger der alten Mitgliedsländer. In den neuen Ländern lag die Wahlbeteiligung bei nur etwa 28,5 Prozent, während sie in den alten Ländern 46,8 Prozent betrug. Vielleicht kann man hier von einer Kombination verschiedener Faktoren sprechen: Zum einen sind die elitären und bürokratischen Charakteristika der EU zu nennen, die nach dem Beitritt offensichtlicher wurden und zu einer skeptischen Distanzierung von Politik beitragen. Mit der EU-Mitgliedschaft ging auch eine Verstärkung der Komplexität politischen Handelns einher, die schwieriger erkennen lässt, wer eigentlich die Entscheidungen trifft und umsetzt. Die Union kann somit die Probleme der Demokratie in diesen Ländern nicht aus-

---

16 Vgl. Raik, Kristi: EU Accession of Central and Eastern European Countries: Democracy and Integration as Conflicting Logics, in: *East European Politics and Societies* 18/4 (2004), S. 567–594, hier S. 585.

17 Vgl. z. B. Klaus, Václav: *Modrá, nikoli zelená planeta. Co je ohroženo: klima, nebo svoboda?*, Praha: Dokořan, 2007.

löschen, sondern sie schafft es sogar, die Lage noch zu verschlimmern. Zum anderen kann man sich fragen, ob die Menschen nicht den Eindruck haben, dass ein so gewichtiger politischer Akteur wie die EU notwendigerweise ihre nationale Identität, ihren nationalen Stolz gefährdet. Das Resultat daraus ist erneut das Bedürfnis, sich von der Politik zu distanzieren; wie schon erwähnt, stehen sich Skeptizismus und Stolz oft sehr nahe.[18] Allgemein ist es auch wichtig, nicht zu vergessen, dass diese Länder nicht föderalistisch eingestellt sind, sondern ganz eindeutig intergouvernementale Zusammenarbeit bevorzugen – dies kann man auch als ein Erbe des Skeptizismus und des Stolzes sehen.

In osteuropäischen öffentlichen Debatten bzw. in den Medien erweist es sich als relativ einfach, Anschauungsmaterial für die Wichtigkeit dieser zwei analytischen Dimensionen zu finden. Für den vorliegenden Beitrag habe ich einige der bedeutendsten Tageszeitungen in Rumänien und Ungarn analysiert.[19] Der Untersuchungszeitraum bezog sich auf einige Wochen in den Jahren 2003–2006, in denen wichtige europapolitische Entscheidungen fielen oder Ereignisse für die beiden Länder stattfanden. Die Evidenz ist nur fragmentarisch, aber es steht außer Zweifel, dass man auch in anderen ost-mitteleuropäischen Ländern ähnliche Argumentationsmuster finden könnte.

Die erste Dimension scheint mehr oder weniger allgegenwärtig zu sein. Ein idealdemokratisches Europabild war vorherrschend, allerdings nicht selten mit einem ambivalenten Unterton, weil das eigene Land und seine demokratische Entwicklung gleichzeitig sehr kritisch beurteilt wurden. Besonders in Rumänien verkörperte die Europäische Union den absoluten Gegenpol zur eigenen korrupten Politik. Im folgenden Zitat sieht man deutlich, wie negativ das (kritische) Selbstbild ist und wie man die Europäische Union als die wichtigste Quelle aller positiven Veränderungen versteht;[20] die Union hatte gerade ihren Abschlussbericht veröffentlicht, der grünes Licht für den Beitritt Rumäniens gab:

---

18 Vgl. Zielonka, Jan: The Quality of Democracy after Joining the European Union, in: *East European Politics and Societies* 21/1 (2007), S. 162–180.

19 Ich möchte meinem Forschungsassistenten Alexandru Luta herzlich danken. Die Zeitungsanalyse wurde von der Finnischen Akademie unterstützt (Projekt Nr. 108739).

20 Bevor die EU-Mitgliedschaft eine reale Option für Rumänien wurde, zweifelten viele Rumänen interessanterweise die Chancen ihres Landes, der Union beizutreten, stark an. Dies zeigt sich beispielsweise in den zwölf Interviews mit rumänischen Bürgeraktivisten, die wir im Jahr 2001 führten (ich danke meiner Forschungsassistentin Simona Savin). Einige der Interviewten stellten einige dieser Zweifel in anekdotischer Art und Weise dar. Eine der Befragten erwähnte: „Ich weiß nicht, wenn ich mir die Mentalität der Rumänen ansehe und in Betracht ziehe, wie wenig wir bereit sind, einige Aspekte unserer nationalen Identität aufzugeben – wo doch Rumänien sehr stark von der Vergangenheit beeinflusst wird –, glaube ich nicht, dass Rumänien schon bald weit vorne an der Tür zur EU stehen wird. Es wird lange Zeit dauern, vor allem wegen der Mentalität der Menschen, Menschen, die nicht miteinander kommunizieren können."

> Letzten Endes hatte alles Gute, was Rumänien seit dem Jahr 2000, als die Beitrittsverhandlungen begannen, widerfahren ist, seinen Ursprung in Europa. Entwicklungsfonds, […] der Kampf gegen Korruption – dürftig wie er war –, […] die Verbesserung der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, […] die Beseitigung von Visa […] ermöglichten hunderten und hunderttausenden von Familien […] nicht nur, ihr Vermögen zu vergrößern, sondern brachten auch Veränderungen in der Art, wie sie denken, mit sich. […] Schließlich waren die großen Korruptionsskandale wie Caritas, SAFI, Bancorex oder der Nationale Investmentfonds nicht von den Deutschen, den Engländern oder den Italienern ausgegangen. Unsere ureigenen Rumänen taten dies, die meisten darunter waren Ex-Sicherheitsbeamte, aufgewachsen in [der wohlhabenden Vorstadt] Băneasa im Geiste der Liebe für das eigene Land und die Nation.[21]

Das nachstehende Zitat ist ebenfalls interessant: es zeigt, wie unmoralisch das eigene Land und seine politischen und ökonomischen Eliten gesehen werden können; wie gesagt, dies ist ein Narrativ, das man überall in Osteuropa findet (oder schon seit Anfang der 1990er Jahre gefunden hat). Aber im Kontext dieses Artikels ist noch bedeutender, dass diese Argumentation auch als ein Zeichen von *skeptischer* Reflexionskapazität verstanden werden kann; es sind also nicht nur die eigenen Eliten, die unfähig sind, sondern auch die Politiker in Brüssel.

> Jetzt, nach dem Bericht, kann der rumänische Mob festlich die Korken knallen lassen. […] Er hat endlich das Recht erhalten, alleine gelassen zu werden. Er hat endlich das Recht erhalten, mit Erlaubnis zu stehlen. Kann irgendjemand anderes dies im Namen des Kampfes gegen die Korruption zerstören? Offensichtlich nicht. Der Kampf gegen Korruption ist inmitten eines Jubelchores aus Brüssel beendet.[22]

Direkte Hinweise bezüglich des nationalen Stolzes waren etwas schwieriger zu finden – die Enttäuschung gegenüber der gegenwärtigen Lage des Landes schien oft zu stark zu sein –, aber die ruhmreiche Geschichte des eigenen Landes war in jedem Fall ein häufig aufgegriffenes Thema in vielen dieser Europa-Artikel.[23] Dies war besonders in Ungarn der Fall, wo das Selbstbild teilweise noch Elemente aus der Zeit der habsburgischen Großmacht beinhaltet, wo aber die Lage in den letzten Jahren wesentlich problematischer erschien als in den meisten Nachbarländern. Im Kontext der ernsten aktuellen Probleme scheint es wichtig zu sein, die glorreichen, teilweise sehr alten historischen Errungenschaften wieder ins Gedächtnis zu rufen und sie zu würdigen. Das folgende Zitat, das aus einem Artikel am Tag vor dem EU-Beitritt des Landes stammt, fasst diese Stimmung gut zusammen:

21 *Evenimentul Zilei*, 18. Mai 2006.

22 Ion Christiou in *Jurnalul National*, 17. Mai 2006.

23 In meinen Interviews mit rumänischen Bürgeraktivisten 2001 war ebenfalls eine Mischung aus Skeptizismus und Stolz gegenüber der EU zu erkennen. Ein Informant beispielsweise führte an, dass die Mentalität des Volkes ganz kompromisslos war: „Wir werden unser Land nicht verkaufen“, beharrten die Leute.

> Aus gutem Grund können wir behaupten, dass uns nur die kommunistische Herrschaft für eine Zeit aus unserer Gemeinschaft zerrte, die für Jahrhunderte, seit es uns Ungarn gibt, die unsere war – die eine westfälische Chronik aus dem Jahr 967 als vom Teufel getriebene heidnische Wilde erwähnt – und die Papst Pius II. 1459 das Schutzschild der Christenheit nannte. Und nun kehren wir zu dem Ort zurück, der unserer würdig ist. […] Im Moment ist es nicht am wichtigsten, wie Ungarn sich seinen Platz in der EU verdient hat, sondern dass es tatsächlich ein Mitglied ist. Trotzdem ist seine Leistung nicht so, wie sie sein sollte, und die Schuld dafür liegt erneut direkt bei der aktuellen Führungselite des Landes. […] Unglücklicherweise hat unser Ansehen stark gelitten, und zuletzt sahen wir uns in dem Rennen der Nationen von solchen überholt, die früher immer nur unsere Rückenansicht zu sehen bekommen haben. […] Unsere glücklose Geschichte scheint sich selbst zu wiederholen, da in einem schicksalhaften Moment Ungarns Führung nicht in den Händen von solchen Menschen liegt, die diesem würdig sind.[24]

Das osteuropäische Verhältnis zu Europa und zu den eigenen politischen, sozialen und moralischen Entwicklungen seit dem Ende des Kalten Krieges ist also immer noch in mancherlei Hinsicht tief gespalten. Eine deutliche Negativität herrscht in diesen Ländern, die als ein Zusammenwirken von historischem Skeptizismus und den Problemen der heutigen Demokratie verstanden werden kann. Trotzdem schwingt teilweise aber auch ein gewisser Stolz mit, dass man es geschafft hat, der europäischen Familie so schnell beitreten zu können; und *im Prinzip* verkörpert diese Familie immer noch den Horizont der Möglichkeiten und der demokratischen Freiheiten des neuen Zeitalters. Die Mitgliedschaft in der EU hat dies auch nicht geändert, sondern sowohl Skeptizismus als auch nationalen Stolz noch verstärkt; in einer Union mit 27 Mitgliedern können beide sogar als politische Ressourcen gesehen werden.

In diesem Kontext wurde auch gefragt, inwieweit sich die neuen mittel- und osteuropäischen Unionsländer nach dem Beitritt haben gehen lassen, sich weniger anstrengen, da das Ziel der Mitgliedschaft schon erreicht ist.[25] Es ist meiner Meinung nach jedoch zu früh, solche Schlussfolgerungen zu ziehen; ausreichend empirische Evidenz werden erst die nächsten Jahre bringen.

Wichtig ist, dass diejenigen EU-Eliten, die immer tiefere Integration propagieren, die beschriebenen gespaltenen Meinungen verstehen, wenn sie europäische Entscheidungen treffen, europäische Politik machen. Um Integration weiterzuführen, ist es essenziell, die Freiheitselemente der EU in den

24 Ludwig Emil in *Magyar Nemzet*, 30. April 2004.

25 Vgl. Rupnik, Jacques: The Return of Post-Communism (2006), http://www.project-syndicate.org/commentary/rupnik5 (04.04.2009); Coricelli, Fabrizio: Democracy in the Post-Communist World: Unfinished Business, in: *East European Politics and Societies* 21/1 (2007), S. 82–90; Ekiert, Grzegorz/Kubik, Jan/Vachudová, Milada Anna: Democracy in the Post-Communist World: An Unending Quest, in: *East European Politics and Societies* 21/1 (2007), S. 7–30.

Vordergrund zu rücken, da die technokratischen Aspekte der Union relativ einfach neuen Zündstoff für die allgemeine (osteuropäische) Negativität bieten könnten. Nichtsdestotrotz muss man auch zugeben, dass die Union in der Zukunft nicht ein großes utopisches Projekt sein kann, sondern in jedem Fall ein bürokratischer Mechanismus sein wird, der die *alltäglichen,* meistens kleinen politischen Konflikte in Europa zu lösen versucht. Eine wichtige Aufgabe wird sein, einen Weg zu finden, der es ermöglicht, nationalen Stolz und die Kombination von europäischen, demokratischen Freiheitsidealen und bürokratischer Politik in irgendeiner Weise als Gesamtheit zu sehen und so ‚Europa' zu einem Teil der nationalen Identitäten werden zu lassen.

Schlussbemerkung

Ich möchte diese Betrachtungen mit einer methodologischen und metaphorischen Anmerkung abschließen. Es scheint mir interessant, die zwei Dimensionen des Artikels als die vier Wände eines großen Aquariums zu verstehen und dieses Aquarium als Symbol der osteuropäischen politischen Entwicklung zu sehen, um sie zu betrachten, zu analysieren und zu erklären. Wichtig ist dabei, die vier Wände als unstabil, als ständig in Bewegung zu begreifen, d. h., die Bedeutung der Wände kann sich verschieben und ebenso auch die Beziehung zwischen ihnen. Ständige Veränderungen können allerdings innerhalb des Aquariums sogenannte Kreuzwellen verursachen. Wie alle, die schon mal gesegelt sind, wissen, ist es besonders schwierig, bei Kreuzwellengang sein Boot auf dem gewünschten Kurs zu halten. Was diese Metapher verdeutlichen soll, ist, wie problematisch die Transformation in Osteuropa war, wie viele starke Kräfte dabei mitspielten und sich teilweise gegeneinander richteten, weil sie jeweils die Entwicklung in eine bestimmte Richtung führen wollten.

Zusammenfassend kann man in diesem Kontext wohl behaupten, dass die Osteuropäer den Demokratisierungsprozess ihrer Länder gar nicht so schlecht gemeistert haben[26] – auch wenn weiterhin Probleme bei der Überwindung der tiefen Kluft zwischen Fiktion und Realpolitik bestehen. Außerdem können wir dieses Problem quasi umkehren. Möglicherweise ist die Existenz dieser Kluft genau das, was Demokratie letztendlich definiert:

26 Man kann sich in der Tat fragen, ob die wissenschaftliche und Medienöffentlichkeit generell ein zu düsteres, problemorientiertes Bild von der postkommunistischen Transformation gezeichnet hat. Die deutsche Autorin Monika Maron macht diesen Punkt in ihrem neuen Buch über die industrielle Erfolgsgeschichte des ostdeutschen Bitterfeld seit der Wende deutlich – vor 20 Jahren war es eine der schmutzigsten Städte Europas, heute ein global wichtiger Solarzellenproduzent. „Vielleicht kennen ja sogar die Ostdeutschen ihre eigenen Erfolgsgeschichten zu wenig, um stolz auf sie und sich selbst zu sein" (Maron, Monika: *Bitterfelder Bogen*, Frankfurt/M.: Fischer, 2009, S. 153).

Sie braucht immer Klüfte zwischen fiktionalen Wunschvorstellungen und realen, notwendigen politischen Bedingungen – aber sie schafft es auch, diese Klüfte ständig zu überwinden.

Literaturverzeichnis

Andruchowytsch, Juri: Mittelöstliches Memento, in: ders./Stasiuk, Andrej: *Mein Europa. Zwei Essays über das sogenannte Mitteleuropa*, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004, S. 5–74.

Berglund, Sten/Aarebrot, Frank H./Vogt, Henri/Karasimeonov, Georgi: *Challenges to Democracy: Eastern Europe Ten Years after the Collapse of Communism*, Cheltenham, Northampton (MA): Edward Elgar, 2001.

Berglund, Sten/Ekman, Joakim/Vogt, Henri/Aarebrot, Frank H.: *The Making of the European Union. Foundations, Institutions and Future Trends*, Cheltenham, Northampton (MA): Edward Elgar, 2006.

Coricelli, Fabrizio: Democracy in the Post-Communist World: Unfinished Business, in: *East European Politics and Societies* 21/1 (2007), S. 82–90.

Dahrendorf, Ralf: *Reflections on the Revolution in Europe in a Letter Intended to Have Been Sent to a Gentleman in Warsaw, 1990*, London: Chatto and Windus, 1990.

Ehala, Martin: The Bronze Soldier: Identity Threat and Maintenance in Estonia, in: *Journal of Baltic Studies* 40/1 (2009), S. 139–158.

Ekiert, Grzegorz/Kubik, Jan/Vachudová, Milada Anna: Democracy in the Post-Communist World: An Unending Quest, in: *East European Politics and Societies* 21/1 (2007), S. 7–30.

Gross, Jan T.: *Neighbors: The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne, Poland*, Princeton (NJ): Princeton UP, 2001.

Hankiss, Elemér: The ‚Second Society': Is There an Alternative Social Model Emerging in Contemporary Hungary?, in: *Social Research* 55/1–2 (1988), S. 13–42.

Havel, Václav: *Open Letters. Selected Prose 1965–1990*, hg. v. Paul Wilson, London [u. a.]: faber & faber, 1991.

http://www.project-syndicate.org/commentary/rupnik5 (04.04.2009).

Jutila, Matti: Taming Eastern Nationalism: Tracing the Ideational Background of Double Standards of Post-Cold War Minority Protection, in: *European Journal of International Relations* 15/4 (2009), S. 627–651.

Klaus, Václav: *Modrá, nikoli zelená planeta. Co je ohroženo: klima, nebo svoboda?*, Praha: Dokořan, 2007.

Maron, Monika: *Bitterfelder Bogen*, Frankfurt/M.: Fischer, 2009.

Offe, Claus: Capitalism by Democratic Design? Democratic Theory Facing the Triple Transition in East Central Europe, in: *Social Research* 58/4 (1991), S. 865–892.

Pocock, J. G. A.: Deconstructing Europe, in: Gowan, Peter/Anderson, Perry (Hg.): *The Question of Europe*, London, New York: Verso, 1997, S. 297–318.

Raik, Kristi: EU Accession of Central and Eastern European Countries: Democracy and Integration as Conflicting Logics, in: *East European Politics and Societies* 18/4 (2004), S. 567–594.

Rupnik, Jacques: The Return of Post-Communism (2006),

Sjursen, Helene: Why Expand? The Question of Legitimacy and Justification in the EU's Enlargement Policy, in: *Journal of Common Market Studies* 4/3 (2002), S. 491–513.

Vogt, Henri: *Between Utopia and Disillusionment. A Narrative of the Political Transformation in Eastern Europe*, New York, Oxford: Berghahn Books, 2005 (Studies in Contemporary European History 1).

Zielonka, Jan: The Quality of Democracy after Joining the European Union, in: *East European Politics and Societies* 21/1 (2007), S. 162–180.

Matthieu Chillaud

Gulliver en Europe. La démarche identitaire des pays baltes et le paradoxe de la puissance européenne

Als die baltischen Staaten (Estland, Lettland und Litauen) zu Beginn der 1990er Jahre ihre Unabhängigkeit und Souveränität wiedererlangt hatten, bemühten sie sich um die Aufnahme in westliche Sicherheitsstrukturen, allen voran in die Europäische Union und in die Nato. Um ihre Benachteiligung aufgrund ihrer Größe und ihrer sehr sensiblen geopolitischen Lage (in der Nähe zu Russland, das ihrer Strategie der Westintegration feindlich gesinnt ist) auszugleichen, ‚sekuritisierten' sie ihre Identität, indem sie ihre Gegnerschaft zu Russland und ihre Nähe zur westlichen Welt betonten. So unterstützen sie intensiv die Westintegration der Kaukasusländer, insbesondere der Ukraine und Georgiens. Ihre neuerworbene EU-Mitgliedschaft nutzen sie eifrig dazu, auf eine Unterstützung dieser Länder zu dringen, was jedoch in Brüssel nur teilweise Gehör findet. Dies verstärkt bei den drei baltischen Staaten das Gefühl, dass die Union vor allem die Interessen der ‚großen' europäischen Staaten vertritt.

Dans son roman satirique *Les Voyages de Gulliver* (1721), Jonathan Swift, en dépeignant la vie des habitants de l'île de Lilliput et de Blefuscu, relate les guerres incessantes que ceux-ci, en dépit de leur taille de six pouces de haut, se livrent pour un *casus belli* d'ailleurs manifestement bien futile : un roi a voulu imposer le côté par lequel devaient être cassés les œufs à la coque. Robert Keohane fut le premier à parler de 'syndrome de Lilliput'[1], pour analyser ce que nombre de personnes, dans la galaxie des internationalistes, ont pu définir comme étant l'incapacité pour certains Etats d'obtenir la sécurité à laquelle ils aspirent sans l'assistance d'autres Etats ou d'institutions.[2]

---

1 Keohane, Robert O. : Lilliputians' Dilemmas : Small States in International Politics, ds. : *International Organization* 23/2 (1969), p. 291–310.

2 Rothstein, Robert : *Alliances and Small Powers*, New York : Columbia UP, 1968, p. 12–16 ; Amstrup, Niels : The Perennial Problem of Small States : A Survey of Research Efforts, ds. : *Cooperation and Conflict* 11/3 (1976), p. 163–182 ; Baehr, Peter R. : Small States : A Tool for Analysis ?, ds. : *World Politics* 27/3 (1975), p. 456–466 ; Baillie, Sasha : A Theory of Small State Influence in the European Union, ds. : *Journal of International Relations and Development* 1/3–4 (1998), p. 195–219 ; Bauwens, Werner/Clesse, Armand/Knudsen, Olav (dir.) : *Small States and the Security Challenge in the New Europe*, London, Washington : Brassey's, 1996 (Brassey's Atlantic Commentaries 8) ; Knudsen, Olav F. : Small States, Latent and Extant : Towards a General Perspective, ds. : *Journal of International Relations and*

Dans le champ des relations internationales, si la littérature consacrée aux 'petits' pays baltes (Estonie, Lettonie et Lituanie) a longtemps fait l'objet d'une certaine effervescence intellectuelle,[3] elle a rarement mis l'accent sur l'impact de leur identité, comme moyen pour combler leur handicap lié à leur petitesse, dans la perception qu'ils ont de la 'puissance européenne'. L'objet de cet article est donc de s'interroger sur l'attribution qu'ont les pays baltes de la construction d'une Europe politique. En ce sens, affirmer 'démarche identitaire des petits pays baltes' et 'puissance européenne' est-ce tautologique (redondance de deux informations) ou oxymorique (alliance de deux expressions ayant des sens opposés et aboutissant à une image contradictoire) ?

Les conséquences politiques de la guerre en Géorgie en août 2008 illustrent précisément la pertinence de cette interrogation. Lorsque le 12 août 2008, les chefs d'Etat et de gouvernement des pays baltes, en compagnie du président polonais, se rendirent ensemble à Tbilissi afin de soutenir officiellement le président Mikhaïl Saakachvili quelques jours après l'affrontement russo-géorgien pour le contrôle de l'Ossétie du Sud, ils se montrèrent partisans d'une ligne dure contre Moscou. Les trois pays baltes voyaient dans le conflit une occasion rêvée de voir ce que ces pays estiment être le vrai visage autant d'une Russie dangereusement prédatrice contre ses petits voisins, que d'une Union européenne (UE) excessivement ingénue ; le président estonien Toomas Hendrik Ilves remarqua ainsi :

> Le problème est que nous vivons dans notre Europe postmoderne où tout le monde est beau et gentil. Et tout à coup, nous nous retrouvons avec une grande puissance du XIXe siècle. L'Europe n'est pas prête pour ça. Toute l'idée de construction européenne de Monnet et Schumann [sic] est que nous devons nous rencontrer, discuter : c'est postmoderne. Mais là, avec la Russie, c'est pré-moderne.[4]

Cette attribution d'une Europe dépouillée de moyens de puissance 'brute' apparaît paradoxale et ceci pour au moins deux raisons. Primo, les pays baltes, d'un côté, ont toujours milité pour que l'Europe constitue un pôle de puissance 'douce' mais, d'un autre, ils ne cessent de charger cette dernière pour son incapacité à constituer un modèle de puissance suffisamment efficace pour contrebalancer la Russie. Effectivement, s'ils ont longtemps manifesté leur désapprobation face à une Europe cherchant à s'affirmer comme un

---

Development 5/2 (2002), p. 182–198 ; Lindell, Ulf/Persson, Stefan : The Paradox of Weak State Power : A Research and Literature Overview, ds. : *Cooperation and Conflict* 21/2 (1986), p. 79–97 ; Mathisen, Trygve : *The Functions of Small States in the Strategies of the Great Powers*, Oslo : Universitetsforlaget, 1971 ; Thorhallsson, Baldur : *The Role of Small States in the European Union*, Aldershot, Burlington : Ashgate, 2000.

3 Pour une bibliographie exhaustive sur le sujet, on pourra ainsi se rapporter à notre ouvrage *Les Pays baltes en quête de sécurité*, Paris : Economica, 2009.

4 Cité par Truc, Olivier : Pour le président estonien, « il faut repenser l'idée même de sécurité européenne », ds. : *Le Monde*, 29 août 2008.

acteur politique de premier plan (à peine ont-ils pris conscience que les ambitions de l'UE puissent l'emporter sur leurs intérêts), d'un autre côté, ils vilipendent une Europe incapable de s'affirmer. Secundo, s'ils garantissent leur loyauté dans la politique étrangère européenne, ils peinent, en même temps, à admettre que c'est bien l'UE (et non l'Organisation du Traité de l'Atlantique Nord (OTAN)) qui a obtenu un cessez-le-feu de la Russie et de la Géorgie. En plus, ils ne manquent pas de souligner que la médiation européenne a été menée par un pays en charge de la présidence de l'UE – la France –, considérée comme une 'grande' puissance européenne dont les intérêts de sécurité peuvent ne pas forcément correspondre à ceux d'autres pays européens comme les leurs.

On a sans doute trop tendance en effet à négliger la spécificité du cas balte : parmi les nouveaux entrants dans l'UE, ce sont les seuls qui ont été précédemment, et contre leur gré, des républiques constitutives de l'Union soviétique. Au terme d'une transition rapide, le volontarisme de ces trois pays, qui avaient fait de la double adhésion (UE/OTAN) la priorité de leur politique étrangère, a été récompensé par une acceptation *de jure* par l'Europe et l'Alliance atlantique de les accueillir en leur sein. Mais si leur parcours vers l'UE peut être assimilé à une réussite, il n'en a pas moins été semé d'embûches et de déconvenues, notamment lorsque Bruxelles a été amenée à négocier avec Moscou en faisant la part excessivement belle, selon eux, aux exigences russes. Mais ce désenchantement ne proviendrait-il pas d'un malentendu qui était celui de la croyance en un modèle occidental uni et homogène dans lequel les Etats partageraient des intérêts semblables ? Cette perception a, en tout cas, indéniablement engendré une confusion dans l'idée qu'ils avaient de la solidarité, placée sous le signe de l'intégration, de la construction européenne et de l'Alliance atlantique, qui, selon eux, était trop imbriquée pour qu'il y ait des différences structurelles entre les deux démarches. Si le processus d'adhésion a pu se révéler décevant, comment se positionnent aujourd'hui les Etats baltes vis-à-vis d'une UE qui cherche ses marques face à une Russie toujours aussi instable ? Comment ces 'petits pays' envisagent-ils leur participation à un projet politique européen, notamment lorsqu'il s'agit de construire un partenariat avec la Russie ?

Représentations identitaires et politique européenne

Les identités, d'après les tenants du constructivisme en relations internationales, sont variables à travers l'espace et le temps et dépendantes du contexte social[5] et ceci, contrairement aux partisans du réalisme qui considèrent, eux,

5 Jepperson, Ronald/Wendt, Alexander/Katzenstein, Peter J. : Norms, Identity, and Culture in National Security, ds. : Katzenstein, Peter J. (dir.) : *The Culture of National Security. Norms and Identity in World Politics*, New York : Columbia UP, 1996, p. 33–75.

qu'il y a immuabilité des identités car c'est l'intérêt national qui détermine continuellement la politique étrangère d'un Etat. Le constructivisme souligne donc le rôle essentiel des acteurs, notamment leurs perceptions, leurs politiques d'identités et leur socialisation à travers les interactions, et s'attache surtout au processus de formation de l'image. Les politiques de sécurité sont intimement liées à la question identitaire, des changements d'identité affectant directement les intérêts et la poursuite de ces mêmes politiques de sécurité. L'articulation entre identité et sécurité fut surtout mise en évidence par les représentants de l'Ecole de Copenhague[6] qui ont cherché à combiner sa 'sectorialisation'[7], la sécurité étant désormais composée de dimensions autres que militaires, notamment celle qui a trait à l'identité. Barry Buzan et Ole Wæver sont à l'origine du néologisme *sécuritisation* pour désigner la logique de démarche intersubjective au terme de laquelle on modifie un sujet donné *a priori* sans enjeu ou d'un enjeu limité en matière de sécurité.[8]

Dans le cas des Etats baltes, leur identité, désormais *sécuritisée*, est fondamentalement liée à leur sécurité. Effectivement, la vision qu'ils ont des relations internationales est étroitement associée à l'identité que les élites politiques ont construite tous azimuts par un jeu d'opposition à la Russie et d'affinité à l'Occident, cette identité devenant, de plus en plus, imbriquée à leur sécurité. Leurs choix stratégiques, dans ces conditions, doivent être replacés dans le discours qu'ils ont sur la menace, sur la vision de l'histoire et sur le débat émotionnel qui s'en suit.

Parce que la priorité européenne dans la politique étrangère des trois Etats se base quasi exclusivement sur des références identitaires projetant une image homogène et pacifique de l'Ouest et une représentation péjorative et belliqueuse de la Russie, ils restent persuadés que « leur identité occidentale indubitable est couplée avec leur perception que l'Europe se termine aux frontières orientales des pays baltes »[9]. Alors que 'nous', nous appartenons à l'Occident car 'nous' partageons sa communauté de valeurs et que 'nous' en avons toujours fait partie, la période soviétique de notre histoire n'étant

---

6 L'Ecole de Copenhague désigne le courant constructiviste dirigé par le Britannique Barry Buzan et le Danois Ole Wæver, surtout au sein du COPRI (*Copenhagen Peace Research Institute*), institut de recherche dont le siège se situait dans la capitale danoise.

7 Buzan, Barry : *People, States and Fear. An Agenda for International Security Studies in the Post-Cold War Era*, Harlow [etc.] : Pearson, Longman, ^{2}1991, p. 16–17.

8 Barry Buzan et Ole Wæver définissent la *securitization* comme étant « le processus discursif à travers lequel une entente intersubjective est construite à l'intérieur d'une communauté politique afin de traiter quelque chose comme une menace existentielle à un objet estimé de référence et permettre ainsi d'appeler à des mesures urgentes et exceptionnelles pour traiter cette menace ». Buzan, Barry/Wæver, Ole : *Regions and Powers. The Structure of International Security*, Cambridge, New York : Cambridge UP, 2003 (Cambridge Studies in International Relations 91), p. 491.

9 Trenin, Dmitri : *Baltic Chance : The Baltic States, Russia, and the West in the Emerging Greater Europe*, Moscow : Carnegie Endowment for International Peace, 1997, p. 17.

qu'une parenthèse, une sorte d'anomalie accidentelle de notre histoire, résultat d'une manipulation artificielle des tracés géographiques des nations européennes, 'eux' y sont étrangers ; Klas-Göran Karlsson remarque ainsi :

> However, in Baltic discourse being 'Western' or 'European' is not primarily a matter of geographical qualifications, but a superior cultural, political and moral objective to be perceived and interpreted from macro-historical perspectives of cultural continuities, absolute chronologies and black-and-white collocations of the past.[10]

La pratique discursive des élites politiques baltes a toujours été caractérisée par le souci de rappeler l'occidentalisation de leur société, représentée par la rhétoricité du 'retour à l'Europe'. Ainsi, l'ancien président lituanien Algirdas Brazauskas assura que l'avenir de son pays était construit sur « le modèle historiquement avéré de la démocratie, de l'économie et de la culture occidentales »[11] ; « le chemin de mon pays vers l'UE n'est pas simplement une réaction à l'unification de l'Europe. C'est aussi une continuation logique de la nation européenne dont le processus étatique remonte au XIIIe siècle »[12].

> The pro-European camp in Lithuania argues for EU membership in general historical, geopolitical and symbolic-emotional terms and perceives European integration as the affirmation of a well-established European identity of Lithuania.[13]

Une analyse qui valait aussi pour les deux autres Etats baltes. En février 1993, à l'occasion de la fête de l'indépendance, Lennart Meri affirma que l'Estonie avait atteint son objectif ultime et légitime de la seule frontière pertinente en Europe : « Notre frontière est la frontière des valeurs européennes »[14]. Non seulement les Estoniens revendiquent leurs racines historiques et prédisent leur avenir à l'Ouest mais, en plus, ils soulignent qu'ils n'appartiennent en rien au monde slave et encore moins orthodoxe : « Estonia's geographical and geopolitical location on the borderline of western and orthodox civilisations is constructed as the primary reason why Estonia should rapidly integrate

---

10 Karlsson, Klas-Göran : Europe's Eastern Outpost ? The Meanings of 'Europe' in Baltic Discourses, ds. : Malmborg Mikael af/Stråth, Bo (dir.) : *The Meaning of Europe*, Oxford, New York : Berg, 2002, p. 169–190, ici p. 170.

11 Cité par Vardys, V. Stanley/Sedaitis, Judith B. : *Lithuania : The Rebel Nation*, Boulder (Colo.) [etc.] : Westview Press, 1997, p. 220.

12 Cité par Gylys, Povilas/Tarand, I./Birkavs, V. : Integration Policies of the Three Baltic States : the Lithuanian Perspective, ds. : Grobel, Olaf/Lejiņš, Atis (dir.) : *The Baltic Dimension of European Integration. A Conference at Riga, 24–25 August 1996*, Riga : Latvian Institute of International Affairs, Institute for East West Studies, Royal Danish Embassy, 1996, p. 14–39, ici p. 15.

13 Pavlovaite, Inga : Being European by Joining Europe : Accession and Identity Politics in Lithuania, ds. : *Cambridge Review of International Affairs* 16/2 (2003), p. 239–255, ici p. 243.

14 Meri, Lennart : *Estonia : Heading West and Relating with the East*, Carnegie Endowment for International Peace, 15 mars 1999, voir aussi le résumé sur http://www.carnegieendowment.org/events/index.cfm?fa=eventDetail&id=120& (10/10/2009).

into western supranational institutions », note ainsi Merje Feldman.[15] Tant culturellement que sociologiquement, les peuples baltes font partie intégrante de la civilisation occidentale. Ils ne veulent pas jouer un rôle de cordon sanitaire moderne entre l'Est et l'Ouest et ont toujours voulu abréger dès que possible leur période de purgatoire par leur accès aux structures occidentales. Dans un entretien accordé au journal *Postimees*, Lennart Meri déclara que, comme « une équation mathématique […] d'un côté l'Europe de l'autre la Russie […], nous sommes à la frontière et donc une seule petite poussée suffit pour nous faire tomber d'un côté ou nous soulever de l'autre »[16]. Et même dans la Loi sur les bases de la sécurité nationale, la référence à l'identité européenne (et donc occidentale) est explicitement mentionnée dans le préambule :

> The Lithuanian State, established many centuries ago and resting on the Christian cultural foundation unifying Europe, is an integral part of the community of European nations […].[17]

Les pays baltes, par le jeu de cette construction identitaire extrêmement manichéenne, ont pu déchanter lorsque certains de leurs partenaires occidentaux ont été amenés à multilatéraliser leurs relations avec Moscou via l'UE, faisant fi de leurs intérêts, ce qui constitue le socle de la méfiance qu'ils entretiennent envers la dimension politique de la construction européenne. Ainsi, lorsque le président français Jacques Chirac, alors en déplacement en Hongrie au début de l'année 2004, plaida pour une meilleure prise en compte des intérêts russes, notamment en soulignant que la Lituanie devait faire preuve de plus

15 Cité par Feldman, Merje : *Does the EU offer Security ? European Integration in the Estonian Identity Discourse*, Copenhagen : COPRI, 2000 (COPRI Working Papers 34), p. 15, voir aussi http://www.ciaonet.org/wps/fem01/(10/10/2009). Il est intéressant ici de constater que la Lituanie, contrairement à la Lettonie et surtout à l'Estonie, n'a jamais parlé de 'monde slave' pour décrire le monde auquel le pays n'appartenait pas. N'oublions pas que la Lituanie (balte) est voisine de la Pologne (slave). Or, cette dernière fut l'un des ardents soutiens de la Lituanie lors de sa quête d'indépendance. En dépit de relations compliquées liées aux droits des minorités et à un contentieux historique sur le statut de Vilnius, les deux pays ont signé un Traité d'amitié et de coopération le 26 avril 1994 qui stipule, entre autres, que la Lituanie et la Pologne regrettent les conflits qui sont survenus entre elles après la Première Guerre mondiale et s'engagent à coopérer en vue de préserver et de renforcer la sécurité en Europe, en accordant une attention particulière à celle de la région balte.

16 « See on nagu matemaatiline võrrand, mis lihtsustades annab kaks tulemit. Üks on Euroopa, teine on Venemaa. […] Me oleme piiril ja seetõttu on vaja väikest tõuget, et langeda kas ühele poole piiri või tõusta teisele poole piiri. » Paet, Urmas : Lennart Meri : Eesti valik on Euroopa ja Venemaa vahel, ds. : *Postimees*, 6 mars 1999.

17 Republic of Lithuania, *Law on the Basics of National Security* 1997, voir http://www3.lrs.lt/c-bin/eng/preps2?Condition1=39790&Condition2= (14/07/2009).

de flexibilité dans le dossier de Kaliningrad et que les pays baltes devaient faire davantage d'efforts en faveur du traitement de leurs populations russophones, ces derniers s'irritèrent de la démarche du président français, au motif qu'elle prenait en compte de façon léonine les intérêts russes et non les leurs.[18] D'ailleurs, l'un des principaux arguments de ceux qui militaient en Estonie contre l'adhésion de leur pays à l'UE reposait sur la crainte de voir un 'grand' pays européen utiliser le canal communautaire, dans ses relations avec la Russie, au détriment des intérêts estoniens.[19] Le ministre letton des Affaires étrangères, Artis Pabriks, pareillement, déclarait, durant l'été 2004, que les relations russo-baltes allaient dépendre pour une bonne part de l'audience dont Moscou allait bénéficier auprès des instances européennes et souhaitait ainsi s'assurer que les 'graines' des doléances russes ne trouvent pas un terreau fertile en Europe : « Nous devons premièrement et avant tout parler de la Russie avec nos alliés européens et leur faire comprendre que leur image de la Russie n'est ni réaliste, ni pragmatique ».[20]

Les pays baltes et la sécurité dans 'leur Est'

Si la démarche identitaire des pays baltes s'est faite en complémentarité avec l'Occident, elle s'est également construite, comme nous l'avons vu, par opposition à la Russie. En fait, l'entreprise de reconstruction des identités nationales en opposition à la Russie a été mise en valeur par les perspectives d'adhésion aux organisations européennes ; il est donc naturel que les trois pays baltes aient été amenés à soutenir politiquement, économiquement et stratégiquement tous les Etats situés en bordure de la Russie et qui ambitionnent, comme les Etats baltes l'ont fait, de rejoindre l'UE et même l'OTAN. Une identité collective implique que les Etats se perçoivent comme membres d'une catégorie harmonieuse, c'est-à-dire qu'ils aient conscience d'appartenir à une même collectivité en raison de l'attribut démocratique qu'ils partagent ensemble. Comme une identité ne désigne pas simplement qui nous sommes, mais aussi qui sont les autres, une identité collective démocratique produit en même temps un effet d'exclusion, en identifiant les Etats non-démocratiques comme différents de 'nous'.[21] La socialisation des dirigeants politiques baltes, dont la pratique discursive se caractérise par une 'diabolisation' du monde 'autoritaire', a appuyé la conviction spontanée que les

18 Tréan, Claire : Jacques Chirac prend la défense de la Russie contre l'UE, ds. : *Le Monde*, 26 février 2004.

19 Vetik, Raivo : Elite vs. People ? Eurosceptic Public Opinion in Estonia, ds. : *Cambridge Review of International Affairs* 16/2 (2003), p. 257–272, ici p. 260–261.

20 Cité par Bayou, Céline : Etats baltes–Russie. 1er mai 2004–9 mai 2005 : un authentique dialogue de sourds, ds. : *Le Courrier des pays de l'Est* 1048 (mars–avril 2005), p. 15–29, ici p. 17.

21 Jepperson/Wendt/Katzenstein : Norms, Identity, and Culture, p. 59.

démocraties (sous-entendu les membres de l'UE et de l'OTAN), comme les régimes autoritaires (sous-entendu la Russie), sont, pour les premières, des 'amies naturelles', et les deuxièmes, des 'ennemis' tout aussi naturels. Ainsi, l'UE et l'OTAN avaient déclaré que tous les pays candidats avaient non seulement des obligations de résultats en matière économique et militaire, mais se devaient, en plus, d'accepter des normes politiques comme des institutions stables qui garantissent la démocratie, la primauté du droit, le respect des minorités et leur protection, etc. Ces normes 'prouvent' que ceux qui les respectent appartiennent bel et bien à l'Occident. Si la Russie n'a jamais été une démocratie, ne l'est pas encore et ne le sera, sans doute, pas avant de nombreuses années, d'autres pays comme l'Ukraine et la Géorgie ne demandent qu'à l'être. On remarquera que cette rhétoricité d'une Russie *ennemie* et d'une Géorgie *amie* fut exacerbée par le conflit entre les deux pays en août 2008 ; certains, dans les pays baltes, y voyaient carrément une illustration de l'impérialisme russe à l'œuvre contre une volonté d'émancipation nationale, dont la Géorgie était alors la victime comme leur pays de 1940 le fut de sa variante soviétique.

Depuis que les trois Etats baltes sont membres de l'UE et de l'OTAN, forts de leur expérience en la matière, ils se présentent désormais comme les meilleurs pour 'exporter la démocratie' à l'Est, par le truchement des deux organisations. Avocats les plus zélés de l'élargissement de l'OTAN,[22] ils n'ont d'ailleurs pas hésité à soutenir que si celle-ci, lors du sommet de Bucarest (avril 2008), n'avait pas commis l'erreur de refuser à la Géorgie l'accès au Plan d'action pour l'adhésion (*Membership Action Plan, MAP*)[23], Moscou n'aurait pas osé l'attaquer.

Ce zèle à soutenir ces pays fut relayé par le lancement par l'UE, en 2004, du programme communautaire « Politique européenne de Voisinage » (PEV) ; par ce programme, l'UE proposait à ses voisins une offre économique et une proposition en matière de sécurité, avec un développement de la coopération transfrontalière, afin de répondre aux défis démocratiques, économiques, énergétiques et migratoires. Pour les trois pays baltes, désormais membres *de jure* de l'UE, la PEV constituait une aubaine pour promouvoir la stabilité et la

---

22 Ce n'est d'ailleurs certainement pas une coïncidence si c'est précisément à Vilnius que les ministres des Affaires étrangères des pays membres de l'OTAN avaient proposé à l'Ukraine des perspectives d'adhésion. Voir l'article : A Vilnius, les chefs de la diplomatie des pays de l'OTAN tendent la main à l'Ukraine, ds. : *Le Monde*, 21 avril 2005. Voir aussi les actes du colloque intitulé *Promoting Democratic Values in the Enlarging Europe : The Changing Role of the Baltic States from Importers to Exporters*, 5–6 mai 2006, Tartu, Tartu University Euro College, http://ec.ut.ee/conf06/files/konverents_inglisk.pdf (10/09/2009).

23 Le *Plan d'action pour l'adhésion* (MAP) est un programme dans le cadre duquel l'OTAN donne des avis, une aide et un soutien pratique spécialement adaptés aux différents besoins des pays désireux d'adhérer à l'Alliance. La participation au MAP ne préjuge *a priori* d'aucune décision de l'Alliance concernant une adhésion future.

sécurité dans des pays appartenant à la sphère de sécurité traditionnelle de la Russie.[24] Soucieux de soustraire les pays situés entre la Baltique, la mer Noire et le Caucase à l'influence russe et de les faire évoluer de l''étranger proche russe' à l''étranger proche européen' (des Etats démocratiques ne peuvent pas être alliés à la Russie), les trois Etats baltes voient *in fine* dans la PEV un moyen de donner à leurs ambitions de sécurité un habillage communautaire.[25]

L'icône occidentale entre les modèles européen et transatlantique

Dans le projet politique balte, le mot *Europe* tend à se confondre avec celui d'*Occident*, tant est avérée la certitude d'une harmonie naturelle entre les deux rives de l'Atlantique, la question n'étant aucunement géographique mais éminemment spirituelle. Le processus de construction identitaire des pays baltes a fait de l'engagement européen (UE) et de l'engagement atlantique (OTAN) un tout logique et harmonieux. Ces pays ont attribué des rôles bien définis à leur processus d'intégration à l'Ouest. Ainsi, le désir d'Alliance atlantique et de loyauté envers les Etats-Unis doit répondre à un besoin crucial de sécurité militaire tandis que l'impératif d'intégration européenne doit avoir un effet structurant sur les sociétés estonienne, lettone et lituanienne : un œil tourné vers Washington et l'OTAN, symboles de leur défense, et l'autre vers l'UE, gage de leur intégration européenne. L'OTAN, par le canal de son article 5, doit leur fournir la garantie de 'sécurité militaire', tandis que l'UE leur procurerait l'aisance économique à laquelle ils aspirent. Si l'Alliance atlantique, dans laquelle ils placent leur espoir de pérennisation de leur défense, apparaissait comme le vecteur de sécurité le plus crédible et surtout le plus dissuasif pour contenir l'attitude belliqueuse russe, l'adhésion à l'Union était une priorité pour les pays baltes dans la mesure où elle touchait l'ensemble des domaines de la vie politique, économique et sociale, et ce à très long terme, et non pas parce que l'UE se voulait un véritable acteur international avec une vocation stratégique.

Le refus des pays baltes, plus ou moins inconscient, de séparer l'Europe et les Etats-Unis s'enracine autant dans des considérations historiques et culturelles que dans le constat supposé de l'inexistence du projet politique européen. La forte émigration balte aux Etats-Unis a créé des affinités de part et

24 Ce sont évidemment les six pays concernés par la dimension orientale de la PEV (Arménie, Azerbaïdjan, Belarus, Géorgie, Moldavie et Ukraine) qui intéressent, en premier lieu, les pays baltes.

25 Voir, par exemple, Galbreath, David J. : The Baltic States and the European Neighbourhood Policy : Maximising the Voices of Small Nations, ds. : Tiirmaa-Klaar, Heli/Marques, Tiago (dir.) : *Global and Regional Security Challenges : a Baltic Outlook*, Tallinn : University of Tallinn Press, 2006, p. 102–126.

d'autre de l'Atlantique et de puissants réseaux d'influence dans la vie politique américaine. Il y a aussi l'histoire de la Guerre froide à partir de laquelle ils gardent une mémoire presque uniquement associée aux Etats-Unis ; par contraste, l'abandon par les pays européens des démocraties des pays de l'Est, peu de temps avant la Deuxième Guerre mondiale ('syndrome de Munich'), renforce la méfiance qu'ils ont vis-à-vis des pays d'Europe de l'Ouest, tout en accroissant la confiance qu'ils ont dans les Etats-Unis, considérés comme l'Etat ayant vaincu l'Union soviétique. D'ailleurs, durant la campagne américaine visant à légitimer l'intervention militaire en Iraq, l'argumentaire selon lequel céder à Saddam Hussein rappelait les tergiversations de la Société des Nations (SdN) face à l'Allemagne nazie avait conservé un impact certain dans les pays baltes.[26] Cette perception engendrait une confusion qu'ils avaient de la solidarité, placée sous le signe de l'intégration, de la construction européenne et de l'Alliance atlantique, qui, selon eux, était trop imbriquée pour qu'il y ait des différences structurelles entre les deux démarches.

> Cette continuité [entre la relation transatlantique et l'intégration européenne, M. Ch.] est le résultat normal de la trajectoire historique des pays d'Europe centrale et orientale : les Etats-Unis et l'Europe sont pour eux deux composantes inséparables d'un 'Occident' auquel les souvenirs récents de la Guerre froide et de la libération du communisme conservent une présence politique active et vivante. On veut continuer à croire à l'existence d'une solidarité occidentale, celle du camp de la liberté contre l'Union soviétique. La terminologie diplomatique centre-européenne, qui invoque à tout propos la coopération 'euro-atlantique', en témoigne.[27]

En conséquence, la différence structurelle entre les deux Europes, celle associée à la communauté de valeur occidentale, donc aux Etats-Unis et à l'OTAN, et celle affiliée à l'Europe où règne la prospérité économique représente, pour les Baltes, encore un non-sens. Cette perception de l'Ouest comme un tout homogène fut, néanmoins, mise à mal lors de la crise qui a précédé la Deuxième Guerre du Golfe. La crise irakienne, pour les pays baltes, a mis à jour une confusion manifeste, celle de l'enchâssement naturel de l'UE dans l'OTAN. Autant la dynamique de la construction européenne que celle de la communauté transatlantique paraissaient à leurs yeux, durant la décennie 1990, si imbriquées qu'ils se refusèrent à avouer qu'ils devaient choisir l'OTAN aux dépens de l'UE. C'est probablement en se souvenant des disputes et autres conflits de l'entre-deux-guerres qui avaient torpillé la solidarité occidentale dans le cadre de la SdN et manifestement précipité la guerre et leurs annexions successives par l'URSS, l'Allemagne et de nouveau

---

26 Nies, Susanne : Between Chirac, Bush and Putin : the Baltic States, From Factors to Actors in the New Europe, ds. : *Baltic Defence Review* 9 (2003), p. 87–101, http://www.bdcol.ee/fileadmin/docs/bdreview/bdr-2003-9-06.pdf (10/10/2009).

27 Andréani, Gilles : Atlantistes aujourd'hui, Européens demain ?, ds. : *Pouvoirs* 106 (2003), p. 57–67, ici p. 60.

l'URSS que les trois Etats baltes continuaient de percevoir la nécessité d'un Ouest homogène et solidaire. Par ailleurs, d'après Glenn H. Snyder, il existe également un dilemme de sécurité dans le cadre même des alliances. Chacun de leurs membres est atteint du syndrome de l'abandon, c'est-à-dire qu'il a constamment la crainte que les autres membres puissent à tout moment renoncer à lui venir en aide. C'est la foi dans ses partenaires qui, dans ces conditions, façonne l'échelle de confiance que l'Etat a dans le degré d'engagement de ces mêmes partenaires.[28] Or, les pays baltes sont convaincus que seuls les Etats-Unis ne peuvent renier leur engagement. D'ailleurs, Stanley Sloan remarque à juste titre que, si dans une majorité de capitales européennes, la crédulité vis-à-vis de l'engagement américain par le truchement de l'article 5, en cas d'attaque russe, reste très relative, dans celles des nouveaux membres de l'OTAN, au contraire, la foi dans l'engagement de Washington reste particulièrement importante.[29]

Cette vision politique, voire philosophique, d'un monde occidental uni et homogène dans lequel l'unilatéralisme américain jouerait pleinement ses effets politiques, reléguant à l'UE un rôle très subsidiaire, est manifestement la conséquence logique – sans, pour autant, être exclusive – de la petitesse des Etats baltes. En relations internationales, si l'abondante littérature théorique sur les petites puissances témoigne de la difficulté de trouver des critères satisfaisants permettant de justifier ce qualificatif, on reconnaît, cependant, que les dénominateurs communs sont, avant tout, leur choix restreint en matière de politique étrangère (alignement sur une grande puissance dans le cadre d'une alliance ou non-alignement à l'extérieur d'une alliance), ainsi que leur dilemme continuel entre l'autonomie et l'influence, conséquence logique de la qualité même de petit Etat.

> Small states seek to further their security interests by trying to preserve as much autonomy as possible while influencing the actions of the great powers on which their security and survival ultimately depend. They seek to expand their influence over the great powers mainly through international organizations […].[30]

Donc, plus ils veulent d'autonomie, moins ils ont des capacités d'influence et inversement. Pour répondre à ce dilemme, les pays baltes devront alors équilibrer ces deux objectifs en fonction de leurs relations avec les grandes puissances (les Etats-Unis et les grandes puissances européennes). Or, les pays baltes étant désormais intégrés dans l'UE et donc dans la Politique euro-

28 Snyder, Glenn H. : The Security Dilemma in Alliance Politics, ds. : *World Politics* 36/4 (1984), p. 461–495, ici p. 466.

29 Sloan, Stanley : U. S. Hegemony and the Transatlantic Alliance, ds. : *Baltic Defence Review* 11 (2004), p. 21–38, ici p. 21.

30 Wivel, Anders : The Security Challenge of Small EU Member States : Interests, Identity and the Development of the EU as a Security Actor, ds. : *Journal of Common Market Studies* 43/2 (2005), p. 393–412, ici p. 396.

péenne de Sécurité et de Défense (PESC), ils sont soucieux d'utiliser le canal communautaire dans leur politique étrangère. Dans le cadre du Conseil européen, leur priorité est que l'UE maintienne des relations harmonieuses avec les Etats-Unis et vigilantes avec la Russie, même si leur capacité d'influence – eu égard à leur petitesse – au sein de l'instance communautaire reste modeste, et ceci en dépit du principe 'un Etat une voix'.[31]

Conclusion

Certes, les pays baltes n'en sont pas encore à livrer des guerres, à l'instar des îles de Lilliput et de Blefuscu, qui plus est, pour des *casus belli* aussi futiles. Néanmoins, dans l'anarchie internationale, la petitesse des Etats peut être un élément déterminant – sans pour autant être exclusif – qui explique leur comportement (belliqueux ou pacifique). Dans le cas des Etats baltes, il ne fait aucun doute que leur stratégie de *sécuritisation* de leur identité a indéniablement décuplé leurs moyens de puissance au point d'avoir réussi à contourner leurs handicaps liés à leur petitesse. En même temps, réduits à faire de l'identité occidentale (uniquement) leur moyen pour rejoindre les organisations euro-atlantiques, les pays baltes ont difficilement pris conscience que primo l'Occident n'était pas si homogène et que l'UE et l'OTAN pouvaient ne pas partager des intérêts similaires et secundo, au sein même des deux organisations, les Etats pouvaient cultiver des politiques dissonantes notamment lorsqu'il s'agit de désigner la Russie comme un partenaire ou comme une menace. Ceci explique les raisons pour lesquelles les pays baltes veulent une Europe si paradoxale – suffisamment solide pour s'affirmer face à la Russie, mais modérément active pour ne pas faire concurrence avec une OTAN dont la puissance reste consubstantielle à celle des Etats-Unis. Il est vrai aussi que l'une des variantes fondamentales de l'orientation atlantiste ou européaniste des pays baltes résidera encore pour longtemps dans la nature des relations entre la Russie, l'UE (et ses principaux pays membres) et les Etats-Unis. Il est certain que si quelques-uns des 'grands' pays de l'UE (comme la France et l'Allemagne) allaient jusqu'à former un axe avec Moscou contre Washington, les trois Etats, victimes selon l'expression de Helmut

31 Voir Thorhallson, Baldur : The Size of States in European Union : Theoretical and Conceptual Perspectives, ds. : *Journal of European Integration* 28/1 (2006), p. 7–13.

32 Hubel, Helmut : The Baltic Sea Subregion after Dual Enlargement, ds. : *Cooperation and Conflict* 39/3 (2004), p. 283–298, ici p. 293. Le traité de Rapallo fut signé le 16 avril 1922 par l'Allemagne et l'URSS en marge de la Conférence de Gênes. Ce traité permit aux deux signataires de rompre leur isolement après la Première Guerre mondiale et la révolution bolchevique. L'Allemagne et l'URSS, par ce traité, renonçaient aux réparations de guerre qu'elles se devaient l'une à l'autre et rétablissaient des relations diplomatiques et commerciales. Il mit aussi en place une collaboration militaire (avec notamment des camps d'entraînement allemands secrets en URSS).

Hubel du 'complexe de Rapallo'[32], se rapprocheraient mécaniquement de Washington. Tant que les trois pays estimeront que l'appartenance à l'UE, inséparable de celle à l'OTAN, est éminemment identitaire, ils risquent de se retrouver en porte-à-faux avec la vision beaucoup plus réaliste d'autres pays européens, comme la France, pour qui les relations avec la Russie, entre autres, reposent sur un calcul politique et diplomatique à partir duquel elle plaide pour un engagement ou une retenue de la part de Bruxelles. Le projet politique qu'entend construire l'Union reste, pour l'instant, le résultat d'un compromis intergouvernemental. Il est souvent le résultat équivoque (et parfois contre-nature) d'alliances ponctuelles entre 'petits', 'moyens' et 'grands' pays européens – voire avec d'autres pays, notamment les Etats-Unis et la Russie – suivant les enjeux de chacun. Cette opposition s'est manifestée de façon extrêmement saillante après l'affrontement russo-géorgien en août 2008 : alors que la plupart des pays européens (et même les Etats-Unis) estimaient nécessaire de doser prudemment la réaction de l'UE et de l'OTAN, les pays baltes, tout comme la majorité des anciennes démocraties populaires, appelaient au contraire à un soutien fort à la Géorgie et à une condamnation de la Russie.

Si l'on part du principe que les intérêts de l'UE n'ont pas définitivement vocation à n'être que l'agrégat de ceux des Etats membres, l'enjeu, pour les trois pays baltes, est désormais que Bruxelles puisse affirmer son identité politique internationale, nonobstant les intérêts autant des 'grands' Etats européens que ceux des Etats européens qui n'ont pas eu à *sécuritiser* leur identité.

Bibliographie sélective

Amstrup, Niels : The Perennial Problem of Small States : A Survey of Research Efforts, ds. : *Cooperation and Conflict* 11/3 (1976), p. 163–182.

Andréani, Gilles : Atlantistes aujourd'hui, Européens demain ?, ds. : *Pouvoirs* 106 (2003), p. 57–67.

A Vilnius, les chefs de la diplomatie des pays de l'OTAN tendent la main à l'Ukraine, ds. : *Le Monde*, 21 avril 2005.

Baehr, Peter R. : Small States : A Tool for Analysis ?, ds. : *World Politics* 27/3 (1975), p. 456–466.

Baillie, Sasha : A Theory of Small State Influence in the European Union, ds. : *Journal of International Relations and Development* 1/3–4 (1998), p. 195–219.

Bauwens, Werner/Clesse, Armand/Knudsen, Olav (dir.) : *Small States and the Security Challenge in the New Europe*, London, Washington : Brassey's, 1996 (Brassey's Atlantic Commentaries 8).

Bayou, Céline : Etats baltes–Russie. 1er mai 2004–9 mai 2005 : un authentique dialogue de sourds, ds. : *Le Courrier des pays de l'Est* 1048 (mars–avril 2005), p. 15–29.

Buzan, Barry : *People, States and Fear. An Agenda for International Security Studies in the Post-Cold War Era*, Harlow [etc.] : Pearson, Longman, ²1991.

Buzan, Barry/Wæver, Ole : *Regions and Powers. The Structure of International Security*, Cambridge, New York : Cambridge UP, 2003 (Cambridge Studies in International Relations 91).

Chillaud, Matthieu : *Les Pays baltes en quête de sécurité*, Paris : Economica, 2009.

Feldman, Merje : *Does the EU offer Security ? European Integration in the Estonian Identity Discourse*, Copenhagen : COPRI, 2000 (COPRI Working Papers 34), voir aussi http://www.ciaonet.org/wps/fem01/ (10/10/2009).

Galbreath, David J. : The Baltic States and the European Neighbourhood Policy : Maximising the Voices of Small Nations, ds. : Tiirmaa-Klaar, Heli/Marques, Tiago (dir.) : *Global and Regional Security Challenges : a Baltic Outlook*, Tallinn : University of Tallinn Press, 2006, p. 102–126.

Gylys, Povilas/Tarand, I./Birkavs, V. : Integration Policies of the Three Baltic States : the Lithuanian Perspective, ds. : Grobel, Olaf/Lejiņš, Atis (dir.) : *The Baltic Dimension of European Integration. A Conference at Riga, 24–25 August 1996*, Riga : Latvian Institute of International Affairs, Institute for East West Studies, Royal Danish Embassy, 1996, p. 14–39.

Hubel, Helmut : The Baltic Sea Subregion after Dual Enlargement, ds. : *Cooperation and Conflict* 39/3 (2004), p. 283–298.

Jepperson, Ronald/Wendt, Alexander/Katzenstein, Peter J. : Norms, Identity, and Culture in National Security, ds. : Katzenstein, Peter J. (dir.) : *The Culture of National Security. Norms and Identity in World Politics*, New York : Columbia UP, 1996, p. 33–75.

Karlsson, Klas-Göran : Europe's Eastern Outpost ? The Meanings of 'Europe' in Baltic Discourses, ds. : Malmborg Mikael af/Stråth, Bo (dir.) : *The Meaning of Europe*, Oxford, New York : Berg, 2002, p. 169–190.

Kasekamp, Andres/Pääbo, Heiko (dir.) : *Promoting Democratic Values in the Enlarging Europe : The Changing Role of the Baltic States from Importers to Exporters*, 5–6 mai 2006, Tartu, Tartu University Euro College, http://ec.ut.ee/conf06/files/konverents_inglisk.pdf (10/09/2009).

Keohane, Robert O. : Lilliputians' Dilemmas : Small States in International Politics, ds. : *International Organization* 23/2 (1969), p. 291–310.

Knudsen, Olav F. : Small States, Latent and Extant : Towards a General Perspective, ds. : *Journal of International Relations and Development* 5/2 (2002), p. 182–198.

Lindell, Ulf/Persson, Stefan : The Paradox of Weak State Power : A Research and Literature Overview, ds. : *Cooperation and Conflict* 21/2 (1986), p. 79–97.

Mathisen, Trygve : *The Functions of Small States in the Strategies of the Great Powers*, Oslo : Universitetsforlaget, 1971.

Meri, Lennart : *Estonia : Heading West and Relating with the East*, Carnegie Endowment for International Peace, 15 mars 1999, voir aussi le résumé sur http://www.carnegieendowment.org/events/index.cfm?fa=eventDetail&id=120& (10/10/2009).

Nies, Susanne : Between Chirac, Bush and Putin : the Baltic States, From Factors to Actors in the New Europe, ds. : *Baltic Defence Review* 9 (2003), p. 87–101, http://www.bdcol.ee/fileadmin/docs/bdreview/bdr-2003-9-06.pdf (10/10/2009).

Paet, Urmas : Lennart Meri : Eesti valik on Euroopa ja Venemaa vahel, ds. : *Postimees*, 6 mars 1999.

Pavlovaite, Inga : Being European by Joining Europe : Accession and Identity Politics in Lithuania, ds. : *Cambridge Review of International Affairs* 16/2 (2003), p. 239–255.

Republic of Lithuania, *Law on the Basics of National Security* 1997, voir http://www3.lrs.lt/c-bin/eng/preps2?Condition1=39790&Condition2= (14/07/2009).

Rothstein, Robert : *Alliances and Small Powers*, New York : Columbia UP, 1968.

Sloan, Stanley : U. S. Hegemony and the Transatlantic Alliance, ds. : *Baltic Defence Review* 11 (2004), p. 21– 38.

Snyder, Glenn H. : The Security Dilemma in Alliance Politics, ds. : *World Politics* 36/4 (1984), p. 461–495.

Thorhallsson, Baldur : *The Role of Small States in the European Union*, Aldershot, Burlington : Ashgate, 2000.
Thorhallson, Baldur : The Size of States in European Union : Theoretical and Conceptual Perspectives, ds. : *Journal of European Integration* 28/1 (2006), p. 7–13.
Tréan, Claire : Jacques Chirac prend la défense de la Russie contre l'UE, ds. : *Le Monde*, 26 février 2004.
Trenin, Dmitri : *Baltic Chance : The Baltic States, Russia, and the West in the Emerging Greater Europe*, Moscow : Carnegie Endowment for International Peace, 1997.
Truc, Olivier : Pour le président estonien, « il faut repenser l'idée même de sécurité européenne », ds. : *Le Monde*, 29 août 2008.
Vardys, V. Stanley/Sedaitis, Judith B. : *Lithuania* : *The Rebel Nation,* Boulder (Colo.) [etc.] : Westview Press, 1997.
Vetik, Raivo : Elite vs. People ? Eurosceptic Public Opinion in Estonia, ds. : *Cambridge Review of International Affairs* 16/2 (2003), p. 257–272.
Wivel, Anders : The Security Challenge of Small EU Member States : Interests, Identity and the Development of the EU as a Security Actor, ds. : *Journal of Common Market Studies* 43/2 (2005), p. 393–412.

Frank Wilhelm

Le Grand-Duché de Luxembourg au croisement des cultures européennes

Kulturell geprägt von der römischen Kultur und vom katholischen Christentum, ebenso wie durch die Nähe des deutschen und französischen Kulturraums, erlebte das heutige Großherzogtum im Mittelalter seine Blütezeit zunächst als Grafschaft, später als Herzogtum desselben Namens. Die formale Unabhängigkeit datiert zwar von 1839, doch erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts begann sich das Land wirtschaftlich zu entwickeln. Zur gleichen Zeit lässt sich das Aufkommen eines Nationalgefühls feststellen, das mit der Geburt der Literaturen in den drei in Gebrauch befindlichen Sprachen zusammenfällt: Luxemburgisch – ein westmoselfränkischer Dialekt, der erst 1984 zur Nationalsprache erhoben wird –, Deutsch und Französisch. Die boomende Stahlindustrie stellt etwa 100 Jahre lang die Hauptquelle des wirtschaftlichen Wohlstandes in Luxemburg dar; die Arbeitskräfte stammten dabei überwiegend aus Italien, das Kapital überwiegend aus dem Ausland. Während der zwei Weltkriege verletzte der Nachbar Deutschland den Neutralitätsstatus, der dem Land mit dem Londoner Vertrag 1867 auferlegt worden war: das wilhelminische Deutschland besetzte Luxemburg, das faschistische Deutschland annektierte es. Das Nationalbewusstsein ging aus diesen Krisen gestärkt hervor, und das moderne Großherzogtum bewältigt sein Schicksal mit der Entscheidung für ein Engagement in der UNO und zugunsten der europäischen Einigung. Angesichts einer immer internationaleren Wirtschaft und der Migrationsströme, die diese mit sich bringt, mit Tausenden von portugiesischen Einwanderern und lothringischen, belgischen und deutschen Grenzgängern, öffnet sich das Land immer mehr, und die Bevölkerung wird immer heterogener. Diese Dynamik der sozioökonomischen und kulturellen Faktoren zwingt die Luxemburger dazu, ihre Identität immer wieder neu zu definieren. Staatliche Organisationen, kulturelle Einrichtungen, Kunstförderungsfonds und die 2003 gegründete Universität Luxemburg begleiten diese Veränderung im Sinne einer gesteigerten europäischen Integration und in kosmopolitischem Geist, der auch abweichende, marginale Kulturen respektiert. Daher kann das Großherzogtum auch im dritten Jahrtausend, trotz seiner geringen Größe und seiner Bevölkerung von kaum einer halben Million, im Konzert der Nationen dieser Welt eine interessante Rolle spielen.

Avec l'accélération des phénomènes socioculturels sous l'effet de la mondialisation, le XXIe siècle exige, aussi impérieusement qu'une pensée prospective, un regard en arrière pour prendre la mesure de l'actualité. En particulier, vu l'importance que prennent de nos jours les questions matérielles, financières et commerciales face aux problèmes qu'elles ont elles-mêmes en partie

suscités, ce regard rétrospectif devrait s'intéresser à la dimension plus humaine de ces questions, à leurs antécédents socioculturels par exemple.

Plus de mille ans d'existence sous le nom de 'Luxembourg' : voilà de quoi s'interroger sur la vie culturelle dans l'ancienne province romaine, tour à tour Comté, Duché de Luxembourg, puis Département des Forêts et enfin Grand-Duché de Luxembourg (1815). Ce territoire/pays fut longtemps pauvre, enclavé, mais convoité en vertu de sa position géographique et de sa forteresse. Son importance économique ne date que du milieu du XIXe siècle, où l'indépendance nationale reconnue au Grand-Duché en 1839 et confirmée en 1867 et la découverte d'importants gisements de minerai de fer dans le Sud-Ouest du pays ont engendré une prospérité inconnue jusque-là. Elle est due en partie à des capitaux étrangers et à l'immigration étrangère, alors que le siècle connaissait une forte émigration luxembourgeoise, notamment vers les Etats-Unis d'Amérique et, dans une moindre mesure, vers la France. Ces phénomènes migratoires en sens inverse ont déterminé un profil mental complexe et évolutif qui fait que la notion d'identité culturelle nationale n'est envisageable que dans un contexte européen, voire mondial, la fin du XXe siècle ayant encore accéléré et amplifié le flux des populations.

Epoque celte, époque romaine, débuts de l'ère chrétienne

Dans la mesure où l'activité culturelle de nature intellectuelle se documente à l'aide de traces écrites, il est relativement aisé de dater les débuts de cette ère sur le territoire du futur Luxembourg. Le mérite en revient à l'occupation romaine, qui laisse des monuments et une statuaire avec des inscriptions ainsi que des textes rédigés, à l'image du *De Bello gallico* de César ou de la *Germania* de Tacite. Outre la langue latine, la romanité a importé des principes organisationnels et administratifs, des techniques agricoles et, surtout, la culture de la vigne qui sera un des traits gastronomiques distinctifs du futur Grand-Duché.

La culture latine et la culture celtique, laquelle laisse également une statuaire cependant dépourvue d'inscriptions, ont précédé et préparé en Europe l'avènement de la religion monothéiste. La façon dont les Romains savaient adapter d'autres pensées sans les détruire, à condition qu'elles n'interfèrent pas au niveau politique pour contrecarrer leur vision de la domination, transparaît par exemple dans le monument en l'honneur de Diane, que l'on retrouve près de Weilerbach. D'inspiration peut-être celtique, la déesse est romanisée par l'inscription, de même que, ailleurs dans le pays, diverses statues érigées en l'honneur de la déesse Epona, protectrice de la race équine élevée dans le Bon Pays actuel, région à pâturages dans le Sud-Est du Grand-Duché. La découverte, en 1995, d'une importante mosaïque dans le village de Vichten (Ardennes luxembourgeoises) illustre *a posteriori* le rayonnement de la culture romaine au-delà des Alpes. Cette œuvre d'art, qui représente Homère

entouré des neuf Muses, décorait jadis la salle de réception d'une villa romaine trévire : il s'agit d'un produit culturel qui dépasse assurément la production locale et qu'il faut voir dans un contexte pour le moins régional.

La culture post-romaine, dans ce qui allait devenir le Luxembourg moderne, est marquée par la migration des peuples, qui ne laisse guère de traces culturelles positives, puis par l'arrivée sur le continent des missionnaires anglo-saxons, au milieu du VIIe siècle ; parmi eux, le moine bénédictin Willibrord, fondateur du monastère d'Echternach en 698. Celui-ci allait rayonner bien au-delà du territoire de l'ancien Luxembourg et du Grand-Duché actuel, atteignant des sommets artistiques avec la production de manuscrits enluminés, dont certains sont aujourd'hui sauvegardés en France, en Espagne, en Suède et en Allemagne, ainsi qu'avec la conservation de textes de l'Antiquité gréco-latine, mais aussi avec l'introduction de l'art roman et gothique. Le culte de Willibrord, né en Northumbrie et formé essentiellement en Irlande, évangélisateur des populations du Nord de l'Europe, culmine dans la 'Procession dansante d'Echternach', pèlerinage annuel en direction de la tombe du saint guérisseur dans son église abbatiale. Du Moyen Age au troisième millénaire, le cortège sautillant du mardi de la Pentecôte, dont l'Eglise s'est longtemps méfiée, illustre une culture du corps au service de l'expression d'un sentiment collectif qu'on peut interpréter à bien des niveaux. Bien entendu, il y eut de nombreuses autres 'danses' de ce type en Europe, en particulier dans la région de l'Eifel. Il n'en reste pas moins que, seule, la procession d'Echternach a traversé les âges et n'a, semble-t-il, rien perdu de son attractivité sur les participants, prieurs, 'danseurs', musiciens, spectateurs et journalistes. Quelles que soient son origine et sa signification première ou actuelle, la procession s'inscrit dans une dimension continentale, où le Nord et l'Est se rencontrent. C'est dans ce contexte willibrordien qu'Echternach s'est fait une renommée, qui permet d'espérer que la procession figurera prochainement dans l'inventaire du Patrimoine immatériel de l'humanité établi par l'Unesco.

Moyen Age, Renaissance et époque néoclassique

En 963, le comte ardennais Sigefroid acquiert l'éperon rocheux de Lucilinburhuc et y construit le fortin qui deviendra la forteresse de Luxembourg : c'est l'origine mythique du pays. Par la suite, le Comté sera souvent au centre des guerres féodales et des alliances matrimoniales nobiliaires à l'échelle de l'Europe. On note des souverains remarquables, parmi lesquels la comtesse Ermesinde, qui octroie les premières chartes d'affranchissement aux principales villes du pays (Echternach, Luxembourg) ; les quatre empereurs du Saint-Empire romain germanique issus de la maison de Luxembourg : Henri VII (1308–1312), Charles IV (1355–1378), qui a érigé le Comté en Duché de Luxembourg, Wenceslas Ier (1378–1400) et Sigismond Ier (1411–1437) ; Jean

l'aveugle, roi de Bohême et comte de Luxembourg, mort en 1346 à la bataille de Crécy au service du roi de France. Depuis le XIIIe siècle, la cour utilisait la langue française pour ses chartes, mais l'usage de l'allemand était aussi répandu en raison du bilinguisme de fait de la population scindée en 'quartier wallon' et 'quartier allemand'. En 1441, le Luxembourg passa sous occupation étrangère, bourguignonne ; puis ce fut la domination des Habsbourg (Charles Quint), celle de l'Espagne, celle de la France (conquête de Luxembourg par Louis XIV en 1684, rétrocédée à l'Espagne dès 1697), celle des Habsbourg d'Autriche (Pays-Bas autrichiens) jusqu'à la fin du XVIIIe siècle : le pays fut toujours aux premières loges des luttes d'influence des pouvoirs et des cultures.

La Renaissance fit une timide apparition, notamment sensible dans les domaines religieux et aristocratique. Les premiers mécènes non cléricaux apparurent, en premier lieu le gouverneur du Luxembourg, comte de Mansfeld, au service de l'Empire allemand. Son château à Luxembourg-Clausen (1563) fut un véritable palais où s'accumulaient les trésors bibliophiles, le mobilier luxueux, les collections d'antiquités, de peintures et de sculptures, aussi bien à l'intérieur qu'à l'extérieur, car le parc du domaine avait des allures italiennes. La dispersion de ces richesses et la destruction du château en ont fait un mythe similaire à celui du paradis perdu. Un peu plus tôt, Jean de Beck, autre gouverneur du Luxembourg à la solde de l'Empire, avait lui aussi sacrifié à la mode du jour en faisant ériger, à côté du *burg* médiéval de Beaufort que Victor Hugo allait admirer, une résidence consacrée d'abord à l'agrément. Mais la noblesse luxembourgeoise était peu nombreuse, souvent absente pour motifs professionnels à l'image des comtes de Vianden ; le pays restait pauvre.

En érudit humaniste, le bénédictin Jean Bertels, d'abord supérieur de l'abbaye de Münster à Luxembourg, puis de celle d'Echternach, publia une *Historia luxemburgensis* (Cologne, 1595), premier travail d'historiographie nationale, et a notamment tenu des registres comptables des propriétés abbatiales, illustrés de dessins de sa plume publiés seulement en 1984. Avec le dessinateur Bertels, même le peuple a droit à l'existence artistique, les paysans et les vignerons, les artisans et les négociants de ces fiefs abbatiaux séparés aujourd'hui par des frontières politiques sont croqués sur le vif avec leurs outils, leurs animaux et leurs méthodes de travail. Originaire de Louvain dans le Brabant flamand, prélat abbatial dans le Duché de Luxembourg, Jean Bertels a une stature européenne illustrée par son emploi du latin, alors (encore) *lingua franca* de l'Eglise chrétienne, de la haute administration et de l'érudition institutionnalisée dans les universités et les monastères.

A l'époque de la contre-Réforme, le jésuite Alexandre de Wiltheim rédigea son inventaire des monuments romains du Luxembourg avec leurs inscriptions : *Luciburgensia, sive Luxemburgum romanum* (publication posthume par Auguste Neyën en 1842). Quant aux pères de son ordre, la vie culturelle luxembourgeoise leur doit, outre les débuts de l'enseignement secondaire

avec la fondation de leur Collège de Luxembourg (1603–1773), l'instauration du culte marial et de sa dévotion populaire qui ont aussi influencé la formation de l'identité nationale, ainsi que les débuts de la vie théâtrale. Les membres de la Compagnie de Jésus ont rédigé et fait représenter des centaines de pièces éducatives et moralisantes en latin, ayant recours à toutes les ficelles de l'art des planches, du théâtre dans le théâtre aux scènes de masse en passant par les décors réalistes, les gags comiques et les effets sonores. Les pièces des pères jésuites sont les premiers signes d'une littérature de fiction née certainement sur le territoire du Luxembourg. Or, la thématique de certaines de ces pièces est bien européenne et culturelle, puisque leurs auteurs mettent en scène la rivalité idéologique entre leur sainte religion et celle des musulmans, ces derniers étant représentés souvent comme preneurs d'otages, exploiteurs de femmes et ennemis des valeurs du christianisme : l'engagement culturel devient ici œuvre de propagande, on se définit par opposition à autrui et en recommandant le modèle survalorisé. Seuls les programmes en français (les *periochae*) de ces pièces subsistent et sont conservés à la Bibliothèque nationale de Luxembourg, logée depuis 1973 dans les bâtiments de l'Athénée de Luxembourg, lui-même successeur de l'ancien Collège des jésuites.

Le XVIIIe siècle est marqué par le 'règne' de Marie-Thérèse d'Autriche, épouse de l'empereur François Ier d'Autriche. Cet 'âge d'or luxembourgeois' est dû à une période de paix relative et de stabilité politique. Le pays, pourtant peu favorisé par la nature, atteint une prospérité relative et le peuple peut, dans une certaine mesure, en tirer profit. L'architecture et le mobilier, bien que l'origine en soit étrangère, autrichienne ou tyrolienne, développe un style décoratif qu'on pourrait presque appeler luxembourgeois. Le plus bel exemple en est donné par l'abbaye bénédictine d'Echternach dont l'abbé Mathias Hartz décide, à partir de 1727, de démolir les bâtiments médiévaux pour les remplacer par un palais abbatial représentatif de son pouvoir spirituel et temporel. Les plans sont de l'architecte bénédictin lorrain Léopold Durand, qui travaillait dans la ligne du classicisme français et a dessiné un quadrilatère régulier aux symétries parfaites, aux justes proportions, avec un fronton classique en guise de portique d'entrée, flanqué de deux ailes légèrement en saillie : copie miniature de Versailles. L'exécution et le décor furent confiés en grande partie à des artisans immigrés du Tyrol, la famille Mungenast étant la plus connue. Le baroque français, volontiers rationaliste, un peu froid, était tempéré par des éléments décoratifs de type rocaille, tels que des mascarons grotesques, des grilles et des barres d'appui en fer forgé, des pierres de touche ciselées, des motifs en trompe-l'œil, du mobilier peint aux paysages italianisants. L'eau, comme à Versailles encore, était utilisée pour vivifier l'aspect minéral du palais, d'où une abondance de fontaines, de bassins et de vasques entourés de toute une statuaire mythologique et enjouée dans des parterres tirés au cordeau. Dans le jardin abbatial, le pavillon Louis XV, de forme pentagonale, avec ses imprévus et ses lignes tordues, est un bel exemple de ce rococo qui est l'art de l'inutile cultivé jusqu'à le rendre indispensable au

besoin esthétique de tout esprit humain cultivé. Aussi immatériel que la jubilation d'un air de Mozart, le pavillon servait aux plaisirs du dernier abbé d'Echternach, Emmanuel Limpach, fort épris de fastes et de fêtes. Fortement endommagé lors de l'offensive des Ardennes en 1944–1945, ce pavillon à la façade irrégulière et irrationnelle fut un des premiers édifices publics à être reconstruits à Echternach, une fois la paix revenue : sa gratuité irréelle, sa fantaisie pétrifiée est bien la preuve que, même au milieu du dénuement, la Beauté comme valeur universelle garde toute sa justification.

L'architecture néoclassique de l'abbaye s'est répercutée sur celle des églises relevant de son influence et construites à la même époque. L'image du christianisme jésuite et baroque, telle qu'elle se dégage de la vue des chapelles et sanctuaires de l'Œsling dans le Nord du pays, a quelque chose de souriant et d'anodin, à l'instar des angelots joufflus et des panneaux peints qui les caractérisent. En même temps, ce triomphe du catholicisme papiste sur l''hérésie' protestante qui est ainsi signifié ne peut cacher la réalité d'une culture religieuse qui ne pouvait tolérer de déviance dogmatique. C'est à la fois une tare pour quiconque applique à cette société les convictions humanitaires de notre temps, et un bienfait pour quiconque reconnaît que cette unicité de la foi religieuse imposée par une Eglise militante a également eu pour conséquence une culture fédératrice.

Le triomphe de la bourgeoisie postrévolutionnaire et l'émergence du sentiment national

L'irruption des troupes révolutionnaires françaises signifia la fin brutale de l'Ancien Régime avec son univers encore largement théocratique et sa société hiérarchisée, corporatiste, aux lenteurs engendrées par des voies de communication préhistoriques. La vie intellectuelle était peu développée, l'activité économique entravée par les péages, les taxations seigneuriales improductives, les censures et les privilèges. La suppression de l'abbaye d'Echternach et d'autres institutions religieuses de l'ancien Duché de Luxembourg par le régime révolutionnaire français, auquel le souverain autrichien allait céder le pays lors de la Paix de Campoformio en 1797, marque une étape historique cruciale, débouchant sur une réorganisation totale de la vie sociopolitique en vertu de critères qui se voulaient rationnels et démocratiques. Ce furent surtout la bourgeoisie citadine et la paysannerie aisée qui tirèrent leur épingle du jeu, la République française et l'Empire napoléonien prenant le relais des réformes hâtivement imposées par l'empereur Joseph II et mal acceptées, jetant les bases d'un Etat moderne, éclairé, où la souveraineté était redistribuée au profit de nouvelles couches sociales.

Le règne de la bourgeoisie acommencé au plus tard avec la vente des biens nationaux, le paradigme en étant l'abbaye d'Echternach rachetée et exploitée industriellement par l'homme d'affaires Jean-Henri Dondelinger, qui en fit

une faïencerie. De nouveaux critères économiques comme la rentabilité, l'épargne, l'efficacité commerciale ou l'équilibre financier allaient concurrencer les considérations esthétiques ou religieuses.

Du fait de l'éloignement du souverain, la vie de cour était réduite au minimum dans le Luxembourg de l'Ancien Régime et n'a pas pu jouer le même rôle moteur sur le plan culturel que dans d'autres pays comme l'Allemagne, par exemple, éparpillée en de multiples Etats dont le prince était plus proche, à l'image d'un duc de Weimar. On mesure encore davantage le dénuement de l'ancien Duché, quand on le compare au Royaume de France, dont le centralisme monarchique, repris par les régimes républicain et impérial, fut un puissant facteur fondateur en la matière. Pour le Luxembourg s'ajoute une situation linguistique peu encline à générer une culture unique. La haute administration et la cour, pour autant que celle-ci se manifestait dans le pays, avaient recours au français ; l'administration en contact avec le peuple se servait de l'allemand et, pour les communications orales, du patois luxembourgeois.

Il se trouve que deux écrivains européens majeurs, représentant la quintessence culturelle de leur patrie respective, sont passés par Luxembourg à deux générations d'intervalle. En 1792, c'est Johann Wolfgang Goethe qui traversa le pays avec l'Armée des princes, dans laquelle servait également François-René de Chateaubriand. Après la bataille perdue de Valmy, l'auteur du *Werther* revint dans les fourgons de cette armée en déroute et s'arrêta pour quelques semaines dans la forteresse de Luxembourg, dont il laisse des souvenirs graphiques et des textes devenus références. Entre 1862 et 1865, Victor Hugo traversa six fois le Grand-Duché pendant son exil, comme touriste se rendant sur le Rhin allemand ou en revenant, faisant lui aussi des croquis et prenant des notes sur les 'choses vues' dans les Ardennes luxembourgeoises qui, avec leurs *burgs* écroulés, étaient pour lui comme une Allemagne en miniature. En 1871, après la Commune de Paris, il revint au Grand-Duché comme réfugié politique, défendant les communards menacés d'exécutions sommaires à Paris, et retrouva son cher Vianden où il allait écrire la majeure partie des poèmes de *L'Année terrible* (1872). Ces témoignages d'écrivains étrangers sont un apport indéniable à l'imagologie du pays. On se définit soi-même par rapport aux autres et on est défini par eux : le petit Grand-Duché a besoin de ce recul pour prendre conscience de ses particularités.

Depuis 1839, en raison de diverses partitions subies par le pays, il n'y a plus de population autochtone naturellement francophone. Par une loi de 1843, la bourgeoisie luxembourgeoise francophile avait instauré un système scolaire prévoyant l'apprentissage du français au même titre que l'allemand à tous les enfants scolarisés ; le patois, qu'on appelait alors 'luxembourgeois allemand', était parlé par tous les autochtones, mais sans trouver encore de consécration administrative ou officielle. L'Etat, dû au bon gré politique des puissances européennes, préexistait à la conscience nationale, qui allait être forgée à travers différentes crises politiques et militaires.

La création littéraire luxembourgeoise, qui se décline dans les deux grandes langues internationales et dans le dialecte, thématisera en partie cette identité collective naissante. C'est en effet un des paradoxes du Grand-Duché de ne pas présenter une, mais trois littératures nationales. En 1826, Louis Marchand publia le premier recueil germanophone, *Rudolph und Adelhaid. Ein Heldengedicht* ; en 1829, Antoine Meyer publia le premier recueil poétique en luxembourgeois, *E' Schrek ob de Lezeburger Parnassus* ; en 1855 parut à Bruxelles le premier livre francophone luxembourgeois, le roman *Marc Bruno. Profil d'artiste* de Félix Thyes. Cet étudiant luxembourgeois à l'Université libre de Bruxelles avait donné en 1854 dans une revue bruxelloise son « Essai sur la poésie luxembourgeoise ». Dans ce mémoire de fin d'études, il s'applique à prouver avec enthousiasme que sa langue maternelle luxembourgeoise non seulement existe – même si aucune ligne de lui écrite en cet idiome n'a été transmise –, mais encore est capable de performances littéraires et de valeur ajoutée culturelle. Pour pouvoir les analyser, il traduisait en français les premiers poèmes en luxembourgeois, se faisant ainsi le pionnier du comparatisme littéraire luxembourgeois face à différentes aires culturelles.

Si depuis la loi sur le régime linguistique de 1984 où il fut proclamé 'langue nationale', le luxembourgeois a la préférence du grand public, il n'en a pas toujours été ainsi. En fait, l'allemand se lit plus facilement que ce dialecte francique-mosellan de l'Ouest (*Westmoselfränkisch*) dont l'orthographe a mis plus d'un siècle et demi à se fixer. Aussi l'allemand a-t-il pu être considéré par certains historiens comme une forme écrite du luxembourgeois réservé aux genres de l'oralité (théâtre paysan et populaire, chansons, poésies lyriques). La langue maternelle faisant davantage vibrer les cordes affectives, le luxembourgeois répond à un besoin identitaire primaire et spontané, comme l'allemand à un moindre degré ; le français, pratiqué par certains intellectuels comme antidote au pangermanisme menaçant depuis la fin du XIXe siècle jusqu'au milieu des années 1940, génère un réflexe identitaire au second degré, plus cérébral, mais non moins essentiel car devenant une seconde nature. La littérature de langue allemande a peut-être le mieux assimilé la réalité socioéconomique. Globalement on peut dire que les littératures en langues allemande et luxembourgeoise induisent des œuvres proches du vécu de leur public, correspondant à la sensibilité générale, alors que la littérature de langue française, produite par et pour la bourgeoisie, donne des œuvres plus distantes où le vécu concret local est moins à son aise, mais où l'écrivain peut davantage s'inscrire dans l'universel ou, au contraire, cultiver ses propres lubies. Même si certains écrivains luxembourgeois s'expriment en deux, voire en trois langues, comme actuellement Roger Manderscheid, Guy Rewenig, Anise Koltz et Claudine Muno, cela ne veut pas dire qu'ils abordent à chaque fois la littérature sous le même angle. Au contraire, le choix de telle langue implique aussi un choix culturel et vise tel public ou tel champ littéraire, éventuellement étranger. Certains sujets se traitent mieux dans une langue ou dans une autre.

Pour s'informer sur la vie culturelle du Luxembourg jusqu'au début du XXe siècle, on peut consulter l'essai de psychologie ethnologique *Le Peuple luxembourgeois* (1911, réédité en 1920) de Nicolas Ries. Ce professeur de français y soulève la question de savoir s'il faut considérer le bilinguisme luxembourgeois – allemand/français – comme un bienfait ou un handicap. Ries décrit les liens qu'il peut y avoir entre vie affective et vie réflexive, entre langue maternelle et langue étrangère apprise, et en déduit un véritable dualisme psychique luxembourgeois qui agirait aux dépens de la spontanéité créatrice et pousserait à l'observation discursive. Passant en revue l'histoire du pays, il s'attache à démontrer que le bilinguisme luxembourgeois est néanmoins original, très différent de ce qui se passe en Suisse romande ou en Belgique francophone, comparable tout au plus à la situation en Alsace-Lorraine avant l'annexion. Pays tampon entre la France et l'Allemagne, le Luxembourg se serait nécessairement vu conférer un rôle d'intermédiaire entre deux cultures, que tant de choses opposent. Pour sa part, il pensait toutefois qu'il valait mieux s'en tenir à une seule langue d'expression littéraire. De 1923 à 1940, le même Nicolas Ries allait diriger *Les Cahiers luxembourgeois*. Avec son équipe d'écrivains de la bourgeoisie libérale, il s'efforçait d'étayer par le texte et par l'iconographie abondante l'affirmation « sinon d'une culture, du moins d'une conscience luxembourgeoise »[1], selon l'éditorial du Comité de Rédaction publié dans le premier numéro de la revue. Il est clair que cette dimension culturelle ne peut s'inscrire que dans un contexte européen. A la même époque, son contemporain Batty Weber, qui s'exprimait de préférence en allemand et en luxembourgeois et occasionnellement en français, défendait la notion du métissage culturel et linguistique (*Mischkultur*, secret, selon lui, de l'originalité luxembourgeoise).

Un moment de grâce culturel : les Mayrisch à Dudelange et à Colpach

La relation amicale qui unissait depuis le début du XXe siècle André Gide à la Luxembourgeoise Aline de Saint-Hubert (1874–1947), épouse d'Emile Mayrisch (1862–1928), le puissant directeur général de l'entreprise sidérurgique A. R. B. E. D. (Aciéries Réunies de Burbach, Eich, Dudelange), a été à la base de rencontres fructueuses entre personnalités françaises et allemandes au Grand-Duché dans l'entre-deux-guerres. Sans rien d'officiel, ces échanges intellectuels qui eurent lieu dès le début du siècle dans leur villa à Dudelange, puis à partir de 1920 au domaine de Colpach à la frontière belge, que venait d'acquérir le maître de forges luxembourgeois, se proposaient de réconcilier, dans un cadre champêtre et une atmosphère conviviale, les têtes pensantes

1 A nos lecteurs, ds. : *Les Cahiers luxembourgeois* 1 (octobre 1923), p. 5–6, ici p. 6.

européennes après les déchirements de la Première Guerre mondiale. On a parfois comparé le 'Cercle de Colpach' aux décades de Pontigny. Chez les Mayrisch se rencontraient des politiques comme l'Allemand Walther Rathenau, le Français Pierre Viénot et le fondateur du mouvement Paneuropa, Richard Coudenhove-Kalergi, ainsi que des écrivains comme Henri Ghéon, Paul Claudel, Annette Kolb, Alexis Curvers et Henri Michaux, des artistes comme le peintre Théo van Rysselberghe ou comme Jules Delacre, directeur du Théâtre du Marais à Bruxelles, de même que des hommes de science comme Paul Langevin et le duc Maurice de Broglie. D'autre part, les Mayrisch invitaient des conférenciers, comme Emile Verhaeren, ou des troupes de théâtre, comme celle de Jacques Copeau. Même si Colpach n'a pas directement inspiré d'œuvre littéraire majeure, de nombreux hôtes des Mayrisch comme André Gide, Jean Schlumberger, Annette Kolb, Ernst Robert Curtius ou encore Maria Van Rysselberghe et Marie Delcourt évoquent le couple de mécènes luxembourgeois et leur rayonnement européen dans leurs lettres ou leurs écrits intimes. En se portant acquéreur du *Journal de Luxembourg* en 1922 et en invitant ses hôtes à s'y exprimer, Emile Mayrisch voulait créer un organe de presse en faveur de la réconciliation franco-allemande. Dans le même ordre d'idées, il fonda en 1926 le Comité franco-allemand d'information et de documentation (Deutsch-Französisches Studienkomitee) ; l'Entente internationale de l'acier, qu'il initia la même année, avait pour objectif d'éviter que les conflits économiques ne soient à l'origine d'une nouvelle guerre. Ainsi, Aline Mayrisch et Emile Mayrisch, dans des registres différents mais complémentaires, s'efforçaient de répondre au mieux à leur vocation d'honnêtes courtiers des idées : on se plaît à y reconnaître une dimension médiatrice propre au Grand-Duché.

La grande époque du Cercle de Colpach s'interrompit brutalement en 1928, quand Emile Mayrisch fut victime d'un accident mortel de circulation. Aline Mayrisch continua de recevoir des écrivains, notamment des représentants de la bourgeoisie libérale allemande en fuite devant le nazisme, comme le philosophe Karl Jaspers. Elle offrit refuge à nombre d'écrivains dans sa villa La Messuguière à Cabris. A sa mort, en 1947, elle laissa son château de Colpach à la Croix-Rouge luxembourgeoise, qui y installa une maison de convalescence. Sa fille unique, Andrée Viénot-Mayrisch, dont le mari, Pierre Viénot, fut l'ambassadeur du général de Gaulle en Grande-Bretagne, mit La Messuguière à la disposition d'intellectuels libéraux pour des séjours de vacances. Aujourd'hui, le Cercle des Amis de Colpach cultive le souvenir des Mayrisch et poursuit les recherches et les publications concernant leurs initiatives européennes. Grâce aux Mayrisch, le Grand-Duché fut, après le rayonnement spirituel de l'abbaye d'Echternach dans l'Ancien Régime et avant les multiples manifestations culturelles d'aujourd'hui, au diapason de la création artistique et de la réflexion philosophique d'avant-garde.

Tensions politiques et métissages culturels

En 1815, après des siècles d'aliénation étrangère, le pays retrouva une indépendance relative, mais au sein du royaume des Pays-Bas, dont les rois successifs (Guillaume Ier, II et III) étaient en même temps grands-ducs de Luxembourg. De ce fait, le Grand-Duché devait trouver ses marques par rapport aux Pays-Bas, par rapport à l'Allemagne qui entretenait une importante garnison à Luxembourg, et par rapport au jeune Royaume de Belgique.

La pauvreté qui régnait dans le Grand-Duché, resté essentiellement forestier et agricole, trouvait un exutoire dans les quelque 70 000 émigrants qui partirent chercher fortune aux Etats-Unis, tandis que d'autres trouvèrent du travail dans la France du Second Empire et de la Troisième République : autant de facteurs qui auront une influence sur l'évolution des mentalités au Grand-Duché, du fait des échanges avec l'étranger. Ainsi, au point de vue culturel, les quelque 20 000 Luxembourgeois vivant à Paris aux alentours de 1900 ont contribué à consolider ou à enrichir le lexique luxembourgeois de quelque 500 expressions véritablement constitutives d'une partie de l'identité linguistique. La défaite de la France en 1870 face à l'Allemagne dominée par la Prusse, qui fit sentir son hégémonie économique à Luxembourg, suscita une véritable réaction francophile de la part de la bourgeoisie grand-ducale et cette sympathie, reposant sur l'équation 'francophonie = francophilie', allait perdurer jusqu'après la Seconde Guerre mondiale, alimentée par les mauvais traitements imposés par l'Allemagne wilhelmienne, puis hitlérienne, aux Luxembourgeois témoignant de leur sympathie à l'égard de la République française. En 1919, des intellectuels, comme le poète Paul Palgen, plaidèrent pour un rattachement à la France. Les efforts des Mayrisch en faveur d'une réconciliation franco-allemande dans les années 1920 ont pu, du moins dans les milieux intellectuels, avoir une action positive à cet égard, mais moins sans doute que, à partir des années 1950, le devenir démocratique de la République fédérale allemande et le miracle économique d'outre-Moselle. Au point de vue culturel, cela signifie que le Grand-Duché, à la fin du XXe siècle, a rééquilibré ses références culturelles entre francité et germanité, la culture anglo-saxonne s'étant invitée avec son propre prestige et ses facilités. Autant de facteurs qui, s'accumulant et se mêlant, déterminent une autre conception de l'identité nationale.

La prospérité matérielle qui distingue le Luxembourg d'aujourd'hui ne commence à se dessiner qu'à partir du dernier quart du XIXe siècle : elle est due en grande partie à l'exploitation des gisements providentiels de minerai de fer dans le Sud du pays (appelé *de Minett*, par allusion à la minette). La fondation des A. R. B. E. D., en 1911, à l'instigation de l'ingénieur Emile Mayrisch, marquera l'apogée de ce phénomène. L'adhésion du Grand-Duché à l'Union douanière allemande (1842–1918) lui permettait d'écouler avantageusement ses produits industriels sur un marché intérieur immense. La société luxembourgeoise, jusque-là rurale, se transforma rapidement, la population se

concentrant dans la capitale et le bassin minier. Plusieurs vagues d'immigrants (Allemands, Italiens, puis Polonais et Espagnols, de nos jours Portugais) grossiront les rangs des ouvriers d'usine et du bâtiment, ainsi que du personnel des entreprises artisanales, hôtelières, commerciales.

La réussite économique du pays tenait pour l'essentiel aux raisons suivantes : la possibilité que lui conférait sa souveraineté politique de miser sur des créneaux porteurs, au rebours de régions limitrophes non autonomes mais objectivement plus riches ; le recours massif à la main-d'œuvre étrangère ; la situation géographique du pays au cœur de l'Europe régie par l'économie libérale de marché ; la petitesse du territoire qui a fait du pays un Etat-tampon entre les grands, garantie de sa survie ; l'émergence d'une conscience nationale forgée au cours des 150 dernières années, où l'ipséité linguistique et les choix culturels déterminent une identité propre, que l'on pourrait désigner par le néologisme : la granducalité. Ces questions de mentalités changeantes sont problématisées dans des œuvres littéraires comme *Renert, oder de Fuuß am Frack an a Ma'nsgréßt. Op en Neis fotograféert vun Engem Letzebreger* (1872) de Michel Rodange, *die dromedare. stilleben für Johann den Blinden* (1973) de Roger Manderscheid ou encore *Mrs Haroy ou la Mémoire de la Baleine. Chronique d'une immigration* (1993) de Jean Portante.

Le Traité de Londres de 1867 avait contraint le Grand-Duché de Luxembourg à une stricte neutralité politique, garantie par les grandes puissances européennes (France, Prusse, Royaume-Uni, Italie, Belgique, Pays-Bas et Russie). En même temps, la ville fut libérée d'une hypothèque militaire centenaire et d'un *casus belli* éventuel, la forteresse, objet de convoitise depuis des siècles, étant démantelée à cette occasion et permettant ainsi à la ville de respirer et de s'agrandir. Deux phénomènes allaient accélérer ce processus d'ouverture : la mise en place du réseau ferroviaire à partir de 1859 et l'exploitation à grande échelle des gisements miniers découverts dans le Sud du pays à la même époque. La circulation des personnes et des biens fut facilitée par le nouveau moyen de transport, qui désenclava définitivement le Grand-Duché. L'industrie sidérurgique fut un facteur de richesse matérielle et fut aussi à la source d'un vaste mouvement d'immigration de main-d'œuvre, de savoir-faire technique et de capitaux en provenance d'Allemagne d'abord, puis, en ce qui concerne les ouvriers, en provenance d'Italie : ce métissage culturel contribua à modeler l'image moderne du Grand-Duché.

Pendant la Première Guerre mondiale, en dépit de son statut de pays neutre et donc intouchable, le Grand-Duché fut occupé par les armées de l'empereur Guillaume II. En 1918, l'écroulement de l'Empire allemand signifia la fin de l'Union douanière allemande, au sein de laquelle l'industrie sidérurgique luxembourgeoise avait pu trouver ses débouchés, à l'instar des A. R. B. E. D. Le référendum du 28 septembre 1919 sur l'orientation politique et économique future du pays représente la première occasion pour le peuple des électeurs – hommes et femmes – de prendre les décisions en lieu et place du souverain ou du personnel politique. A une faible majorité, les

Luxembourgeois décidèrent de maintenir le régime monarchique, mais de confier le trône à un nouveau souverain chef de l'Etat, la grande-duchesse Charlotte. La sœur de celle-ci, la grande-duchesse Marie-Adélaïde, qui s'était compromise avec l'occupant allemand et avait tenté d'appliquer une politique autocrate, avait été amenée à abdiquer. Dans le cadre du même référendum, les Luxembourgeois optèrent pour une union économique avec la République française. La France déclinant l'offre, le Grand-Duché se tourna alors vers la Belgique et signa en 1923 le traité de l'Union économique belgo-luxembourgeoise, toujours en vigueur.

Le principe de neutralité politique, que le Grand-Duché continuait d'observer en Europe, n'empêcha pas l'Allemagne hitlérienne d'envahir le pays, le 10 mai 1940, et de l'annexer. Le 10 octobre 1941, lors d'un recensement organisé par les nazis, les Luxembourgeois votèrent massivement en faveur de leur langue maternelle et de leur nationalité. En 1942, le régime annexionniste enrôla de force 11 000 jeunes Luxembourgeois dans la *Wehrmacht* et des milliers de patriotes furent déportés ou internés dans les camps. L'armée américaine libéra la ville de Luxembourg le 10 septembre 1944, mais des villes comme Echternach ou Vianden restaient sous l'emprise allemande. L'offensive des Ardennes, en 1944–45, toucha durement le Nord et l'Est du Grand-Duché. Ces années noires, où Hitler tentait par la violence d'intégrer le pays dans le giron de la grande Allemagne, en interdisant par exemple les signes d'appartenance à la culture française, eurent comme conséquence de consolider le sentiment d'indépendance et de cohésion nationales.

Contrairement à la grande-duchesse Marie-Adélaïde, qui était restée au pays pendant l'occupation en 1914–1918, sa sœur cadette, la grande-duchesse Charlotte, quitta le Grand-Duché dès l'invasion allemande en 1940 et ne rentra qu'une fois le territoire en grande partie libéré. S'adressant à ses compatriotes par des messages radiophoniques depuis son lieu d'exil, à savoir successivement le Portugal, le Canada, Washington et Londres, elle était devenue le symbole de l'indépendance luxembourgeoise, tout en contribuant, à la faveur de la sympathie que lui témoignait le président Franklin D. Roosevelt, à incarner la visibilité du Grand-Duché sur la carte du monde. Comme le gouvernement luxembourgeois s'était lui aussi exilé à Londres et y avait travaillé au contact des puissances alliées et d'autres gouvernements en exil (France, Belgique, par exemple), la décision fut prise d'abandonner la politique de neutralité en vigueur depuis presque quatre-vingts ans.

En 1944, l'union du Benelux fut mise en place par les gouvernements de la Belgique, des Pays-Bas et du Luxembourg. En 1945, le Grand-Duché signa la charte des Nations unies lors de la conférence de San Francisco. Dès lors, le pays participait aux activités internationales des agences spécialisées de l'Organisation des Nations Unies (ONU), comme l'Organisation des Nations Unies pour l'éducation, la science et la culture (UNESCO). Par la suite, le pays s'impliqua dans le processus de la construction européenne, abandonnant le principe de neutralité en 1948 en signant respectivement les traités de

Bruxelles et de l'Organisation du Traité de l'Atlantique Nord (OTAN). La Communauté européenne du charbon et de l'acier (CECA) fut lancée en 1952 à Luxembourg, qui en devint le siège et allait devenir aussi une des trois capitales de la Communauté économique européenne fondée par le Traité de Rome signé en 1957 par l'Allemagne, la France, l'Italie et les pays du Benelux. Les premières conséquences économiques, politiques et sociales en furent l'émergence de Luxembourg comme place financière, le processus d'intégration supranational ou encore la métamorphose d'une capitale de petit pays sans importance en cité cosmopolite au contact de l'Europe et du monde. C'est dans ce cadre aussi que le pays put gérer la première crise sidérurgique en 1974–1975, prélude aux restructurations dramatiques à venir. Ainsi, le groupe A. R. B. E. D. fusionna en 2002 avec Aceralia (Espagne) et Usinor (France) pour fonder le groupe Arcelor, lui-même racheté en 2006 par le groupe industriel anglo-indien Mittal Steel et intégré au groupe ArcelorMittal, numéro un mondial qui continue d'avoir son siège à Luxembourg.

Au seuil du troisième millénaire, la population avoisine le demi-million d'habitants, dont 40 % d'étrangers : Le Luxembourg est un des pays les plus composites de l'Union européenne. Ce brassage des cultures et des langues ne produit certes pas de situation dramatiquement explosive, mais l'assimilation des étrangers n'y est pas pour autant exemplaire. La vitalité, le dynamisme de certaines couches de la population résidente d'origine latine (Portugais), la présence de nombreux frontaliers lorrains ou ardennais belges francophones et eifeliens allemands font que plus de la moitié des postes de travail sont occupés par des non-Luxembourgeois. Une forte colonie de fonctionnaires européens travaillant pour les institutions communautaires (Secrétariat du Parlement Européen, Cour de Justice Européenne, Cour des Comptes Européenne, Banque Européenne d'Investissement, Office Européen des Publications) ajoute une autre touche de cosmopolitisme, haut de gamme.

Si le Grand-Duché a apparemment mieux géré la crise financière et économique de 2008–2009 que d'autres pays, il n'en reste pas moins que le chômage a considérablement augmenté, frappant surtout les frontaliers, et que le PIB s'est tassé. Des usines furent fermées en raison de délocalisations ou de considérations liées à la mondialisation des réseaux économiques, la plus emblématique étant celle du céramiste Villeroy & Boch, installé sous le nom de Faïencerie Boch à Luxembourg dès 1767 et considéré comme fleuron de l'industrie nationale à forte connotation identitaire avec le service de table « Vieux-Luxembourg ». Sous l'effet de la crise induite par les banques justement, certaines institutions financières connurent des reconversions, des rachats, des fusions, des cessations d'activités. Parallèlement, d'autres secteurs purent se développer, comme la télécommunication, le commerce électronique et la production audiovisuelle, dans une perspective de plus en plus mondialiste.

La société luxembourgeoise, bien que fortement tributaire de la main-d'œuvre étrangère (résidents portugais par exemple, immigrés hors-Europe, frontaliers lorrains, belges et allemands), ne connaît pas de crise majeure malgré le ralentissement de la productivité. Cela est dû en partie au fait que le rythme de vie est moins trépidant qu'ailleurs, la petitesse du pays et la proximité offrant mainte possibilité de faire jouer le consensualisme à échelle humaine et la recherche du compromis minimaliste. Pourtant, le 10 juillet 2005, les Luxembourgeois, lors d'un nouveau référendum, ont voté à 56 % seulement en faveur de la ratification du Traité de Lisbonne réorganisant le fonctionnement de l'Union européenne. Ce résultat serré peut s'expliquer en partie par l'euroscepticisme, en partie par la peur devant la globalisation et en partie par méfiance vis-à-vis d'une bureaucratie européenne jugée tentaculaire. L'application du Traité de Lisbonne coïncide avec la mainmise des grands pays européens (France, Allemagne, Grande-Bretagne, Italie) sur la gestion – en principe commune – des affaires, au détriment des petits pays et de leur engagement européen selon le principe de l'égalité. Jusque-là, le Grand-Duché avait toujours réussi à faire entendre sa voix, grâce notamment à des représentants européanistes convaincus comme Joseph Bech, Pierre Werner, Gaston Thorn, Jacques Santer et aujourd'hui Jean-Claude Juncker.

Le Grand-Duché à l'ère des communications interplanétaires

A l'heure actuelle, la question de la 'culture luxembourgeoise' et de l'identité nationale en Europe se pose en des termes nouveaux dans la mesure où la cohésion unitaire autour des seules relations franco-allemandes remontant à l'Empire de Charlemagne et à la romanité est difficile à maintenir face à la diversité culturelle et à la mobilité propre à la vie moderne. Se dégage peu à peu une vision plus universelle de l'être humain, fondée sur les droits de l'homme, l'égalité des sexes, l'autonomie de l'individu, la tolérance vis-à-vis de conduites alternatives, la démocratie participative et directe, la double citoyenneté, mais aussi la protection de l'environnement, les économies d'énergie et le développement durable.

Grâce à la prospérité engendrée par des taux de croissance qui, jusqu'il y a peu, plaçaient le Grand-Duché en tête des nations les plus industrialisées, le pays a pu se doter d'institutions et d'installations culturelles dignes de ce nom, entre autres en 1995 et 2007, lorsque Luxembourg fut Capitale européenne de la culture. On signalera à ce propos la salle de concert appelée Philharmonie, le Musée d'Art moderne, bientôt le Musée de la Forteresse, ou encore le Centre national de littérature à Mersch[2] et le Centre national de l'audiovisuel à Dudelange. Des festivals internationaux, comme celui de Wiltz pour le théâtre en plein air ou d'Echternach pour la musique classique, des mani-

2 http://www.cnl.public.lu/

festations littéraires, comme les Journées poétiques de Mondorf organisées à l'instigation de la poétesse luxembourgeoise Anise Koltz, de nouveaux centres culturels comme ceux d'Ettelbruck, de Marnach ou d'Echternach, des conservatoires ou des musées communaux comme ceux de Luxembourg ou d'Esch-sur-Alzette contribuent à diversifier et à internationaliser la scène artistique. Comme il n'y a – heureusement – pas de troupe théâtrale fixe, les directeurs de salles ou de troupes (Grand Théâtre, Capucins, Théâtre ouvert Luxembourg, Centaure, Casemates à Luxembourg ; Municipal à Esch-sur-Alzette) sont obligés de recourir aux coproductions. Cela permet de faire travailler ponctuellement dans leur pays d'origine des acteurs luxembourgeois formés et basés à l'étranger et de faire intervenir des acteurs, des metteurs en scène et des techniciens étrangers. Il va sans dire que des pièces se donnent dans de multiples langues : français, allemand, luxembourgeois, anglais. Grâce au Fonds national de soutien à la production audiovisuelle alimenté par le gouvernement, des dizaines de films professionnels sont annuellement (co)produits et en partie tournés au Grand-Duché, souvent avec des artistes et des techniciens locaux en collaboration avec des confrères étrangers (français, allemands, belges, suisses, autrichiens, anglo-saxons ou étasuniens). Tous les deux ans, le Prix du film luxembourgeois (*Lëtzebuerger Filmpräis*) en fournit une illustration. Au plan musical, l'ancien Orchestre de RTL, devenu Orchestre philharmonique de Luxembourg en 1996 – cent musiciens sous la baguette du Français Emmanuel Krivine – est un ambassadeur à l'image de son pays hôte : cosmopolite de par sa composition et sa programmation.

Au plan littéraire, on observe depuis quelques années des métamorphoses qui vont aussi dans le sens d'une plus grande ouverture sur le monde en évolution. Les auteurs du *Luxemburger Autorenlexikon*, publié par le Centre national de littérature en 2007, ont pu se rendre compte à quel point des écrivains 'luxembourgeois', c'est-à-dire ayant la nationalité du pays ou y résidant et y publiant, utilisent de multiples langues à côté de l'allemand, du luxembourgeois et du français, comme l'anglais, l'italien ou le portugais. Parmi ces auteurs, l'on compte des réfugiés des anciens pays de l'Est, qui s'expriment dans leur langue natale, et d'autres qui choisissent une langue traditionnellement en usage dans le pays, voire même le luxembourgeois. Avec le recul nécessaire, on pourra sans doute acter une redistribution dans les usages linguistiques et littéraires : l'interculturalité est un révélateur des changements socioéconomiques et politiques tels qu'ils sont induits par l'unification européenne. Un rapport publié par l'Unesco en 2009 a classé le luxembourgeois parmi les langues menacées de disparition, ce qui a été vigoureusement contesté par les sociolinguistes étudiant la question des langues au Grand-Duché. En effet, on peut observer un usage de plus en plus varié de la langue nationale, à l'oral comme à l'écrit, mais dans sa configuration 'standard', la vie moderne et ses contraintes économiques, la mobilité croissante et les échanges démultipliés semblant condamner les variantes dialectales régionales et locales comme incompatibles avec l'efficacité communicationnelle

exigée. Face à la globalisation et face à une Europe de plus en plus politiquement unifiée ou fédérée, beaucoup de Grand-Ducaux se focalisent sur cette langue standardisée, la considérant comme indice de l'identité nationale. La presse luxembourgeoise, majoritairement rédigée en langue allemande, s'est davantage ouverte depuis une quinzaine d'années aux frontaliers de Lorraine et de Belgique en créant des titres francophones comme les deux journaux *Le Quotidien* et *La Voix du Luxembourg* et l'hebdomadaire *Le Jeudi* ; il existe également des publications en anglais, en italien et en portugais.

Ce n'est qu'en 2003 qu'a été créée l'Université du Luxembourg[3], comportant la faculté des sciences, de la technologie et de la communication, la faculté de droit, d'économie et de finance, la faculté des lettres, des sciences humaines, des arts et des sciences de l'éducation. Prenant le relais de l'ancien Centre universitaire, dont l'embryon remonte au milieu du XIXe siècle, et d'autres institutions d'enseignement supérieur de création plus récente, l'Université du Luxembourg a été la première fondation universitaire dans le monde au XXIe siècle et s'est aussitôt appliquée à mettre en pratique les principes du processus de Bologne, comme la mobilité des étudiants et des enseignants, ainsi que la mise en place des trois cycles Bachelor (Licence), Master (Maîtrise) et Doctorat. En quelques années, grâce aux dotations budgétaires du gouvernement luxembourgeois et au soutien d'institutions comme le Fonds national de la recherche, grâce à l'engagement et à la compétence des enseignants-chercheurs venus de nombreux horizons, grâce à la clairvoyance des instances dirigeantes et grâce à la motivation des étudiants et doctorants, la jeune institution a su acquérir la reconnaissance des universités partenaires. Cela est dû en partie à la culture universitaire que l'Université du Luxembourg a su mettre en place en jouant habilement sur la fusion des différentes traditions universitaires – française, belge, suisse, allemande, anglaise, étasunienne, canadienne, etc. – que son personnel académique ou administratif importe, dans un environnement multilingue (français, allemand, anglais, luxembourgeois) et multiculturel. Les réseaux de chercheurs, les formations communes en partenariat avec les universités voisines comme Metz, Liège, Sarrebruck et Trèves, les cotutelles et la codiplomation sont autant de facteurs qui gomment les aspects purement nationaux de l'enseignement et de la recherche et leur confèrent une vocation (trans)continentale.

L'une des unités de recherche de la faculté des lettres, des sciences humaines, des arts et des sciences de l'éducation se présente sous l'acronyme IPSE : Identités, Politiques, Sociétés, Espaces. Les recherches portent sur les sociétés appréhendées du point de vue des évolutions dans le temps et dans l'espace, dans une perspective interdisciplinaire, une dizaine de spécialisations dans les sciences humaines étant concernées. Sont visés en particulier les processus de constitution d'identités socioculturelles dans leurs interactions avec

3 http://wwwfr.uni.lu/

les réseaux sociaux. En raison de son histoire et de sa société multiculturelle, le Grand-Duché constitue un site européen à échelle réduite, propice aux bilans et aux prospectives. Deux programmes de recherche sont prioritaires : les 'Etudes Luxembourgeoises' (linguistique et littératures) et la 'Gouvernance Européenne', dédiés à l'étude des dynamiques nationales, interrégionales et supranationales.

Il sera difficile, voire dangereux de vouloir maintenir une conception innéiste et unitaire de l'identité nationale du Grand-Duché de Luxembourg au sein d'une Europe une et diverse, qui dialogue avec le reste du monde. La sagesse consistera au contraire à en reconnaître le caractère métissé et évolutif, dans le sens que Victor Hugo, dès 1843 dans la préface de son drame européen *Les Burgraves*, définissait ainsi : « avoir pour patrie le monde et pour nation l'humanité ».

Bibliographie sélective

Pour de plus amples détails, on se reportera à la *Bibliographie nationale* éditée annuellement par la Bibliothèque nationale depuis 1946, et à la *Bibliographie courante de la littérature luxembourgeoise*, éditée annuellement depuis 1989 par Claude Meintz, puis par Marie-France Kremer et actuellement par Daphné Boehles pour le Centre national de littérature.

Publications générales

Les Cahiers luxembourgeois 35 (1988), n° spécial « Réflexions autour de l'identité ».

Calmes, Christian/Bossaert, Danielle : *Histoire du Grand-Duché de Luxembourg de 1815 à nos jours*, Luxembourg : Ed. Saint-Paul, 1994 (Histoire Contemporaine du Luxembourg 13).

Christophory, Jul : *The Luxembourgers in Their Own Words/Les Luxembourgeois par eux-mêmes/D'Letzebuerger am Spigel vun hirer Sprooch, I, Selected Texts in Luxembourgish with English and French translation/Recueil de textes luxembourgeois avec traduction française et anglaise. II, The Anatomy of a Small Country and Its Language/Portrait d'un petit pays et de sa langue*, Bertrange : J. Christophory, 1978.

Christophory, Jul : *Luxembourgeois, qui êtes-vous ? Echos et chuchotements*, Luxembourg : Binsfeld, 1984.

Christophory, Jul/Thoma, Emile : *Luxembourg*, Oxford, Santa Barbara (CA) : Clio Press, [2]1997 (World Bibliographical Series 23).

D'Haenens, Albert (dir.) : *Le Grand-Duché de Luxembourg. Identité nationale et Dimension européenne entre les univers roman et germanique*, Luxembourg : Ed. Saint-Paul, 1999 [publié aussi sous le titre D'Haenens, Albert (dir.) : *Le Luxembourg*, Bruxelles : Artis-historia, 1999 (L'Europe aujourd'hui : les hommes, leur pays, leur culture)].

Fonck, Danièle (dir.) : *Grands entretiens du* Tageblatt/*Berühmte Menschen im Gespräch*, Esch-sur-Alzette : Polyprint, 1995 (L'autre regard).

Fonck, Danièle/Scuto, Denis (dir.) : *Société en mutation/Gesellschaft im Wandel*, Esch-sur-Alzette : Polyprint, 1995 (L'autre regard).

Gerges, Martin (dir.) : *Mémorial 1989. La Société luxembourgeoise de 1839 à 1989*, Luxembourg : Les Publications mosellanes, 1989 (Publications mosellanes 28).

Goerens, Jean-Mathias [*et al.*] : *Grand-Duché de Luxembourg : Oesling, Petite Suisse, pays des Terres-Rouges, vallées de la Moselle, de l'Our, des Sept-Châteaux et de la Sûre, Clervaux, Echternach, Esch-sur-Alzette, Diekirch, Luxembourg*, Tournai : Casterman/Luxembourg 1995 (Le Guide).

Grégoire, Pierre : *Luxemburgs Kulturentfaltung im neunzehnten Jahrhundert. Eine kritische Darstellung des literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens*, Luxembourg : Verl. « De Frëndeskrees », 1981.

Hausemer, Georges : *Luxemburger Lexikon. Das Großherzogtum von A–Z*, Luxembourg : Binsfeld, 2006.

Hess, Joseph : *Altluxemburger Denkwürdigkeiten. Beiträge zur Luxemburger Kultur- und Volkskunde*, Luxembourg : Linden, 1960.

Hury, Carlo : *Luxemburgensia. Eine Bibliographie der Bibliographien*, München [etc.] : Saur, ^{2}1978.

400 Joer Kolléisch, 4 vol., Luxembourg : Ed. Saint-Paul, 2003.

Kmec, Sonja [*et al.*] (dir.) : *Lieux de mémoire au Luxembourg : usages du passé et construction nationale/Erinnerungsorte in Luxemburg : Umgang mit der Vergangenheit und Konstruktion der Nation*, Luxembourg : Ed. Saint-Paul, 2007, ^{2}2008.

Lorang, Antoinette/Scuto, Denis (dir.) : *La Maison d'en face/Das Haus gegenüber*, Esch-sur-Alzette : Polyprint, 1995 (L'autre regard).

Margue, Paul : *Luxemburg in Mittelalter und Neuzeit (10. bis 18. Jahrhundert)*, Luxembourg : Bourg-Bourger, ^{2}1978 (Manuel d'histoire luxembourgeoise 2).

Muller, Jean-Claude/Wilhelm, Frank (dir.) : *Le Luxembourg et l'Etranger. Présences et contacts. Pour les 75 ans du professeur Tony Bourg/Luxemburg und das Ausland. Begegnungen und Beziehungen*, Luxembourg : Assoc. SESAM, 1987.

Nos Cahiers. Lëtzebuerger Zäitschrëft fir Kultur 5/2 (1984), dossier « Du sentiment national des Luxembourgeois ».

Nos Cahiers. Lëtzebuerger Zäitschrëft fir Kultur 10/2–4 (1989), dossier « 150 Joer Onofhängegkeet ».

Nos Cahiers. Lëtzebuerger Zäitschrëft fir Kultur 16/4 (1995), dossier « Le luxembourgeois hier et aujourd'hui ».

Nothumb, Albert [*et al.*] : *Le Luxembourg. Livre du Centenaire*, [1939], Luxembourg : Imprimerie Saint-Paul, 1949.

Reuter, Antoinette/Scuto, Denis (dir.) : *Itinéraires croisés : Luxembourgeois à l'étranger, étrangers au Luxembourg/Menschen in Bewegung : Luxemburger im Ausland, Fremde in Luxemburg*, Esch-sur-Alzette : Polyprint, 1995 (L'autre regard).

Ries, Nicolas : *Le Peuple luxembourgeois. Essai de psychologie*, Diekirch : Schroell, 1911, ^{2}1920.

Scuto, Denis (dir.) : *Regards d'écrivains/Schriftstellerblicke*, Esch-sur-Alzette : Polyprint, 1995 (L'autre regard).

Scuto, Denis (dir.) : *Rencontres de Luxembourg/Luxemburg im Visier*, Esch-sur-Alzette : Polyprint, 1995 (L'autre regard).

Un siècle de vie intellectuelle (1839–1939). Nouvelles pages d'histoire nationale rédigées par un groupe de spécialistes, Luxembourg : Journal des professeurs, 1939.

Trausch, Gilbert : *Le Luxembourg sous l'Ancien Régime (17e, 18e siècles et début du 19e siècle)*, Luxembourg : Bourg-Bourger, 1977 (Manuel d'histoire luxembourgeoise/Handbuch der Luxemburger Geschichte 3).

Trausch, Gilbert : *Le Luxembourg. Emergence d'un Etat et d'une nation*, Anvers : Fonds Mercator, 1989 ; nouvelle édition : Bruxelles : Fonds Mercator/[Esch-sur-Alzette] : Schortgen, ^{2}2007.

Trausch, Gilbert (dir.) : *La Ville de Luxembourg. Du château des comtes à la métropole européenne*, Anvers : Fonds Mercator Paribas, 1994.

Trausch, Gilbert : *Un passé resté vivant. Mélanges d'histoire luxembourgeoise*, Luxembourg : Lions Club Luxembourg Doyen, Imprimerie Saint-Paul, 1995.

Trausch, Gilbert [*et al.*] : *Le Luxembourg face à la construction européenne/Luxemburg und die europäische Einigung*, Luxembourg : Centre d'études et de recherches européennes Robert Schuman, 1996.

Trausch, Gilbert [*et al.*] : *Grand-Duché de Luxembourg*, [Paris] : Ed. Nouveaux-loisirs, 1998 (Guides Gallimard).

Trausch, Gilbert : *Le Maître de forges Emile Mayrisch et son épouse Aline. Puissance et influence au service d'une vision*, Luxembourg : Banque de Luxembourg, 1999.

Trausch, Gilbert : *Histoire du Luxembourg. Le Destin européen d'un 'petit pays'*, Toulouse : Privat, 2002.

Van Werveke, Nicolas : *Kulturgeschichte des Luxemburger Landes*, 3 vol., Luxembourg : Gustave Soupert, 1923–1926, rééd. par Carlo Hury, 2 vol., Esch-sur-Alzette : Editions-Reliures Schortgen, 1983–1984.

Wey, Claude (dir.) : *Le Luxembourg des années 50. Une société de petite dimension entre tradition et modernité/Luxemburg in den 50er Jahren. Eine kleine Gesellschaft im Spannungsfeld von Tradition und Modernität*, Luxembourg : Musée d'Histoire de la Ville, 1999.

Wilhelm, Frank : *Victor Hugo et l'Idée des Etats-Unis d'Europe*, Luxembourg : Association des Amis de Victor Hugo à Vianden, 2000.

Langues et littératures

Bourg, Tony/Muller, Joseph-Emile : *Les Mayrisch. L'Apport et le rayonnement européen d'une famille luxembourgeoise*. Europalia 80 [catalogue d'une exposition à la] Bibliothèque royale Albert Ier, Bruxelles, du 15 octobre au 22 novembre 1980, [Bruxelles] : [Bibliothèque royale Albert Ier], [1980].

Chenet-Faugeras, Françoise (dir.) : *Victor Hugo et l'Europe de la pensée*. Colloque de Thionville-Vianden (8, 9 et 10 octobre 1993), Paris : Nizet, 1995.

Christophory, Jul : *A Short History of Literature in Luxembourgish*, Luxembourg : Bibliothèque nationale, 1994.

Christophory, Jul : *Précis d'histoire de la littérature en langue luxembourgeoise*, Luxembourg : Bauler, 2005.

Colpach [éd. par un groupe d'amis de Colpach], Luxembourg : Buck, 1957, rééd. 1978.

Conter, Claude D. : *Jenseits der Nation. Das vergessene Europa des 19. Jahrhunderts. Die Geschichte der Inszenierungen und Visionen Europas in Literatur, Geschichte und Politik*, Bielefeld : Aisthesis, 2004.

Goetzinger, Germaine/Mannes, Gast/Wilhelm, Frank : *Hôtes de Colpach/Colpacher Gäste* [Exposition au Centre National de Littérature, 12 novembre 1997–20 février 1998], Mersch : Centre national de littérature, 1997.

Goetzinger, Germaine [*et al.*] : *Luxemburger Autorenlexikon*, Mersch : Centre national de littérature, 2007.

Le Grand-Duché de Luxembourg dans les carnets de Victor Hugo, éd. par Tony Bourg/Frank Wilhelm, [Luxembourg] : RTL Ed., [1985].

Hoffmann, Fernand : *Geschichte der Luxemburger Mundartdichtung*, 2 vol., Luxembourg : Bourg-Bourger, 1964–1967.

Hoffmann, Fernand : Les trois littératures, ds. : Margue, Paul [*et al.*] : *Luxembourg*, Le Puy : Bonneton, 1984, p. 199–217.

Hurt, Joseph : *Theater in Luxemburg, vol.* I : *Von den Anfängen bis zum heimatlichen Theater 1855*, Luxembourg : Verl. Jong-Hémecht, 1938, rééd. 1989.

Kieffer, Rosemarie (dir.) : *Littérature luxembourgeoise de langue française*, Sherbrooke : Naaman, 1980.

Koltz, Anise/Portante, Jean : *Journées littéraires de Mondorf/Mondorfer Dichtertage. Anthologie 1995*, 1995 [86 auteurs participants].

Lützeler, Paul Michael : *Die Schriftsteller und Europa von der Romantik bis zur Gegenwart*, München, Zürich : Piper, 1992.

Meder, Cornel : *Aline Mayrisch (1874–1947), approches.* Conférence prononcée au château de Colpach, le 19 janvier 1997, pour la Croix-Rouge luxembourgeoise, à l'occasion du 50e anniversaire du décès d'Aline Mayrisch, [Luxembourg] : Croix-Rouge luxembourgeoise, 1997.

Moumouni, Charles/Dubé, Claude (dir.) : *Regards croisés sur le patrimoine* : actes du colloque de Luxembourg, Québec : Les Presses de l'université de Laval, 2009.

Newton, Gerald (dir.) : *Luxembourg and Lëtzebuergesch. Language and Communication at the Crossroads of Europe*, Oxford : Clarendon Press, 1996.

Noppeney, Marcel : *France-Luxembourg. Communauté d'origine – Relations entre les maisons souveraines – Faits historiques – Le Phénomène linguistique – Le Phénomène sentimental*, Luxembourg : Ed. S. E. L. F., 1963.

Thyes, Félix : *Essai sur la poésie luxembourgeoise*, Bruxelles : Samuel, 1854, rééd. par F. Wilhelm, Mersch : Centre national de littérature, 1996.

Welter, Nikolaus : *Mundartliche und hochdeutsche Dichtung in Luxemburg. Ein Beitrag zur Geistes- und Kulturgeschichte des Großherzogtums*, Luxemburg : St. Paulus-Gesellschaft, 1929.

Wilhelm, Frank : *Dictionnaire de la Francophonie luxembourgeoise suivi d'une anthologie d'auteurs luxembourgeois contemporains*, Wien : Institut für Romanistik der Universität Wien/Pécs : Département de français de l'Université Janus Pannonius, 1999.

Autres arts

Back, Jean [*et al.*] (dir.) : *Lëtzebuerger Kino/Aspects du cinéma luxembourgeois*, Dudelange : CNA/Steinsel : Ed. Ilôts, 2005.

Calteux, Georges : *D'Lëtzebuerger Bauerenhaus. Ein Querschnitt durch das Wohnen und Leben im Großherzogtum Luxemburg*, 2 vol., [Luxembourg] : Ed. Phi & Kremer-Muller, 1997–1998.

Herr, Lambert : *Anthologie des arts au Luxembourg*, Luxembourg : Borschette, 1992.

Kiesel, Georges : *Der heilige Willibrord im Zeugnis der bildenden Kunst. Ikonographie des Apostels der Niederlande mit Beiträgen zu seiner Kultgeschichte*, Luxembourg : Ministère des arts et des sciences, 1969.

Langini, Alex (dir.) : *L'Art au Luxembourg : de la Renaissance au début du XXIe siècle*, Bruxelles : Fonds Mercator/[Esch-sur-Alzette] : Schortgen, 2006.

Ministère des arts et des sciences : *L'Art au Luxembourg*, vol. 1 : *Des origines au début de la Renaissance*, Luxembourg : Imprimerie Saint-Paul, 1966.

Ministère de la culture, de l'enseignement supérieur et de la recherche (dir.) : *Guide culturel du Luxembourg*, Steinsel : Ed. Ilôts, 2007.

Muller, Joseph-Emile : *Victor Hugo au Luxembourg. Vues et visions*, Luxembourg : Section des arts et lettres de l'Institut grand-ducal, 1982.

Musée national d'Histoire et d'art : *150 ans d'art luxembourgeois au Musée national d'Histoire et d'Art. Peinture et sculpture depuis 1839. Exposition au Muse□e National d'Histoire et d'Art Luxembourg du 17 novembre au 31 de□embre 1989*, Luxembourg : Musée national d'histoire et d'art, 1989.

Schmitt, Michel : *Die Bautätigkeit der Abtei Echternach im 18. Jahrhundert (1728–1793) : ein Beitrag zur Geschichte des luxemburgischen Bauwesens im Barockzeitalter*, Luxembourg : Ministère des arts et des sciences, 1970.

Scuto, Denis : *Industriekultur in Esch. Eine stadtgeschichtliche Wanderung durch die Luxemburger Minettemetropole*, [Luxembourg] : Ed. Le Phare, 1993.

Spang, Paul : *Bertels abbas delineavit 1544–1607. Les dessins de l'abbé Jean Bertels. Comment le premier historien du pays de Luxembourg a vu et dessiné notre région européenne et les hommes qui y vivaient*, Luxembourg : RTL-Ed., 1984.

Tresch, Mathias : *La Chanson populaire luxembourgeoise*, Luxembourg : Buck, 1929.

3 Rezensionen

Arnoux, Mathilde: *Les Musées français et la peinture allemande 1871–1981*, Paris: Ed. de la Maison des sciences de l'homme, 2007 (Passages 18), XIII, 436 S., 16 Farb-, 59 s/w-Abb.

Der Forschungsbereich des deutsch-französischen Kulturtransfers wird seit Mitte der 1980er Jahre eingehend aus den verschiedensten Perspektiven ausgeleuchtet. Einen wichtigen Beitrag zu dieser Arbeit liefert die 2007 in der Reihe Passages/Passagen[1] des Deutschen Forums für Kunstgeschichte in Paris in französischer Sprache erschienene Studie[2] von Mathilde Arnoux *Les Musées français et la peinture allemande 1871–1981*.

Im Gegensatz zu der beeindruckenden Präsenz französischer Kunst in deutschen Museen und Sammlungen ist die Zahl der deutschen Gemälde in französischen Museen relativ bescheiden. Mathilde Arnoux geht diesem Phänomen nach, indem sie die oft vorgebrachte, sehr verallgemeinernde Erklärung – die Folgen des deutsch-französischen Konflikts verbunden mit einem grundsätzlichen Desinteresse oder sogar einer gewissen Arroganz von französischer Seite gegenüber deutscher Kunst – differenziert: Ausgehend von einer umfangreichen und intensiven Quellenarbeit gelingt es der Autorin, die Komplexität der Rezeption deutscher Kunst in Frankreich von 1871 bis 1981 gleichsam *in nuce*, anhand der Sammlungs- und Ankaufspolitik der französischen Museen, darzustellen und zu analysieren. Gestützt auf Sammlungs- und Ausstellungskataloge, Dokumente zu Ausstellungsprojekten, Rechnungen, Briefwechsel von Künstlern, Kritikern und Museumsmitarbeitern usw. zeichnet sie ein lebendiges und aussagekräftiges Bild der oft zurückhaltenden, ablehnenden oder indifferenten, in manchen Fällen aber auch offenen Haltung französischer Museumsdirektoren gegenüber der deutschen Malerei, und dies unter Berücksichtigung des historischen Kontexts sowie des jeweiligen kunsthistorischen Forschungs- sowie Wissensstands.

---

1 Einige Beispiele für weitere wichtige Beiträge zum Thema aus der Reihe Passages/Passagen: Fleckner, Uwe/Gaehtgens, Thomas W. (Hg.): *De Grünewald à Menzel. L'Image de l'art allemand en France au XIXe siècle*, Paris: Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme, 2003 (Passages 6); Kostka, Alexandre/Lucbert, Françoise (Hg.): *Distanz und Aneignung. Relations artistiques entre la France et l'Allemagne 1870–1945/Kunstbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich 1870–1945*, Berlin: Akademie Verlag, 2004 (Passagen 8) [vgl. die Rezension im Frankreich-Forum 8/2008, Anm. d. Redaktion]; Kitschen, Friederike/Drost, Julia (Hg.): *Deutsche Kunst – Französische Perspektiven 1870–1945. Quellen und Kommentare zur Kunstkritik*, Berlin: Akademie Verlag, 2007 (Passagen 9) [vgl. die Rezension von Liliane Meffre in diesem Band, Anm. d. Redaktion]; Schieder, Martin: *Im Blick des Anderen. Die deutsch-französischen Kunstbeziehungen 1945–1959*, Berlin: Akademie Verlag, 2005 (Passagen 12) [vgl. die Rezension im Frankreich-Forum Bd. 7/2006–2007, Anm. d. Redaktion].

2 Es handelt sich um die Veröffentlichung einer Dissertation, die Mathilde Arnoux unter der Leitung von Prof. Barthélémy Jobert an der Sorbonne angefertigt hat.

Die Darstellung gliedert sich in drei große Teile, die chronologisch den drei historischen Perioden der deutsch-französischen Beziehungen folgen und die ihrerseits wiederum jeweils in drei Kapitel unterteilt sind:

Die Periode zwischen 1871–1918 ist geprägt durch Indifferenz und Ignoranz gegenüber der deutschen Kunst, weniger als Resultat des politischen Konflikts von 1870/71 als vielmehr in der Kontinuität des gesamten 19. Jahrhunderts. Da die Museen noch nicht von wissenschaftlich gebildeten Kunsthistorikern geleitet werden, sondern meistens von Honoratioren, ist die Kenntnis von und das Interesse an der deutschen Malerei gering. Die wenigen Neuzugänge hauptsächlich altdeutscher Malerei, während zeitgenössische deutsche Kunst fast vollkommen abwesend ist, resultieren nicht aus einer konsequenten Anschaffungspolitik der Museen, sondern verdanken ihre Existenz den Schenkungen oder Nachlässen einiger Privatsammler, vor allem in der Provinz (Beispiele: Lille, Besançon und Dijon).

In der Untersuchung der Zeit zwischen den beiden Kriegen, 1918–1940, wird deutlich, welches Gewicht dem politischen Kontext in der Ankaufsstrategie der Museen zukommt. Abgesehen davon, dass die angespannte finanzielle Situation der Museen kaum große Anschaffungen erlaubt, ist die Haltung gegenüber deutscher Malerei weiterhin sehr abweisend, sei es aus Furcht vor einer deutschen Hegemonie, sei es als Nebeneffekt einer neu hervorgehobenen kulturellen Identität der Schweiz und des Elsass oder sei es aus einem gewissen Kulturchauvinismus heraus: Zeitgenössische deutsche Malerei wird positiv bewertet, soweit sie französische Einflüsse zeigt, eigenständige deutsche Bewegungen wie der Expressionismus und die Neue Sachlichkeit dagegen werden kaum beachtet.

Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, 1940 (sic!)–1981, tritt die fortschreitende Anerkennung einer spezifischen Identität der deutschen Kunst ein. Dies zeigt sich vor allem in der Organisation einer ganzen Reihe von Ausstellungen, die zwar ihren politischen Zweckcharakter behalten (Beitrag zur deutsch-französischen Versöhnung, diplomatische Strategien im Zuge der deutsch-französischen Beziehungen), gleichzeitig aber wichtige deutsche Künstler und künstlerische Bewegungen – freilich einem recht begrenzten Publikum[3] – in Frankreich bekannt machen: z. B. die Ausstellung über die romantische deutsche Malerei in der Orangerie 1976–1977, die berühmte Ausstellung „Paris–Berlin" 1978 im Centre Pompidou, und schließlich „Art-Allemagne-Aujourd'hui" 1981 im Musée d'Art Moderne de la Ville de Paris, die den Schlusspunkt für Mathilde Arnoux' Studie darstellt.

Insgesamt lässt sich über die vorliegende, angenehm zu lesende Arbeit sagen, dass die Lektüre besonders dort spannend wird, wo die Autorin auf einzelne Fallbeispiele[4] ausführlich eingeht, und dies vor allem aufgrund einer

3 Anm. der Rezensentin.

4 Vgl. z. B. die Rezeption der vier Gemälde von Lucas Cranach d. Ä. im Kunstmuseum Besançon (S. 66–71), die Umstände des Ankaufs des Dürer-Selbstporträts im Louvre

minutiösen Analyse der zusammengetragenen Dokumente. Es wird immer wieder klar, in welchem Maße bereichernde Entwicklungen im Kultur- und Kunsttransfer – und dies gilt sicherlich nicht nur für den deutsch-französischen Bereich – von bestimmten herausragenden Persönlichkeiten, aber auch von strukturellen Gegebenheiten und Veränderungen sowie von Institutionen abhängen.

Zusammenfassend ist der Schlussüberlegung im Vorwort von Thomas W. Gaehtgens unbedingt beizupflichten: Mathilde Arnoux' Studie ist mehr als ein einfacher Überblick über die Ausstellungen und Anschaffungen deutscher Kunst in Frankreich zwischen 1871 und 1981. Sie erlaubt uns ein besseres Verständnis der deutsch-französischen Konflikte seit dem 19. Jahrhundert, nicht nur im kulturellen, sondern auch im politischen und sozialen Bereich. Vor allem aber trägt dieses Buch zu der Erkenntnis bei, welche bedeutende Rolle die Kunst und ihr interkultureller Transfer im Hinblick auf eine friedliche Koexistenz der Nationen spielen.[5]

Gabriele Padberg, Besançon

Bariéty, Jacques (Hg.): *Aristide Briand, la Société des Nations et l'Europe 1919–1932*, Strasbourg: PU de Strasbourg, 2007, 542 S.

Der vorliegende Band dokumentiert das Ergebnis eines vom Quai d'Orsay angeregten und unter Leitung von Jacques Bariéty organisierten Kolloquiums, das sich im Mai 2005 eingehend mit der Geschichte der europäischen Beziehungen in den 1920er Jahren auseinandersetzte. Dabei konzentrierten Historiker aus 10 Ländern ihr Hauptaugenmerk auf das Wirken des Völkerbundes, auf die Erarbeitung kollektiver Sicherheits- und Abrüstungsprojekte sowie auf Pläne einer deutsch-französischen Versöhnung. Wie in den einführenden Bemerkungen Bariétys hervorgehoben, bezieht das Thema seine Relevanz aus der zwischenzeitlichen Öffnung der meisten Archive genauso wie aus differierenden Bewertungen, die sich aus der Epochenwende von 1989/90 ergeben und vielfältige Bezüge zu den Nachkriegsstrukturen aufweisen (vgl. S. 14). Dass in dieser Perspektive die französische Politik übergewichtet wird, resultiert nicht allein aus der exponierten Position des Hexagons nach der Pariser Friedenskonferenz, sondern darf sicherlich auch als Reverenz an den Gastgeber der Tagung verstanden werden. Folglich ver-

(S. 110–114), die (hauptsächlich diplomatischen) Gründe des Nichtzustandekommens der Liebermann-Ausstellung 1927 in Paris (S. 160–169), den Ankauf des Porträts Sylvia von Hardens (Otto Dix) durch Maurice Besset für das Musée national d'art moderne 1961 (S. 267–271) usw.

5 Vgl. Préface, S. XIII.

wundert es nicht, dass den Bemühungen Aristide Briands, der im vorgegebenen Zeitraum mehrmals als Ministerpräsident fungierte und dem Außenministerium von April 1925 bis Januar 1932 ununterbrochen vorstand, besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Um das komplexe Geflecht von Ausgangsbedingungen, Interessen, Überlegungen und Bündnissen überhaupt methodisch darstellen zu können, gliedert sich – offensichtlich analog zur Arbeit der Teilnehmer in Sektionen – die Publikation in drei große Themenbereiche. In der Sektion „Le cheminement vers un nouvel ordre international", die wiederum in drei Abschnitte unterteilt wird, finden sich Beiträge, die von der Bildung der siebten Regierung Briand 1921/22 über die Darstellung militärischer Kräfteverhältnisse und geostrategischer Interessen bis hin zur Bewertung der Verträge von Locarno reichen. Dabei werden in den Artikeln, welche die nationalstaatlichen Sichten analysieren, nicht nur die Verdienste, sondern auch – vor allem aus osteuropäischer Perspektive – die Defizite des Friedens betont (vgl. S. 117 ff).

Der zweite große Bereich, der den Titel „Un nouvel esprit des relations internationales" trägt, beleuchtet in vier Kapiteln das Werden und Wachsen des Völkerbundes. Angefangen von den ambitionierten Zielsetzungen dieses multilateralen Gremiums über die Haltung einzelner Protagonisten, bestimmter gesellschaftlicher Strömungen und Minoritäten bis hin zu seinem letztendlichen Versagen wird um eine differenzierte Sicht gerungen. Im Gegensatz zum vielfach verbreiteten Bild der Hilflosigkeit des Instrumentariums betonen die Autoren dezidiert die Nützlichkeit dieser neuen Formen der zwischenstaatlichen Kommunikation. Dabei liegt es in der Logik eines Zusammentreffens ausgewiesener Spezialisten, dass Themen, die einem historisch interessierten Leser möglicherweise viel näher liegen – wie die mangelnde Universalität des Völkerbundes – zugunsten scheinbar abseits gelegenerer Themen – wie das Wirken internationaler Spezialorganisationen (vgl. S. 279 ff bzw. S. 369 ff) oder die Eindämmung eher peripherer Konflikte (vgl. S. 223 ff) – ausgespart bleiben.

Im dritten Teil der Abhandlung richten die Historiker ihren kenntnisreichen Blick auf Briand. Der Rahmen „Aristide Briand dans l'histoire et aujourd'hui" ermöglicht, sein langjähriges Wirken im Quai d'Orsay ausführlich zu kommentieren. Bei diesen Betrachtungen fällt erfreulich auf, dass wichtigen Mitarbeitern des Außenministers, die in der öffentlichen Wahrnehmung nicht selten im Schatten des großen Diplomaten und Staatsmannes stehen, deren Einfluss auf Formulierung und Umsetzung der Politik aber nicht zu unterschätzen ist, ein gebührender Platz eingeräumt wird. So gelten eigenständige Beiträge den Zeitgenossen René Massigli (vgl. S. 404 ff), Alex Léger und Philippe Berthelot (vgl. S. 416 ff) sowie Oswald Hesnard (vgl. S. 436 ff). Anschließend wird in einer Table ronde der Frage nachgegangen, welchen Platz Briand in der Geschichte einnimmt und welche Botschaft er der heutigen Generation noch vermitteln kann. Übereinstim-

mend sehen die Autoren in ihm den herausragenden Architekten einer auf Interessenausgleich basierenden Friedensordnung und rühmen die Weitsicht vieler seiner Pläne. Allerdings merken sie auch an, dass dem „pèlerin de la paix" – vor dem betrachteten Zeitraum – auch kriegerische Irrungen unterliefen. Unisono bedauern die Teilnehmer, dass den jungen Menschen der Name Briand nur noch wenig sagt bzw. sie mit ihm selten eine konkrete Botschaft verbinden.

Diese betrübliche Feststellung sollte alle Lehrenden motivieren, verstärkte Anstrengungen zu unternehmen, um zeithistorisch interessierten Studierenden diese Jahre näherzubringen. Dazu kann dieser Band, der den aktuellen Forschungsstand länderübergreifend widerspiegelt, sicherlich beitragen. Insbesondere den Bibliotheken bietet der Band die Möglichkeit, dem Besucher die Breite der wissenschaftlichen Auffassungen gebündelt anzubieten. Abgerundet wird der durchweg positive Eindruck durch eine hilfreiche Chronologie, eine Auflistung der französischen Regierungen von 1918 bis 1932 und ein umfassendes Register.

Detlev Zimmermann, Potsdam

Baumann, Henrik: *Die autobiographische Rückkehr. Studien zu Serge Doubrovsky, Hervé Guibert und Jean Rouaud*, München: Meidenbauer, 2008 (Romania Viva 5), 333 S.

Seit sich Literaturwissenschaft mit Autobiografien beschäftigt, steht die Frage nach der autobiografischen Wahrheit und dem Verhältnis von dokumentarischer Referenzialität und autonomer Fiktion in der jeweiligen Autobiografie im Vordergrund des Interesses. In diese Tradition stellt sich auch die vorliegende Dissertation des Romanisten Henrik Baumann. Baumann greift diese Frage freilich vor dem Hintergrund der postmodernen und konstruktivistischen Subjektkritik der letzten Jahrzehnte und der damit einhergehenden Skepsis gegenüber der Gattung Autobiografie auf. Sich von diesen Positionen distanzierend, plädiert er dafür, „die hermeneutische Autobiographiedeutung in der Körperlichkeit menschlicher Existenz neu zu verankern." (S. 16) Zugleich geht es Baumann darum, in der Analyse der seriellen, eine Vielzahl von Texten produzierenden autobiografischen Praktiken von Serge Doubrovsky, Hervé Guibert und Jean Rouaud Entwicklungstendenzen in der zeitgenössischen französischen Autobiografik auszumachen.

Den Lektüren dieser Texte stellt Baumann eine theoretische Grundlegung voran, in der er postmoderne und radikal konstruktivistische Positionen der Subjektphilosophie zurückzuweisen versucht zugunsten der Auffassung, der Körper sei für das Subjekt der Ort einer unmittelbaren, sprachlicher Vermittlung vorgängigen Wirklichkeitserfahrung, die im Nachhinein symbo-

lisch überformt werde. So unabweisbar Baumanns These ist, autobiografisches Schreiben und menschliche Subjektivität grundsätzlich gründeten in einem leiblichen In-der-Welt-Sein, so übergeht seine theoretische Diskussion in ihrem erkennbaren Bemühen um eine klare Gegenposition u. a. zu Foucault und Derrida doch wesentliche Einsichten – wie etwa diejenige darin, dass körperliche Praktiken ebenso wie das Schreiben über diese durchaus Ordnungen des Diskurses unterliegen. Insofern muss Baumanns Vorgehen, zunächst aus den Autobiografien Aussagen über die lebensweltlichen Umstände und insbesondere somatische Traumata ihres Autors zu destillieren, um sie dann zur faktischen Grundlage einer Lektüre des Werkes im Sinne einer deutenden Versprachlichung dieser Lebenswirklichkeit zu machen, etwas zirkulär anmuten. Gleichwohl können Baumanns durchweg ebenso angenehm lesbare wie informative, stets umsichtig argumentierende Studien vermitteln, dass diese Autobiografien durch existenzielle, gerade auch körperliche Erfahrungen wie Sexualität und Sterblichkeit ganz wesentlich sowohl motiviert wie auch in ihrer Ästhetik und Pragmatik bestimmt wurden und dass das Festhalten an einer Unterscheidung von Welt und Sprache analytisch sinnvoll ist. Hier bewährt sich freilich die Auswahl der drei Autoren, deren Poetiken Baumanns methodischer Setzung entgegenkommen und die allesamt einschneidende, auch am eigenen Körper erfahrene Krisensituationen in ihren Texten verarbeiten. Wie Baumann zeigt, zieht bei allen drei Autoren der erlittene Sinn-, Identitäts- und Kohärenzverlust den Glauben an literarische Mimesis in Mitleidenschaft. Sie emanzipieren sich nicht nur von der traditionell autobiografisches Schreiben bestimmenden Erzählform des chronologischen, kohärenten *récit*; insbesondere Guibert und Rouaud entwickeln zudem Formen, in denen fiktionale Passagen mit dem Anspruch auf lebensweltliche Referenz kompatibel werden. Fast von selbst ergibt sich mit der Aufnahme Doubrovskys in das Korpus die Diskussion des von ihm eingeführten Neologismus *autofiction*; allerdings bewertet Baumann dieses Konzept angesichts von Doubrovskys Wahrheitsimpetus als eine nur vordergründige Innovation der Gattung Autobiografie.

An den Unterschieden zwischen den drei Autoren liest Baumann schließlich die Tendenz einer Rückkehr zu einer Verstehens- und Verständigungsfunktion autobiografischen Schreibens ab. Diese Rückkehr, die der Studie auch ihren Titel gibt, verläuft Baumann zufolge weg von dem Streben nach autobiografischer Selbstinszenierung und -monumentalisierung und, komplementär dazu, „hybrischer Kommunikationsverweigerung“ (Doubrovsky, Guiberts frühe Schriften) und hin zu einer an die Tradition der Gattung anknüpfenden ernst gemeinten Sinnsuche und dem Wunsch nach intersubjektiver Kommunikation (Guiberts späte Autobiografien, Rouaud). So differenziert Baumanns Konturierung der Unterschiede zwischen den Autoren ist, so stellt sich doch die Frage, ob das Korpus für die Postulierung einer allgemeinen Entwicklung in der französischen Autobiografik ausreicht, zumal keineswegs ausgemacht ist, dass die 1980er Jahre tatsächlich als ein Höhepunkt

einer Tendenz zur Selbstinszenierung gelten können. Auch bleibt unklar, ob und inwieweit diese Entwicklung mit der Konjunktur eines postmodern-konstruktivistischen Subjektverständnisses korreliert ist, zumal das von Baumann mehrfach beschworene Krisenszenario, das die Erfahrung von Lebenssinn und -kohärenz untergräbt, keineswegs erst mit dem späten 20. Jahrhundert einsetzt. So bleibt schließlich der Eindruck, dass eine Lektüre am Leitfaden des Verhältnisses von Wahrheit und Fiktion, von Selbsthermeneutik und Selbstinszenierung nur bedingt den Blick auf das ermöglicht, was den genuin zeitgenössischen Charakter der untersuchten Texte ausmacht.

Regine Strätling, Berlin

Blessing, Ralph : *Der mögliche Frieden. Die Modernisierung der Außenpolitik und die deutsch-französischen Beziehungen 1923–1929*, München : Oldenbourg, 2008 (Pariser Historische Studien 76), 507 p.

Voici la publication, révisée et complétée, d'une thèse de doctorat soutenue en 2004 à l'Université Humboldt de Berlin sous la direction du professeur Oswald Schwemmer. L'auteur y propose une nouvelle lecture des relations entre l'Allemagne et la France dans le cœur des années 1920, entre 1923 et 1929. La paix était-elle possible ? Pourquoi ne fut-elle pas durable ?

Tant de livres ont déjà été écrits sur cette thématique que les faits sont bien connus. L'auteur ose en donner une interprétation nouvelle, qu'il appelle la 'modernisation' de la politique extérieure de l'Allemagne et de la France. Il entend par-là la conjonction d'innovations dans les techniques et les méthodes de la diplomatie, rendues nécessaires par les conséquences diverses de la Grande Guerre et l'application des traités de paix (problèmes économiques, juridiques, législatifs, psychologiques), et un nouvel esprit, qu'il rattache au 'wilsonisme' de 1918–1919, et dont il voit la manifestation dans deux domaines principaux : la recherche de la 'sécurité collective' et l'établissement universel du libéralisme économique.

Pour ce faire, Blessing a exploité tout ce qui a été publié, en Allemagne, en France, en Grande-Bretagne, aux Etats-Unis et en Suisse sur le sujet : livres, articles scientifiques, publications d'archives et de Mémoires ; la bibliographie et les 1 700 riches notes de bas de page en témoignent. Il a également eu recours aux archives originales.

Dans un premier chapitre, l'auteur analyse la 'modernisation' et insiste, à l'instar de Peter Krüger, mais en en élargissant l'emploi, sur la dimension nouvelle acquise par le 'droit', dont le respect par tous finirait par entraîner la confiance générale, rendant inutile le recours à la diplomatie secrète, la politique de puissance, militaire ou économique, et les conflits.

Le second chapitre, portant sur les années 1919–1922, entend expliquer comment la 'modernisation' se trouva bloquée par le manque de confiance, alors qu'il existait déjà en Allemagne et en France des instruments diplomatiques novateurs depuis 1919. Le virage, selon l'auteur, se produisit entre septembre 1923 et août 1924 – troisième chapitre – du fait du 'combat de la Ruhr', de son issue, du plan Dawes et des mesures d'accompagnement décidées à la conférence de Londres de juillet–août 1924 : l'intervention décisive des Anglo-Saxons.

Le chapitre 4, 1924–1929, pages 185–437, est le cœur de l'ouvrage. Il se divise en deux parties : la mise en place des structures de sécurité collective (Locarno, Société des Nations, pacte Briand-Kellogg) et le rétablissement du système économique libéral mondial (réparations, traité de commerce franco-allemand, conférence économique mondiale de Genève de 1927). Les deux analyses sont excellentes, mettant en valeur la nouveauté de la diplomatie multilatérale des conférences et de la SDN, le primat de l'économique sur le militaire et l'importance de l'établissement de liens personnels entre dirigeants (Gustav Stresemann, Aristide Briand, Neville Chamberlain). On peut regretter que la présentation séparée des deux domaines, le politique et l'économique, desserve la progressivité chronologique du processus, et qu'il ne soit pas fait à l'Entente Internationale de l'Acier de 1926 la place qu'elle mérite, à mon avis.

Les progrès de la 'modernisation' furent considérables et rapides entre 1924 et 1928, mais restèrent incomplets. Le système de sécurité collective se limitait à l'Europe occidentale et présentait de graves lacunes : Locarno était géographiquement limité, le pacte Briand-Kellogg sans efficacité, l'Allemagne songeait à la révision, y compris territoriale, du traité de Versailles, la France au maintien de ses propres moyens de sécurité (armée, alliances), les Anglo-Saxons ne s'impliquaient pas dans le système des garanties et l'Union soviétique était un facteur de trouble et de division.

Quand la période faste prit-elle fin ? Blessing le situe entre octobre 1929 (crise américaine, mort de Stresemann, nouveau personnel politique à Berlin) et mars 1930 (fin du gouvernement Hermann Müller de grande coalition et début des 'cabinets présidentiels' en Allemagne). D'autres l'ont vu plus tôt, fin 1927–début 1928 (Franz Knipping).

Dans la cinquième et dernière partie, l'auteur analyse de façon précise les multiples causes et les étapes, de 1930 à 1932, de l'échec de la grande entreprise de pacification des années 1920 et du plan européen de Briand, ultime tentative pour sauver ce qui avait été un fil conducteur de la politique française : la sécurité dans la stabilité. Il conclut que l'échec fut provisoire et que la légitimité de l'entreprise des années 1920 ne doit pas être jugée sur son échec, puisqu'aussi bien ce qui avait alors été imaginé et ébauché était resté incomplet et devait être repris et mené à bien après la Seconde Guerre mondiale.

Le livre de Blessing, par la nouveauté et l'originalité de ses interprétations, suscitera peut-être des discussions. Il invite en effet à la réflexion et peut conduire à l'infléchissement d'explications que l'on pouvait penser acquises. Quiconque s'intéresse à l'histoire des relations franco-allemandes et de l'Europe ne peut y rester insensible.

Jacques Bariéty, Paris

Bock, Hans Manfred [u. a.] (Hg.): *Les Jeunes dans les relations transnationales. L'Office franco-allemand pour la Jeunesse 1963–2008*, Paris: Presses Sorbonne nouvelle, 2008, 472 S. + CD-ROM.

Würden zwischenstaatliche Einrichtungen allein an der Dauer ihres Bestehens gemessen, so könnte die Entwicklung des Deutsch-Französischen Jugendwerkes (DFJW) seit seiner Gründung im Jahre 1963 zweifelsohne nur als Erfolgsgeschichte beschrieben werden. Das 45-jährige Bestehen des Jugendwerkes lieferte nun den Anlass zur Herausgabe einer gleichermaßen wohlwollenden wie kritischen Bestandsaufnahme zur Geschichte dieser einzigartigen Institution, deren Wirken am Schnittpunkt von Politik, Gesellschaft und Kultur durchaus nicht immer geradlinig verlief. Inhaltlich ist dieser Band in weiten Teilen identisch mit einer bereits fünf Jahre zuvor in deutscher Sprache erschienenen Aufsatzsammlung, für welche die hauseigenen Aktenbestände des DFJW in Berlin und Paris erstmals systematisch ausgewertet wurden.[6]

Einer knappen, aber prägnanten Einleitung der Herausgeber folgt ein erster Teil von sieben Beiträgen, die die zivilgesellschaftlichen Wurzeln des DFJW und seine institutionelle Entwicklung vom Gründungsakt bis in die Gegenwart nachzeichnen. Drei dieser Aufsätze stammen aus der Feder Hans Manfred Bocks, die anderen von Ansbert Baumann, Katja Marmetschke, François Beilecke und Ulrich Pfeil. Da diese Beiträge weitgehend unverändert aus dem 2003 erschienenen Sammelband übernommen wurden, soll hier nicht mehr näher auf sie eingegangen werden. Auch der zweite Teil des Buches mit thematischen Längsschnitten zu einzelnen Arbeitsgebieten des Jugendwerkes enthält vier bereits veröffentlichte Beiträge – nämlich von Carla Albrecht-Hengerer über die trinationalen Programme des DFJW, von André Koch über den Sportaustausch, von Anne-Kathrin Auel über

6 Bock, Hans Manfred (Hg.): *Deutsch-französische Begegnung und europäischer Bürgersinn. Studien zum Deutsch-Französischen Jugendwerk 1963–2003*, Opladen: Leske & Budrich, 2003.

Kooperationsangebote für Künstler und Kunststudenten sowie von Corine Defrance über universitäre Austauschprogramme.[7]

Neue Erkenntnisse versprechen vor allem die sieben Beiträge, um welche die ursprüngliche Aufsatzsammlung ergänzt wurde. So analysiert Laurence Pellegrini das grundsätzlich breite Echo, das die Arbeit des DFJW in der Presse und der öffentlichen Meinung beider Länder hervorrief. Sie konzentriert sich dabei auf vier besonders markante und entscheidende Phasen in der Geschichte des Jugendwerks: die Gründungsphase, das zehnjährige Jubiläum, die Umbrüche der 1980er und 1990er Jahre sowie die jüngste Reform der Organisation in den Jahren 2005 und 2006. Christine Gesa Lichtes Untersuchung über die interregionale Kooperation des Freistaates Thüringen mit der Picardie und der Franche-Comté verweist über den Rahmen des DFJW hinaus. Sie sieht diese als Beitrag zur europäischen Regionalisierung und unterstreicht die prinzipielle Bedeutung interregionaler Kooperationsstrukturen für Demokratisierungs- und Dezentralisierungsprozesse.

Anne-Marie Gervais und Dominique Bosquelle befassen sich mit den Angeboten des DFJW für junge Berufstätige bzw. gesellschaftlich benachteiligte Jugendliche. An beiden Zielgruppen wird der Wille des Jugendwerkes zur ‚Demokratisierung' seiner Austauschprogramme besonders deutlich. Sowohl Gervais als auch Bosquelle verweisen auf die europäische Dimension der deutsch-französischen Zusammenarbeit im Kampf gegen die seit den 1970er Jahren deutlich gestiegene Jugendarbeitslosigkeit und gegen die Diskriminierung Jugendlicher infolge von Armut, Behinderung oder Herkunft. Sie sehen jedoch auch den überdurchschnittlich hohen administrativen und finanziellen Aufwand, den integrierte Ausbildungsmodelle und betreuungsintensive Programme für sozial benachteiligte Jugendliche und junge Arbeitslose erfordern.

Die Beiträge von Solenn Kerneis und Caroline Doublier widmen sich der Sprachförderung und den Schüleraustauschprogrammen, die eng ineinandergreifen und von Beginn an zu den Arbeitsschwerpunkten des Jugendwerkes zählten. Kerneis gibt einen historischen Abriss über die Entwicklung der seit Mitte der 1970er Jahre systematisierten Spracharbeit sowie einen Überblick über die vom Jugendwerk konzipierten und geförderten Lehr- und Lernmethoden. Doublier würdigt den Beitrag des DFJW zur pädagogischen Betreuung und inhaltlichen Gestaltung der schulischen Austauschprogramme und unterstreicht die Notwendigkeit, diese Programme sukzessive an neue Herausforderungen anzupassen. Wissenschaftliche Analysen und Umfragen zur Situation der Jugend in beiden Ländern zählten zwar nominell von Anfang an zu den Tätigkeitsbereichen des DFJW. Jedoch wurden diese Auf-

7 Für eine Zusammenfassung der bereits im ersten Sammelband publizierten Beiträge siehe die Rezensionen von Roland Höhne im *Frankreich-Jahrbuch* 2003, S. 191–199, sowie von Dietmar Hüser in *Dokumente* 60/1 (2004), S. 96–98.

gaben, wie Gilbert Krebs zeigt, anfänglich nur stiefmütterlich behandelt und müssen – trotz vielversprechender Ergebnisse in Bereichen wie Sprachdidaktik und interkultureller Bildungsarbeit – bis heute mit einem vergleichsweise geringen Anteil am Gesamtbudget des Jugendwerkes auskommen.

Ein Nachwort der Generalsekretäre Eva Sabine Kuntz und Max Claudet, das die wichtigsten Punkte des 2006 erneuerten Abkommens zwischen den beiden Partnerländern und die aktuellen Arbeitsschwerpunkte des DFJW benennt, rundet den Band ab. Die beiliegende CD-ROM enthält eine Chronologie und eine Fotothek, außerdem eine Auswahlbibliografie der wichtigsten Primär- und Sekundärliteratur, Abschriften wichtiger offizieller Texte und interner Direktiven aus der 45-jährigen Geschichte des Jugendwerkes sowie aktuelles Werbe- und Informationsmaterial im PDF-Format.

Wünschenswert wäre eine zusammenfassende Gesamtschau aller Beiträge am Ende des Bandes gewesen, um die Grundlinien und Grundlagen der Arbeit des DFJW noch einmal in pointierter Form zu resümieren, in die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einzubetten und im breiteren historischen Kontext zu verorten. Dazu zählt beispielsweise die Perspektive der Jugendlichen selbst, die – anders als im Titel und in der Einleitung angedeutet – kaum Berücksichtigung findet. Auch folgen die Autoren ihrer Quellengrundlage entsprechend vorwiegend der institutionellen Entwicklung des DFJW, während seine Mittlerrolle im Geflecht der zivilgesellschaftlichen Akteure beider Länder lediglich am Rande Beachtung findet. Oft nur angedeutet und nicht systematisch analysiert werden außerdem der spannungsvolle Gegensatz zwischen staatlichem und zivilgesellschaftlichem Engagement, der Spagat zwischen finanzieller Abhängigkeit und relativer institutioneller Autonomie sowie die Reibungen und Asymmetrien in der Zusammenarbeit beider Länder. Diese Kritik soll jedoch in keiner Weise die Verdienste der Herausgeber und Autoren schmälern, sondern lediglich Anregungen und Anknüpfungspunkte für diejenigen aufzeigen, die sich in Zukunft mit der Geschichte des DFJW befassen. Für sie wird der vorliegende Band zur unverzichtbaren und zuverlässigen Grundlage werden.

Johannes Großmann, Saarbrücken

Courbage, Youssef/Todd, Emmanuel: *Le Rendez-vous des civilisations*, Paris: Seuil, 2007, 159 S.

Der Titel *Le Rendez-vous des civilisations* ist natürlich eine Reaktion auf Huntington (Huntington, Samuel: *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York: Simon & Schuster, 1996), dessen viel diskutierte These besagt, dass die Konfliktlinien auf der Welt entlang kultureller – eigentlich: religiös-ideologischer – Großräume verlaufen. Der 11. September

2001 wurde vielfach als dramatischer Beleg für Huntingtons Szenario empfunden.

Youssef Courbage und Emmanuel Todd leugnen den Einfluss Huntingtons auf die öffentliche Meinung im ‚Westen' natürlich nicht, und ebenso wenig, dass die islamischen Länder einen speziellen Kulturraum darstellen – ansonsten hätten sie ihren Titel anders wählen beziehungsweise ihr Thema anders einkreisen müssen. Natürlich streiten sie auch nicht den ideologisch begründeten Hass vieler junger Muslime auf den Westen ab. Allerdings gehen die Autoren davon aus, dass die Kultur nur eine unter mehreren Variablen ist, die menschliches Verhalten prägen – in ihren Augen ist sie nicht einmal die wichtigste Variable. Soziale und insbesondere demografische Faktoren seien letztlich wichtiger. In ihrer Analyse sozialdemografischer Daten finden Courbage und Todd nun Hinweise, die Huntington (zumindest) die Brisanz nehmen: Auch der islamische Kulturkreis werde von den Kräften der modernen Welt erfasst; dies führe auch dort zu mehr Rationalität – die Globalisierung ist stärker als der Kampf der Kulturen.

Youssef Courbage ist gebürtiger Syrer und arbeitet heute als Forschungsdirektor am Institut National d'Etudes Démographiques in Paris. Emmanuel Todd, Urgroßcousin des Anthropologen Claude Lévy-Strauss, ist am selben Institut tätig. Ihre demografischen Daten sind eindrucksvoll. Zunächst stellen sie eine Wechselwirkung zwischen Bildung und Geburtenraten fest. Sie können zeigen, dass überall, wo Frauen lesen und schreiben lernen konnten, die Geburtenzahl rückläufig ist. Analphabetismus nimmt (auch) in der arabischen Welt deutlich ab; gleichzeitig sinken die Geburten pro Frau vom hohen einstelligen Bereich (sechs bis acht, in vielen Fällen über zehn Kinder) auf durchschnittlich rund zwei Kinder. Die Geburtenraten der islamischen Länder nähern sich also rapide denjenigen an, die wir seit der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts aus anderen Kulturkreisen kennen: natürlich aus Europa, aber beispielsweise auch aus Ostasien.

Das Buch ist wichtig, weil es strukturelle Variablen aufwertet, die in kulturwissenschaftlichen Diskussionen häufig übersehen werden – Huntington, um ein letztes Mal seinen Namen zu nennen, berücksichtigte eben nur kulturell-religiös-ideologische Parameter und kommt so nach meinem Dafürhalten zu einer Überbewertung scheinbar unüberwindlicher Gegensätze. (Im Übrigen: Courbage und Todd führen die Auseinandersetzung mit Huntington nicht explizit; vielleicht geht der Titel vom „rendez-vous des civilisations" lediglich auf Marketingüberlegungen des Verlags zurück.)

Dass gerade demografische Variablen von großer Bedeutung sein können, zeigen komparatistische Beobachtungen zum *youth bulge*, wonach ein überproportionaler Anteil von jugendlichen Männern ohne ökonomische oder berufliche Perspektive in auffälliger Häufigkeit mit Unruhen, Kriegen, Eroberungen, aber auch Bürgerkriegen und chiliastischen Bewegungen korreliert. Das war im Europa der frühen Neuzeit nicht anders als heute in der islamischen Welt. Wenn also die Demografie eine Abschwächung dieses *youth*

bulge andeutet, ist dies vermutlich ebenfalls nicht ohne Konsequenzen. Ich vermute, dass es zu simplifizierend ist, daraus eine kulturelle Konvergenzentwicklung abzuleiten – dass dieses Faktum aber ebenfalls kulturell wirksam ist, scheint ebenso einleuchtend. Darauf hingewiesen und es mit eindrucksvollem Zahlenmaterial illustriert zu haben ist das große Verdienst dieses Buches.

Allerdings scheinen mir die Autoren in ihrem Bemühen, durch Aufwertung der früher allzu oft vernachlässigten sozialstrukturellen Variablen die globalen Entwicklungen besser zu verstehen, mitunter ins Gegenteil zu verfallen und kulturell-religiös-ideologischen Parametern (oder auch nur den Wechselwirkungen zwischen Kultur und Struktur) zu wenig Bedeutung beizumessen. Ein Beispiel für diese Überbewertung einzelner Faktoren ist die Annahme, die Alphabetisierung führe quasi zwangsläufig zu einer rationaleren Gesellschaft. Ein simples Gegenbeispiel dazu wären die Irrationalismen, die in den dreißiger und vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts Deutschland beherrscht hatten, ein alphabetisiertes Land, das ‚Land der Dichter und Denker'. Solche Über- und Fehlbewertungen widerlegen aber nicht, dass zumindest die Mitberücksichtigung struktureller (soziodemografischer) Variablen eine Erweiterung unseres Verständnisses menschlichen Verhaltens ermöglicht.

Hans W. Giessen, Saarbrücken

Dard, Olivier/Lefeuvre, Daniel (Hg.): *L'Europe face à son passé colonial*, Paris: Riveneuve, 2008, 391 S.

Die Frage nach dem Charakter der Kolonisation war dem Prozess der globalen Expansion ebenso immanent wie deren oftmals pauschalisierende Verortung im Spannungsfeld von Ausbeutung und Dominanz auf der einen und der Konstatierung von Fortschritt und Hilfe auf der anderen Seite. In Frankreich hat die Debatte um diese Frage mit der Diskussion und den Querelen um das Gesetz vom 23. Februar 2005 neuen Auftrieb erhalten. Der letztlich gescheiterte Versuch, für die Forschung und Ausbildung an Universitäten und Schulen die Prämisse einer positiven Bilanz französischer Präsenz in Übersee festzuschreiben, beförderte nicht nur die politische Auseinandersetzung, sondern ebenso die historische Forschung und damit sicher auch die Entstehung des vorliegenden Bandes.

In dessen erstem Teil („La France face ses passés coloniaux") konzentrieren sich die Analysen – der Schwerpunktsetzung französischer Kolonialpolitik und der kolonialen Geschichtsschreibung gleichermaßen folgend – auf den Prozess der Dekolonisation in Indochina und Algerien sowie auf dessen unmittelbare Auswirkungen. In der Resultante verdeutlichen die vier Artikel, dass das Gedenken und die Erinnerung aktiver Teilnehmer dieses

Prozesses in hohem Maße deren politische Positionierung prägen. Damit aber, so der Mitherausgeber Daniel Lefeuvre, steht die Kolonialhistoriografie, die ihre einstige Marginalität seit Jahren überwunden hat, vor neuen Herausforderungen, die sie ohne die Rückbesinnung auf Grundregeln der historischen Forschung nicht bewältigen kann.

Die in diesem Sinne geforderte komparatistische Betrachtung historischer Prozesse findet im zweiten Teil des vorliegenden Bandes („Les confrontations engagées“) durch die Analyse der Erforschung und des Umgangs mit der kolonialen Vergangenheit in den Niederlanden, in Belgien und Japan eine bemerkenswerte Umsetzung. Auch in diesen Ländern – so der Tenor der Autoren – hat sich die Untersuchung und die Darstellung von Kolonisierung und Dekolonisierung als viel beachteter Zweig historischer Forschung etabliert, der auch hier, über alle Unterschiedlichkeit des Historischen hinweg, die kollektive Mentalität nicht unerheblich mitprägt.

Die komparatistische Sicht auf die Darstellung der kolonialen Vergangenheit europäischer Staaten findet im dritten Teil des Bandes („Oublis et résurgences?“) ihre Fortsetzung durch Artikel zur Entwicklung des italienischen und zum Ende des portugiesischen Kolonialreiches sowie zur Dekolonisation der spanischen Gebiete in Afrika. Folgerichtig münden diese Untersuchungen stets in die Fragestellung nach der Positionierung von Staaten und Bürgern zum nationalen kolonialen Erbe. Der Vergleich der Untersuchungen führt zu dem Schluss, dass Dauer und Schärfe der wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzung um das koloniale Erbe entscheidend von jenen Modalitäten bestimmt werden, unter denen die Dekolonisation vollzogen wurde. Wie unterschiedlich gewichtet der Stellenwert kolonialer Vergangenheit und die Debatte darüber sein können, demonstrieren die Artikel zur historischen Verortung des Aufstandes der Herero durch die deutsche Politik sowie zur politischen Bedeutung der kolonialen Frage im heutigen Haiti. Angesichts der Altersstruktur der Bevölkerung der Karibikinsel hat die resümierende Feststellung, dass die junge Generation wenig von der kolonialen Vergangenheit ihres Staates weiß, sicher besondere Bedeutung für Haiti. Die Prüfung, ob es sich dabei aber nicht vielmehr um ein Phänomen handelt, dass sich in allen ehemaligen Kolonialstaaten zeigt, bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten.

Mit dem Fokus auf die zwischenstaatlichen Aspekte von Kolonisation und Dekolonisation komplettiert das abschließende Kapitel („Circulations, représentations, transferts“) den vorliegenden Band. Dass sich die am Projekt beteiligten französischen Wissenschaftler mit ihren Analysen einmal mehr Algerien zuwenden und den Realitäten und Grenzen der antikolonialen Bewegung ebenso nachgehen wie dem Verhältnis zwischen Franco-Spanien und dem französischen Algerien, verwundert ebenso wenig wie die Tatsache, dass ihre an belgischen Universitäten tätigen Kollegen sich dezidiert der Aufarbeitung der kolonialen Einflussnahme ihres Landes im Kongo widmen. Darüber hinaus aber wird, durch Betrachtungen zur Entwicklung des Nationalismus in

Quebec sowie zum Engagement der DDR in Schwarzafrika, der repräsentative Blick auf den Stand und die tendenzielle Entwicklung der Forschungen zum Umgang der Europäer mit ihrer kolonialen Vergangenheit um einige interessante Aspekte erweitert.

Udo Scholze, Potsdam

Demesmay, Claire/Stark, Hans (dir.) : *Qui sont les Allemands ?*, Villeneuve d'Ascq : PU du Septentrion, 2006, 326 p.

Au-delà des stéréotypes faciles et réducteurs, cet ouvrage propose des réflexions approfondies sur les identités des Allemands en abordant successivement quatre grandes thématiques : le poids du passé sur les identités, les perceptions de la nation allemande, les attitudes face aux traditions et le positionnement sur la scène internationale.

Longtemps critique de la civilisation occidentale, se percevant comme incarnant une culture intermédiaire entre Orient et Occident, base d'un nationalisme patriote, l'Allemagne de l'Ouest s'est convertie à une orientation occidentale et démocratique, teintée d'américanisation, après la Seconde Guerre mondiale. Elle a connu une reconstruction rapide alors que l'Est était pendant ce temps sous influence soviétique et ne présentait pas le même développement. Depuis la réunification, l'Est s'est à son tour largement occidentalisé, mais les deux sociétés ne sont pas complètement homogénéisées. La mémoire de l'Holocauste constitue 'un passé toujours présent', difficile à assumer malgré un intense travail de mémoire, essentiellement à l'Ouest. A l'Est, le passé communiste continue aussi d'influencer le présent. Les Allemands de l'Est, déçus par rapport à des attentes probablement exagérées juste après la réunification, développent un pessimisme face à l'avenir, des souhaits de renforcement de l'Etat providence, une certaine nostalgie du régime socialiste, même si presque tous restent favorables à la réunification. Les frustrations ressenties génèrent aussi une plus faible participation politique et une protestation qui s'exprime par un vote à la fois davantage d'extrême gauche et d'extrême droite. Le passé de l'Allemagne a également généré un fort pacifisme après la Seconde Guerre mondiale, d'autant plus que la scission de l'Allemagne en faisait un enjeu de la guerre froide. Après le 11 septembre, l'Allemagne refuse de suivre les demandes américaines concernant l'Irak, mais accepte de lutter contre le terrorisme en Afghanistan avec ses moyens militaires limités. Le pacifisme est ainsi combiné avec le désir de normalité dans le concert des nations démocratiques.

L'identité nationale allemande a longtemps été problématique, du fait du morcellement des Etats d'abord, de la division entre Est et Ouest ensuite. Elle a surtout été pensée par les intellectuels en termes culturels. La volonté

de préserver cette identité du peuple allemand a rendu plus difficile l'accueil des étrangers et a généré une xénophobie latente, plus développée à l'Est alors que les étrangers y sont pourtant beaucoup moins nombreux qu'à l'Ouest. L'idée d'une société civile pluraliste, donnant à chacun le droit de vivre sa différence dans l'espace public, n'en progresse pas moins. Berlin devient lentement un symbole fort de l'identité d'une Allemagne réunifiée, malgré les difficultés dues au fédéralisme et au grand dynamisme des capitales des principaux Länder. Les identités régionales sont fortes mais dans les Länder aux frontières artificielles récentes, des identités locales demeurent puissantes. Le phénomène existe aussi en Allemagne de l'Est où la conscience est-allemande embryonnaire vient buter sur des identités régionales et locales mieux ancrées.

L'européanisation et la mondialisation – dont la prise de conscience est progressive – façonnent l'identité allemande et recomposent les traditions et les cultures. Ces phénomènes sont – comme partout – vus à la fois comme une chance mais aussi comme des défis. Les Allemands craignent moins l'uniformisation culturelle qui pourrait en découler que les risques de chômage, d'augmentation de l'immigration et de développement des inégalités. Mais la mondialisation ne produit pas de repli identitaire. Elle conduit plutôt à une volonté assez consensuelle d'adaptation et de développement de la compétitivité des entreprises, malgré la perte d'autonomie d'action du politique dans un contexte mondialisé. La tradition allemande de 'laïcité souple', fondée sur une biconfessionnalité protestante et catholique, exprimée dans des 'corporations de droit public', résiste bien à la sécularisation, à la construction européenne et à la réunification de l'Allemagne. Bienveillant à l'égard des deux grandes confessions chrétiennes, l'Etat allemand leur reconnaît un rôle dans l'espace public, notamment pour l'éducation aux valeurs et la prise en charge de nombreux problèmes sociaux. Mais le système n'a pas, jusque là, été étendu aux musulmans. La tradition de mise en œuvre de la politique culturelle au niveau de chaque Land résiste elle aussi assez bien. Le ministère est-allemand de la culture a été démantelé, l'Etat fédéral se contentant d'apporter son aide aux grandes organisations dont les objectifs dépassent ceux d'un Land particulier. La nécessité d'une coordination plus forte des politiques culturelles régionales se fait cependant jour, malgré les résistances des principaux Länder. Enfin, comme dans de nombreux pays, la législation sur l'avortement, l'homosexualité et la procréation assistée a beaucoup évolué, mais le poids de l'histoire et des traditions juridiques semble davantage peser que dans d'autres pays.

La politique étrangère allemande comporte des continuités historiques fortes, cherchant toujours à concilier un soutien à la construction européenne avec une orientation transatlantique. Dans l'immédiat après-guerre, la menace soviétique et la faiblesse de l'Allemagne, pays à la souveraineté limitée, la contraignent à rechercher le soutien de Washington, Londres et Paris. La qualité des relations avec la France et les Etats-Unis est un objectif prioritaire

permanent. Mais les années récentes montrent un infléchissement en faveur des liens européens au détriment de l'alignement sur les Etats-Unis, une politique étrangère plus affirmée et donc une moindre réserve dans le concert des nations. Mais, si les élites politiques sont favorables à l'Europe, on constate dans l'opinion publique, comme en France, une montée d'euroscepticisme depuis une quinzaine d'années. Beaucoup d'Allemands étaient opposés à l'élargissement, craignant de devoir payer encore davantage pour alimenter le budget communautaire et de subir la concurrence économique des nouveaux entrants. L'Allemagne a néanmoins développé, dès le début des années 1990, une politique très dynamique de coopération avec les pays d'Europe centrale et orientale, pour des raisons à la fois géostratégiques et économiques, et elle a appuyé fortement leur entrée rapide dans l'Union européenne. L'unification de l'Allemagne, suivie d'une normalisation des relations avec ses voisins orientaux, a conduit à modifier la conception de l'identité allemande : la citoyenneté nationale s'était construite sur la notion de peuple allemand, elle a été repensée sur une base territoriale, ce qui oblige les descendants des expulsés de l'Est européen (après la guerre) à abandonner définitivement toute velléité de retour.

Au total, ce très riche ouvrage dépasse largement la simple réflexion sur l'identité des Allemands. Il tente de l'expliquer en mobilisant en permanence l'histoire du pays et des relations avec ses voisins, dans des regards croisés qui se complètent, tout en donnant à l'ouvrage une densité qui n'évite pas toujours quelques redondances.

Pierre Bréchon, Grenoble

Ghervas, Stella/Rosset, François (Hg.): *Lieux d'Europe. Mythes et limites*, Paris: Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme, 2008, VIII, 248 S.

Trotz der Schaffung eines integrierten Wirtschaftsraumes mit gemeinsamer Währung und trotz der Existenz gemeinschaftsstiftender Symbole wie Europa-Flagge und -Hymne offenbart sich die Europäische Union doch als Flickenteppich verschiedener Nationen mit jeweils eigenen Sprachen und Bräuchen. Lediglich die Euro-Banknoten mit ihren Offenheit symbolisierenden Motiven wie Karten ohne Grenzen, Häfen und Fenster repräsentieren die Überwindung der Grenzen und die Formung einer gemeinsamen europäischen Identität. Im Gegensatz zum Vorbild USA ist Europa lediglich im politischen, weniger aber im kulturellen Bereich als autarker, integrierter Raum anzusehen.

Genau dieser Problematik widmen sich Stella Ghervas und François Rosset in ihrem Band *Lieux d'Europe. Mythes et limites*, in dem sich Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen auf die Suche nach einer kollekti-

ven Identität und ihren zahlreichen Grenzen machen. Es kristallisieren sich drei Schwerpunkte – überschrieben mit *Principia*, *Limites* und *Exempla* – heraus.

Im ersten Teil wird, nach der Einleitung und einem Artikel über den Mythos der Europa in der Kunstgeschichte, in „Pôles et Foyers" die geistige und reale Topografie untersucht, so beispielsweise in der Bedeutungszuweisung von Städten wie Brüssel und Venedig, wobei Brüssel als wirtschaftlicher und politischer Ort bedeutender ist, aber von Venedig als imaginiertem Ort übertroffen wird.

Auch die europäische Wissenschaft kämpft mit und profitiert gleichzeitig von ihrer Multinationalität. Zur Zeit unterliegt sie je nach Land sehr unterschiedlichen finanziellen und politischen Bedingungen, doch wird sie ohne eine funktionierende Dachorganisation der US-amerikanischen Führung nicht trotzen können.

Der zweite Teil behandelt die „Territoires et frontières" und arbeitet an Reibungspunkten zwischen Zentrum und Peripherie. Die realen, imaginären und ideologischen Grenzen fallen nicht etwa zusammen, sondern bilden ganz unterschiedliche Räume, je nachdem, welches Kriterium eingesetzt wird. Zudem hat politischer Wandel im Laufe der Jahrhunderte nicht zu einer Vereinheitlichung, sondern vielmehr zu einer Koexistenz konträrer Architekturen, Symbole und Sprachen geführt.

Ein hierfür angeführtes Beispiel ist die Stadt Odessa, die bis heute von ukrainischen, russischen und westeuropäischen Einflüssen geprägt ist und deren kulturelle Zugehörigkeit nicht eindeutig zu bestimmen ist. Die Verortung als topografischer und politischer Mittler zwischen verschiedenen Nationen in der Frage von Ein- und Ausschluss ist auch hier nicht abschließend geklärt, denn gerade die Offenheit der östlichen Grenze Europas, die sich eben nicht durch geografische Gegebenheiten (wie Meere oder Ähnliches) definiert, verhindert eindeutige Zuordnungen.

Der dritte Teil widmet sich der Thematik der „Patrimoines et lieux de mémoire", indem er der Frage nachgeht, inwieweit einerseits das Identitätsgefühl durch Architektur gebildet und unterstützt wird und andererseits die Erinnerung an die Opfer der verschiedenen Kriege und, darüber hinaus, andere gemeinsam erlebte Ereignisse in der Vergangenheit und Gegenwart zu einem europäischen Kollektivitätsgefühl führen kann.

Das durch Menschen geformte und belebte Territorium Europas ist neben der praktischen Nutzung der geografischen Gegebenheiten auch Ort der kulturellen Profilbildung. Neben dem Klima, der Topografie und der Landschaft hinterlässt jede Gemeinschaft individuelle Spuren, die sie charakterisieren und über den Zweck der reinen Bedürfniserfüllung hinausgehen, was besonders für das ländliche Leben gilt. Hier entwickelten sich funktionierende Gesellschaften, die als lebendes Kulturerbe anzusehen sind.

Eine andere Form des Erbes findet sich in der Erinnerung an Kriegsopfer, die die Grenzen zwischen Nationalitäten und Glaubensrichtungen so-

wohl aufweichen wie auch verstärken können, wenn es um die Frage der ‚richtigen' Form des Gedenkens geht. Dies führt zu einer Multiplikation des spezifischen Erinnerns und so zu einer Aufsplittung, also entgegen einem Gemeinschaftsgefüge. So bleibt als Warnung nur hinzuzufügen, dass der Grundgedanke als verbindendes Element gestärkt werden muss, um zu allumfassenden europäischen Werten zu gelangen.

Der Band von Stella Ghervas und François Rosset bietet ein Potpourri verschiedenster Annäherungen an das kaleidoskopartige Gefüge Europa. Das Buch versteht sich nicht als allumfassend, was es auch nicht sein kann, sondern möchte lediglich einige Denkanstöße zu dieser Thematik geben. Der frankozentristische Blick wie auch die ausschließlich auf französisch verfassten Artikel sind wohl dem Publikationsort geschuldet, denn diese widersprechen den multiperspektivischen Ansatzpunkten, die Lust darauf machen, noch mehr Blicke auf die verschiedenen Aspekte Europas zu werfen.

Ninon Franziska Thiem, Erfurt

Gouaffo, Albert: *Wissens- und Kulturtransfer im kolonialen Kontext. Das Beispiel Kamerun–Deutschland (1884–1919)*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2007 (Saarbrücker Beiträge zur vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft 39), VIII, 284 S.

Die Beschäftigung mit der eigenen kolonialen Vergangenheit setzte in Deutschland aus unterschiedlichen Gründen verspätet ein. Lange Zeit hatte der Kolonialismus in Deutschland kein breiteres kritisches und wissenschaftliches Interesse geweckt. Seit einigen Jahren, vor allem seit 2004 durch das Gedenken an den damals vor 100 Jahren begangenen Völkermord an den Herero, hat das Echo in den Medien zu einer neuen Präsenz des Themas geführt, und es erschienen zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen, die auf der Basis der *Post-Colonial Studies* die Rolle Deutschlands als koloniale Macht untersuchen. Auch in Deutschland ist der deutsche Kolonialismus zu einem sichtbareren Teil der eigenen Vergangenheit geworden. Dennoch scheint eine direkte Konfrontation der Kolonisierten und der Kolonisatoren bzw. ihrer Erben und Nachfolger, wie sie in Frankreich, Belgien und Großbritannien versucht wird, in Deutschland bisher auszubleiben. Und die „kulturelle Dimension" (S. 13) der kolonialen Beziehungen sei zugunsten ökonomischer und politischer Gesichtspunkte, so die These des vorliegenden Buches, mit wenigen Ausnahmen vernachlässigt worden: „Europäische Diskurse und afrikanische Gegendiskurse finden selten zusammen" (S. 14). Gouaffos Studie möchte als „kulturwissenschaftliche Fallstudie der kamerunisch-deutschen Vergangenheit" (S. 15) einen Teil dieser Lücke schließen.

Dabei geht Gouaffo von der wichtigen These aus, dass jeder Kulturkontakt einen *wechselseitigen* Austausch bedeutet. Kulturelles Wissen als Wahrnehmung und Darstellung des Fremden sei „weder auf authentische Repräsentation fremder Sitten und Gebräuche zu verpflichten, noch sollte es als bloße Imagination exotischer Sehnsüchte oder kolonialer Bemächtigungsphantasien ‚entzaubert' werden" (S. 16). Den zweiten Ausgangspunkt bildet die Beobachtung, welch wichtige Rolle im Rahmen der deutschen Reichsgründung und der forcierten Konstruktion nationaler Identität die Beschäftigung mit dem Fremden und der Erwerb ethnografischen Wissens spielten.

Die Studie ist in zwei Teile gegliedert. Ein erster Teil widmet sich den Akteuren und Institutionen der Wissensproduktion und -konstitution. Die Vermittlung des Wissens über Kamerun in der deutschen Kolonialzeit sei über die folgenden Träger erfolgt, die Gouaffo einzeln vorstellt: die Missionen, die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und das Reichskolonialamt, die Deutsche Kolonialgesellschaft als wichtigster Agitationsverband, das Berliner Seminar für Orientalische Sprachen und das Hamburgische Kolonialinstitut, das Deutsche Kolonialmuseum zu Berlin und die Afrikanische Dampfgesellschaft (Woermann-Linie) als Handelsgesellschaft. Als „Mittler und Medien" betrachtet er deutsche Forschungs- und Kamerunreisende, Kolonialoffiziere und -beamte, im wilhelminischen Deutschland lebende Kameruner, Kolonialzeitungen und -zeitschriften, koloniale Reiseliteratur, Völkerschauen und Kolonialausstellungen. Der umfangreichere zweite Teil des Buchs beschäftigt sich mit „Darstellungs- und Vermittlungsformen anthropologischer Muster": Zunächst geht es um Diskurse der Kolonialliteratur, hier vor allem um den Exotismus als ästhetisches Programm, um die Naturdarstellungen und ihre Funktion und um die literarische Darstellung der Kameruner/-innen und des Landes. Das ethnografische Wissen, das die Kolonialpresse vermittelte, wird quantitativ, qualitativ und auf die Funktion für die Konstruktion nationaler Identität hin untersucht hinsichtlich der Kategorien „Geographie und Anthropologie Kameruns", „Sitten und Gebräuche", „Materielle Kultur". Völkerschauen und die Berliner Gewerbeausstellung von 1896 interpretiert Gouaffo als Form der Theatralität, als Unterhaltung, die kulturelle Fremdheit als Ware erzeugt, und als Inszenierung nationalen und imperialen Stolzes. Das Ergebnis, dass der Exotismus bei all diesen Prozessen als roter Faden erkennbar sei, überrascht nicht, wird aber anhand vieler erhellender Einzelinterpretationen eindrucksvoll gezeigt. Das nach Deutschland transferierte Wissen habe aber nicht nur Distanz, sondern auch „eine räumliche Nähe Deutschlands zu Kamerun als nützlichem Objekt" (S. 243) geschaffen. Gouaffo zeigt darüber hinaus mit seiner Analyse der Biografien und Äußerungen in Deutschland lebender Kameruner, dass sie in kolonialfreundlichen Milieus Unruhe schufen und dass die Vorstellung eindimensionaler und unabänderlicher Machtverhältnisse unzutreffend sei: „Die Machtverhältnisse waren instabil" (S. 245).

Solche Beobachtungen und die zahlreichen aufschlussreichen Einzelinterpretationen, z. B. auch zur Funktion der Darstellung des Geschlechterunterschieds in Literatur und Presse, bilden die große Stärke des Buchs, das in manchen Passagen methodisch ein wenig hinter den eingangs formulierten Ansprüchen zurückbleibt. Die angeführten „methodischen Konzepte" (S. 17–21) geben eher einen theoretischen Bezugsrahmen als eine Methodik vor. Das Konzept des Sozialdiskurses nach Marc Angenot wird einerseits produktiv verwendet, andererseits kommen gelegentlich irritierende Formulierungen vor wie der folgende Satz: „Die Konstruktion des Anderen im Westen ist das Ergebnis eines Machtfeldes von Diskursen, die es aufzudecken […] gilt" (S. 15). Wie sich das Aufdecken und Entlarven mit einer Diskursanalyse verträgt, die ja erklärtermaßen der schlechten Alternative von naivem Realismus oder bloßer Konstruktion des Fremden entgehen wollte, bleibt ein wenig unklar. Auch die Verwendung von Wörtern wie „Schutzgebiete" ohne Anführungszeichen und die Rede von „Völkern" bilden irritierende Momente. Und die spannende Lektüre hätte bei besserem Lektorat (auch hinsichtlich der Silbentrennungen, Tabellenumbrüche und des Kartenmaterials) mehr Freude bereitet.

Steffi Hobuß, Lüneburg

Heinen, Armin/Hüser, Dietmar (dir.) : *Tour de France : eine historische Rundreise. Festschrift für Rainer Hudemann*, Stuttgart : Steiner, 2008 (Schriftenreihe des Deutsch-Französischen Historikerkomitees 4), 520 p.

Tout au long de sa carrière, Rainer Hudemann a œuvré en faveur du dialogue franco-allemand. En 1945, les conditions qui en ouvraient la voie étaient les suivantes : la modernisation de la France, la démocratisation de l'Allemagne, l'association des deux économies, la justice sociale et le rapprochement culturel. Le voilà sexagénaire et selon la tradition, il se voit offrir un « Festschrift » auquel s'associent une cinquantaine d'historiens allemands et français, ainsi qu'un Japonais, un Suisse et un Américain. Les éditeurs ont choisi pour titre *Tour de France : eine historische Rundreise*. Et en effet près de quarante contributions se consacrent à la France ou aux relations franco-allemandes et une dizaine à l'histoire de l'Allemagne. On aurait donc pu titrer : France–Allemagne, aller et retour. Et comme les auteurs se répartissent entre une quarantaine d'Allemands et une dizaine de Français, on constatera donc que ce volume est d'abord le travail d'historiens allemands spécialistes de la France, ce qui convient très bien au Comité historique franco-allemand, à l'Université de la Sarre et à Rainer Hudemann.

On sait que l'exercice de ces *Mélanges* est difficile. Nous ne dirons pas que l'ouvrage est inégal, mais qu'il est divers. Si l'on consent à l'examiner d'un peu

plus près, on devra conclure qu'il s'agit ici somme toute d'une réussite. Sa table des matières, qui file la métaphore du 'Tour', commence par un départ donné dans la grande région 'SaarLorLux', puis se poursuit par un 'vers la France en passant par l'Allemagne', ce qui constitue une grosse étape, avant de faire un écart par 'la Méditerranée' et de revenir en France, pour finir en beauté à Paris, comme de juste. Le lecteur nous permettra de prendre un autre itinéraire pour regrouper ces études, les présenter et les analyser brièvement.

Une des originalités de l'histoire de la Sarre, deux fois placée dans l'orbite française en 1919 et en 1945, est le nombre des émigrés sarrois, le plus souvent antifascistes. Fascinante est la personnalité d'Eric-André Teich, ce Silésien installé en Sarre après la Première Guerre mondiale, professeur de gestion et de droit des affaires, émigré en France en 1933 et naturalisé en 1934, revenu en Sarre après la guerre et s'y installant pour embrasser une carrière universitaire à la nouvelle Université de la Sarre (Wolfgang Müller).

D'autres évocations d'émigrés les associent à des 'lieux' qui nous font voyager sur la carte de France. Ainsi, Heinrich Küppers évoque la Trappe de Notre-Dame de Lumières dans les Alpes de Haute-Provence, où se réfugia en juin 1940 le futur ministre-président (1947–1955) chrétien-démocrate de Sarre, Johannes Hofmann, émigré depuis 1935 au Luxembourg, avant de passer en France. C'est l'occasion pour Küppers d'évoquer les milieux et filières d'évasion des émigrés anti-fascistes allemands qui partent de Marseille, d'où Hoffmann s'embarque pour le Brésil. Mais d'autres Sarrois anti-fascistes plus modestes n'eurent pas ces destins prestigieux, témoins les Catherine Kneup et Albert Kneup, évoqués dans le roman d'Ellen Widmaier, *Spatzenkirschen* (2004), anti-fascistes et victimes du national-socialisme qui voient leur demande d'indemnisation rejetée par la justice sarroise des années 1960. Elle refuse d'admettre la prise en compte des méfaits de la répression anti-fasciste pour les Sarrois réputés francophiles parce que censés avoir agi prioritairement par sympathie pour une puissance étrangère : étrange jurisprudence d'étranges magistrats. Cas non isolés, mais sur lesquels la recherche est encore balbutiante en Sarre (Wilfried Busemann). Les négociants en champagne Geldermann et Deutz, établis à Ay depuis 1838, ne sont sans doute pas 'émigrés' mais devenus français. Ils eurent pourtant à faire face aux changements d'étiquettes que leur imposèrent les guerres franco-allemandes, de 1870 et de 1914 (Bärbel Kuhn).

Un certain nombre de contributions sont consacrées à une histoire 'déprussianisée' des territoires annexés par la France pendant la Révolution et l'Empire. Par exemple, la description de Trèves, chef-lieu du département de la Sarre, l'un des six départements de langue populaire allemande et de pratique politique et administrative française de la République, puis de l'Empire, si l'on y joint les départements français du Haut et du Bas-Rhin (Gabriele Clemens). La contribution de Claudie Paye part des caricatures et chansons satiriques dirigées contre le roi Jérôme de Westphalie et sa fuite de Cassel, mais elle nous apprend aussi que ce sont les Français qui ont donné aux

Allemands de Cassel et de Hesse le goût de la nature et de la randonnée : voilà un transfert qui contraste avec l'image traditionnelle de l'Allemand randonneur et entraînant peu à peu les Français (et Alsaciens-Lorrains) sédentaires et rivés à leurs cures thermales. Mais d'autres lieux évoquent la France en Allemagne, ainsi l'église 'catholique française' de Saint-Ansgar à Hambourg (Klaus-Jürgen Müller). Evocation critique encore : celle de la grande manifestation pour le retour de la Sarre à l'Allemagne organisée à Rüdesheim, devant la statue géante de la Germania érigée en 1883, par « le Saarverein » le 27 août 1933, six mois après la prise du pouvoir par les Nazis. Hitler y prend la parole devant un public de 100 000 Sarrois, chiffre contesté par les autorités françaises et les partis antifascistes, qui organisent des contre-manifestations réussies (Franz Becker). On peut également placer dans cette veine les évocations des Marseillaises allemandes, chantées dans les fêtes républicaines des années 1830, mais aussi en particulier la Marseillaise des travailleurs, car la mélodie fut très populaire dans les rangs de la social-démocratie allemande à ses débuts, qui se rattache aux traditions républicaines (Beatrix Bouvier).

Les sites de commémoration sont forcément évoqués. Le professeur Hans-Walter Herrmann nous livre une coupe chronologique de la Forêt d'Argonne, traversée par l'autoroute A4, analysant les différentes couches du temps historique qui se superposent en ces pays, christianisés par Saint Chrodegang au VIIe siècle et qui, de siècle en siècle, nous mènent aux évènements de Valmy et aux batailles sanglantes de la Première Guerre mondiale. Du côté français encore, l'évocation de Bitche et de sa vocation militaire, confirmée in extremis tout récemment (Sylvain Schirmann), ainsi que des lieux de commémoration de la vallée de la Bruche (Struthof, Schirmeck) à la fondation desquels Alfred Wahl prit une part non négligeable avec des résultats variables. Du côté allemand, le mémorial de Neue Bremm, camp d'internement de la Gestapo, projet mené à bien en 2004 (Elisabeth Thalhofer), ce qui n'est pas le cas de la tour de Schaumberg, d'où s'élevait avant la Deuxième Guerre mondiale une chapelle commémorative des victimes de la guerre, démolie en 1972. Elle devait être remplacée par un centre de rencontre de l'amitié franco-allemande, qui ne vit jamais le jour, à l'exception d'une tour en béton et d'une chapelle. Elle reste un lieu d'excursion apprécié des Sarrois et un support pour un grand nombre d'antennes de radio et de télévision (Ludwig Linsmayer). Pourquoi ne pas ajouter à cette liste des lieux de commémoration, ceux dressés à Paris : le monument élevé en 2007 contre l'esclavage et célébrant son abolition au jardin du Luxembourg (Sven Korzilius), ou encore celui élevé au Quai Branly « à la mémoire des combattants morts pour la France, lors de la guerre d'Algérie… », soulevant des blessures encore mal cicatrisées… et des conflits de mémoires et de dénominations urbaines, comme celles du 17 octobre 1961 ou des victimes du métro Charonne (Dietmar Hüser). Enfin, doit être incluse dans cette énumération de cicatrices la puissante *Linea Gotica*, 'mur fortifié' élevé en Italie par l'organisation Todt de 1942 à 1944, par recours massif au travail forcé, monu-

ment de mémoire des massacres perpétrés par des unités allemandes en Italie, qui furent en grande partie ignorés par l'opinion… et la justice allemande (Fabian Lemmes).

Passons à présent aux 'lieux habités', ceux qui sont liés en France à l'évocation d'une ou plusieurs personnalités allemandes. Par ordre d'ancienneté, commençons par le mont Ventoux, que gravissent avec succès Pétrarque en 1336, puis le pauvre Tom Simpson, coureur du Tour de France, qui y mourra de chaleur et d'une overdose d'amphétamines, le 13 juillet 1967, et, en 1993, notre auteur Burkhard Jellonek, qui eut la prudence d'y aller de nuit… Poussons jusqu'à Nice que venait d'annexer la France, alors qu'y séjournait Ernst Moritz Arndt, mais dont le professeur Christoph Cornelißen est resté amoureux, ce qui le pousse à en évoquer l'histoire ; Illiers-Combray, berceau de la famille Proust, où se trouvent la maison natale des Proust et… la chambre à coucher où le petit Marcel allait goûter la célèbre madeleine que lui offrait sa tante Léonie (Etienne François). Passons par Lescun dans la vallée d'Aspe, où séjourna Heinrich Mann à l'invitation du germaniste français Félix Bertaux et où il conçut le projet de sa biographie d'Henri IV, pacificateur exemplaire entre Français des deux confessions, pacificateur exemplaire comme en demandait l'âge de Locarno entre Européens des deux nationalités. (Manfred Bock n'a-t-il pas surestimé la culture de ses lecteurs : il aurait sans doute dû préciser que Pierre Bertaux, fils de Félix, agrégé d'allemand lui aussi et plusieurs fois cité, fut résistant, compagnon de la Libération et commissaire de la République à Toulouse lors de la Libération.)

De la région Midi-Pyrénées passons à la région Aquitaine. Sylvie Guillaume n'évoque pas de personnalités marquantes dans la région, elle qui n'en manque pourtant pas, mais 'un art de vivre' qui unit une région fragmentée, marquée par les vins et leurs châteaux, la cuisine, le gibier et la chasse, des sports bien cantonnés, pelote basque et rugby, et… le bassin, ce qui trahit la Bordelaise. C'est en Aquitaine, mais assez loin vers le Sud, que l'on trouve Latche et cette « bergerie » du Charentais François Mitterrand qui accueillit Helmut Schmidt et Helmut Kohl, reproduisant ces rituels de rapprochements personnels et familiaux que pratiquent les présidents américains, et qu'avaient inauguré en France le général de Gaulle recevant Konrad Adenauer à Colombey et Helmut Schmidt recevant Valéry Giscard d'Estaing à Reinbek (Hélène Miard-Delacroix).

On revient en Midi-Pyrénées avec l'étude sur les pèlerinages sarrois à Lourdes. Ils avaient débuté dès 1923 et leur organisation était calquée sur celle mise sur pied dans le diocèse de Strasbourg. Le premier de l'après-guerre, en 1947, devait cependant marquer un rapprochement entre la Sarre et la France catholiques, « pour le bien de la Sarre, de la France et de la Paix ». Il est le point de départ du mouvement Pax Christi et de l'appel, lancé en 1950 à l'initiative de Mgr Théas, évêque de Lourdes, par 40 évêques français pour la réconciliation franco-allemande (Judith Hüser). Lien identique entre lieux de pèlerinage et objectifs politiques avec l'organisation mise sur pied par le gou-

vernement franquiste du Centre de Documentation et d'information (CEDI), dont le siège se trouve à Saint-Jacques de Compostelle, et qui a souvent été considéré comme une porte dérobée pour les contacts entre l'Espagne de Franco et 'l'Europe vaticane'. Ses animateurs conservateurs hors d'Espagne (Otto de Habsbourg, Aubry de la Noé) trouvent des oreilles attentives du côté du RPF, puis de l'Elysée, comme du côté de la CDU et de la CSU. La photo du congrès de 1965 à Saint-Jacques ne nous met pas en présence de pèlerins munis de bâtons et de sacs à dos… mais d'un cercle en soutane et complet veston, arrivé en limousine, issu de l'élite conservatrice européenne (Johannes Großmann). On ne trouvera qu'un seul trait commun entre cet organisme d'influence situé dans un lieu de pèlerinage et les organismes allemand, Deutscher Verein vom Heiligen Land, et français, l'Œuvre des Ecoles d'Orient, voire même l'Alliance Israélite Universelle : un poids à prendre sur la politique des Etats au sujet d'un lieu saint : Jérusalem. Mais l'essentiel de l'étude se concentre sur la fin du XIXe et le début du XXe : Allemands et Français vont se faire supplanter par les Britanniques (Dominique Trimbur).

Tous les Sarrois n'allaient pas à Lourdes. La Régie – provisoire – des Mines de la Sarre permit à un certain nombre de mineurs de séjourner dans une splendide villa de Fréjus, la Villa Marie. Construite à la fin du XIXe siècle par le sénateur Thévenet, elle est rachetée en 1952 par la Régie des mines de la Sarre. De nombreux mineurs purent ainsi passer des vacances 'sur la côte', car la maison de vacances n'était pas réservée aux cadres. En 1960, la Régie revend cette maison, qui abrite aujourd'hui la bibliothèque municipale (Rolf Wittenbrock). Plus exotiques, les voyages sur le modèle du « Tour de la France par deux enfants », que ses imitations coloniales : « Les étapes d'un petit Algérien dans la province d'Oran » de Jules Renard (1886) qui fait connaître à ce petit Algérien, nommé Louis, les splendeurs de son département désormais français, ou encore à deux orphelins, Moussa et Gi-gla (1916), celles de l'Afrique Occidentale Française du Dahomey au Sénégal (H.-J. Lüsebrink). Voyage encore que celui des passagers du train militaire Strasbourg-Berlin, Berlin-Strasbourg, gratuit pour les personnels de la zone française de Berlin, ce qui était son seul avantage. Les tâches de contrôle et de traction, dûment réparties entre Soviétiques et Allemands de l'Est, sont soigneusement décrits et rappelleront à nombre de lecteurs qu'il était bien plus simple de prendre l'avion à Francfort, qui n'était pas bien plus cher mais bien plus rapide (Uta Birkemayer).

Après ces lieux 'habités', passons aux lieux de savoir. Plusieurs contributions nous y introduisent. Proche de la Sarre, l'histoire de la création de l'Université du Luxembourg en 2003 (Jean-Paul et Magali Lehners). Nous avouons être toujours aussi peu convaincu par la comparaison entre la Kaiser-Wilhelm-Universität de Strasbourg et la *Reichsuniversität*, même si l'on insiste sur la similitude de la devise conservée sur son fronton « *Litteris et patriae* ». Cette comparaison inévitablement anachronique des institutions et des personnes nous semble s'aventurer dans une démarche inévitablement

banalisante de la formule de l'université nazie (Rainer Möhler). Wolfgang Freund nous donne une fort bonne notice sur le projet d'histoire de Strasbourg que nourrit le professeur d'histoire de l'Alsace, Fritz Kiener, à partir des années 1931. Il devait associer historiens français, allemands et suisses. Pour les autorités allemandes, cette entreprise scientifique transfrontalière était une occasion unique d'affirmer le caractère allemand de la ville de Strasbourg. Mais à partir de 1933, elles se réservent un droit de veto sur le choix des auteurs, ce qui était impossible à admettre pour les Français. Le projet ne peut aboutir. Autres lieux de savoir, plus contemporains : l'évocation de la maison Suger et de celui qui l'a aménagée : Clemens Heller. Souvenirs personnels chaleureux d'Hartmut Kaelble, qui s'ajoutent à ceux qui sont publiés sur le site http://www.archivesaudiovisuelles.fr/115/liste_conf.asp .

La présentation par J.-F. Eck des fonds de séquestre d'entreprises allemandes en France (1940–1944) conservés aux Archives de Roubaix nous entraîne vers les contributions d'histoire économique. Michael Sander traite de la longue gestation du canal de la Sarre qui devait approvisionner la France du Nord-Est en charbon de terre de Sarre, et y réduire considérablement le coût de l'énergie, ce qui fut le cas à partir de 1866. Avec l'annexion de l'Alsace-Lorraine et le développement de la navigabilité du Rhin, le canal de la Sarre perdit de son importance : les Sarrois se préoccupent désormais de la navigabilité de la Sarre vers l'aval. La concentration des entreprises devait conduire à la concentration et à la disparition des petites et moyennes entreprises. Margrit Grabas nous montre que dans les années 1900, l'économie sarroise ne se limite pas aux immenses entreprises minières et sidérurgiques, mais que l'urbanisation appelle nécessairement la création de petites et moyennes entreprises, tant dans le BTP que dans la consommation alimentaire, la confection… Histoire économique et voyages encore avec une comparaison fort approfondie entre l'industrie automobile française, numéro un sur le plan international en 1903, dépassée par celle des Etats-Unis dès 1913. Elle imite le modèle taylorien et les chaînes de montage après la Première Guerre, se caractérise par l'importance de ses innovations (traction avant, voitures populaires) mais, indice significatif du caractère de ses produits, perd un marché américain sur lequel elle était bien placée jusqu'en 1959. Ainsi, la Dauphine perd son match contre la Coccinelle et, en général, les gammes moyenne et supérieure de l'automobile française (DS ou Peugeot) contre la grosse automobile allemande (Mercedes, Audi, BMW, mais aussi Ford et Opel) (Hans-Christian Hermann). Avec son 'triangle monétaire' Paris, Francfort, Maastricht, Guido Thiemeyer nous montre avec brio que 'Maastricht' a été la fin du modèle économique français – planification et colbertisme – et qu'avec l'euro et la Banque centrale européenne, elle a adopté le modèle francfortois de l'économie sociale de marché, conception fort élastique, mais qui se fonde sur deux piliers fondamentaux, à savoir une monnaie forte, gérée par une banque indépendante. Certes, le débat n'est pas terminé et par moments parviennent encore, venus des campagnes électorales françaises, les

échos nostalgiques du colbertisme qui se heurtent aux engagements pris à Maastricht et aux murailles francfortoises.

La France hexagonale a un centre, c'est Paris, mais elle veut un centre imaginaire, « géopoétique » : qui se déplace selon le temps autour de Saint-Amand-Montrond. Aujourd'hui, c'est le village de Bruère-sur-Cher qui tient la corde et Jean-Claude Allain nous en fournit une preuve irréfutable, à savoir le monument érigé au centre du centre, sur la place du village de Bruère-sur-Cher. Mais, ajoute-t-il, combien en est-il qui quittent l'A71 pour aller visiter ce centre délaissé sur ces bords. D'autant qu'il est à présent concurrencé par « le centre de l'Europe », déplacé au gré des élargissements de plus en plus vers l'Est, sauf si l'on prend en compte les Antilles et la Guyane.

Le prestigieux Canova n'a pas sculpté que la sœur, il a aussi sculpté le frère, Napoléon. Son buste eut un succès éclatant et fut reproduit à des centaines d'exemplaires en plâtre. Son Napoléon en *Mars Pacificator* élevé à Milan ne dut son salut qu'à sa disparition dans une cave du Palais Brera, avant de revoir le jour lorsque la statue ne souleva plus de tempêtes. Enfin, sa statue équestre de Naples vit sa tête remplacée par celle du roi Ferdinand Ier de Naples (Christof Dipper). Autres Italiens, mais réfugiés en France, les frères Rosselli, personnalités éminentes de l'émigration socialiste, sont assassinés dans l'Eure, le 9 juin 1937, par un commando de la Cagoule, auquel le gouvernement et les services secrets italiens avaient sous-traité le meurtre. Wolfgang Schieder nous relate les tenants et aboutissants de cette affaire et nous rappelle que nombre de chefs cagoulards, majoritairement collaborationnistes, ont échappé aux poursuites intentées ou aux peines prononcées contre eux après la guerre, à l'instar de leurs commanditaires italiens. Autre victime : James William Nixon, fonctionnaire britannique du BIT, pris au piège à Paris par l'occupation allemande et qui passe la guerre dans un camp d'internement de la banlieue parisienne, comme plusieurs milliers d'autres Britanniques civils faits prisonniers sur le territoire français (Cédric Guinand).

L'urbanisme n'est pas absent de l'ouvrage. L'on doit reconnaître au premier coup d'œil que le monument est un palais et un Palais de Justice. Celui d'Angoulême avec son péristyle est un archétype. Avec le programme de construction de 1987, on entend remédier au déficit de solennité des Palais, et échapper au banal de l'immeuble de bureaux : le Palais de justice de Bordeaux de Richard Rogers en sera un exemple éclatant. Par contre, à Melun, François Jourda réinterprète la colonnade, réussissant à marier le familier avec la nouveauté, ce qui est la marque d'une réalisation patrimoniale réussie (Christine Mengin). Contemporaine est également l'étude sur l'urbanisme social de l'après-guerre, étudié à partir de l'exemple de Lyon, et comparé à celui de la République fédérale. L'enthousiasme pour la planification urbaine et les grands ensembles, qui sont à présent à démolir ou à réhabiliter, n'a pas saisi à ce point la République fédérale, où les centres de décision et les conflits de compétence sont beaucoup plus nombreux, d'autant que les acteurs sociaux (*Bürgerinitiativen*), issus principalement des classes

moyennes, ont pu s'exprimer plus tôt. Mais comme tant d'autres, l'étude de Clemens Zimmermann ne peut qu'ouvrir des pistes et stimuler la curiosité.

Avec l'étude de Volker Sellin sur l'invention du principe monarchique, analysé à partir du préambule de la Charte de 1814, rédigée par Beugnot, et celle sur le traité de l'Elysée, on croit revenu en fin de volume le 'primat de la politique'. Dans ce préambule sollicité par Louis XVIII pour compléter la Charte constitutionnelle et que Beugnot se résolut à rédiger, le Roi cherche à « renouer la chaîne des temps », mais affirme : « Nous avons dû, à l'exemple des Rois nos prédécesseurs, apprécier les effets des progrès toujours croissants des lumières […] : nous avons reconnu que le vœu de nos sujets pour une charte constitutionnelle était l'expression d'un besoin réel […]. » Ainsi se trouve affirmé le principe de légitimité et celui de l'adaptation au vœu des sujets : c'est du roi que procède la constitution, non pas de la nation.

Refaisant le point sur le traité de l'Elysée, Edgar Wolfrum fait remarquer qu'avec le recul du temps on constate que ce traité que tout le monde croyait mort-né – « les traités sont comme les roses » – ou tellement dénaturé par le préambule que lui infligea le Bundestag, a eu somme toute bien plus d'importance qu'on aurait pu le croire. Son existence même, les mécanismes qu'il a mis en place, les organismes qu'il a fondés et la pratique qu'il a créée constituent un exemple sans précédent de la coopération entre deux Etats.

Il est vain de tenter de résumer cet ouvrage collectif, si varié et divers, en une formule. Nous préférons donc terminer notre examen par trois contributions innovantes et riches qui évoquent la coopération franco-allemande par le 'bas', c'est-à-dire par l'initiative libre de collectivités territoriales et du tissu associatif qu'elles parviennent à mobiliser. C'est dire l'intérêt des contributions d'Adolf Kimmel sur le film français à Saint-Ingbert, d'Armin Heinen sur le jumelage Aix-la-Chapelle/Reims et de Chantal Metzger sur le jumelage Nancy-Karlsruhe. Ces études mettent en relief les relations entres populations : c'est sans doute ce qui exprime le mieux les ambitions de Rainer Hudemann et les hommages que tous ces auteurs ont voulu lui rendre.

François Igersheim, Strasbourg

Hermle, Siegfried/Lepp, Claudia/Oelke, Harry (Hg.): *Umbrüche. Der deutsche Protestantismus und die sozialen Bewegungen in den 1960er und 70er Jahren*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2007 (Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte, Reihe B: Darstellungen 47), 408 S.

Zweifellos waren die 1960er und 1970er Jahre recht ereignisreich und haben den deutschen Protestantismus in vielerlei Hinsicht verändert und bis heute geprägt. Andererseits ist es auch nicht immer leicht, alle Veränderungen in ihrer Bedeutung richtig einzuschätzen. Besonders auffallend ist dies im vor-

liegenden Band hinsichtlich der Einschätzung der Studentenbewegung, der Wolf-Dieter Hauschild für eine kirchengeschichtliche Übersicht „keine markante Bedeutung" (S. 52) beimisst, während Dieter Rucht darin „eine markante Zäsur" (S. 105) sieht. Beide Überblicke zählen wie auch der von Hugh McLeod eine große Anzahl von Ereignissen auf, die in der Tat nur schwer erkennen lassen, was davon wichtiger und was weniger wichtig ist: die Krise der Volkskirche, der Wandel des Pfarrerbildes, die Protestbewegungen (z. B. Außerparlamentarische Opposition, Friedensbewegung, Nachrüstung, Antirassismusprogramm, Dritte-Welt-Engagement)?

Die folgenden Beiträge nehmen Einzelaspekte davon auf und thematisieren sie: Protestantismus und Studentenbewegung bzw. osteuropäische Reformbewegung (insbesondere Prager Frühling); Protestantismus und Frauenbewegung (einschließlich Frauenordination und sexuelle Revolution in Westdeutschland) sowie Protestantismus und Dritte Welt-Bewegung (einschließlich einer entsprechend darauf ausgerichteten Theologie wie der EATWOT [= Ecumenical Association of Third World Theologians]). Hinzu kommen Ereignisse wie die Deutschen Evangelischen Kirchentage als Form sozialchristlichen Engagements in jenen Jahren oder Theologen wie Helmut Gollwitzer als Dialogpartner der sozialen Bewegungen bzw. Helmut Thielicke als Antipode der sozialen Bewegungen, ganz zu schweigen von Dorothee Sölles Politischem Nachtgebet. Auch Veränderungen in den kirchlichen Strukturen selbst gehören hierher: Vor allem die Regionalisierung und Professionalisierung, die Demokratisierung und Bürokratisierung werden vorangetrieben in der Hoffnung, dadurch adäquat auf die neuen Herausforderungen antworten zu können, wenn auch viele dieser Umsetzungen letztlich bei Weitem nicht das erbrachten, was man sich davon erhofft hatte. Ein Gleiches gilt von der Umgestaltung der kirchlichen Musik in den 1960er und 1970er Jahren (man denke hierbei nur an evangelistische und missionarische Rock- und Popmusik). Bei so vielen Veränderungen blieben auch die Gegenreaktionen nicht aus: die Evangelikalen als Gegenbewegung.

Zutreffend formuliert als Fazit der Soziologe Detlef Pollack den Befund aus all diesen Veränderungen in Form eines Paradoxons, das darin besteht, dass die Kirche eine „enorme Lernfähigkeit" an den Tag legt und sich anpasst, jedoch gleichzeitig „in der Öffentlichkeit als verkrustet, erstarrt, altmodisch, bürokratisch und hierarchisch angesehen" wird (S. 366). Konkret heißt dies:

> Man nimmt die Kirche in Anspruch, in der Diakonie, im Bereich der Bildung, auch wenn es um Auftrittsmöglichkeiten von Künstlern geht. Die institutionellen Möglichkeiten, die die Kirche bietet, das Geld, das sie zu vergeben hat, will man haben, aber zugleich geht man zu ihrem Selbstverständnis als Institution auf Distanz. Langfristig muss eine solche Diskrepanz negative Konsequenzen für die Arbeitsfähigkeit und Stabilität der Institution haben. Die heute auch in finanzieller und personeller Hinsicht offensichtlichen Erosionsprozesse sind insofern bereits in den 1960er und 70er Jahren angelegt. (S. 366f)

Davon legt der vorliegende Band in eindrucksvoller Weise Zeugnis ab und verdient deshalb die besondere Aufmerksamkeit all derer, die sich für kirchliche Zeitgeschichte interessieren.

Peter Antes, Hannover

Hess, Sabine/Binder, Jana/Moser Johannes (dir.) : *No integration ?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*, Bielefeld : transcript, 2009, 242 p.

Cet ouvrage réunit quatorze contributions de dix-sept auteurs. Le volume est structuré en trois chapitres, encadrés par une introduction signée par les éditeurs de l'ouvrage, et une excellente conclusion à deux voix, qui présente le double intérêt de resituer la politique migratoire allemande dans le contexte européen et de formuler une alternative concrète aux errements passés et actuels. Sabine Hess et Johannes Moser ouvrent la réflexion introductive en définissant la double finalité de l'ouvrage : d'une part formuler une critique interdisciplinaire du paradigme de l'intégration, d'autre part explorer les alternatives au 'piège de l'intégration' de la vision 'nationalisante'. Le dramaturge Björn Bicker complète cette introduction : la scène se veut le reflet des grandes problématiques de la société, d'où le thème de l'intégration retenu pour les programmations du Théâtre de Munich en 2007–2008 – si tant est que le théâtre, vu comme bastion de la culture allemande (voir p. 29), puisse prétendre rendre compte de la réalité migratoire.

Le premier chapitre intitulé 'Crises du multiculturalisme' rassemble trois excellents articles. Frank-Olaf Radtke distingue deux variantes du multiculturalisme (consistant à identifier comme tels des groupes ethniques ou des minorités nationales) : la première est une stratégie des Etats nationaux confrontés à une immigration massive – voulue ou subie – susceptible de menacer l'ordre social ; la seconde intervient lorsque des empires, unions ou fédérations s'écroulent économiquement, politiquement ou idéologiquement : hier l'Empire austro-hongrois, ottoman ou britannique, aujourd'hui les Etats successeurs de l'URSS ou de l'ex-Yougoslavie. Le multiculturalisme serait donc un programme de justice sociale et de gestion des crises en réponse à la crise de l'Etat-nation à la fin du XXe siècle. Dans cette vision, l'idée de société multiculturelle apparaît comme un modèle utopique de la société moderne. L'erreur consiste à réduire les crises de coexistence ethnique à un simple problème de 'reconnaissance' : la tolérance érigée en vertu comme elle le fut déjà au XVIIIe siècle (le *Traité sur la tolérance* de Voltaire), fondant aujourd'hui le pluralisme culturel, s'avère inopérante dans la société du XXIe siècle. Kien Nghi Ha envisage ensuite le multiculturalisme dans une perspective postcoloniale et dénonce ce qu'il appelle le 'multiculturalisme utilitariste'. L'une

des ambiguïtés les plus significatives du discours allemand est qu'il est longtemps demeuré l'apanage de la population dominante, les sujets migrants demeurant ainsi réduits à l'état d'objet – comme en atteste l'usage administratif de la terminologie 'étranger durable' (*Bestandsausländer*) ! Le politologue s'insurge contre la vision utilitariste néolibérale actuelle, qui ne fait que reproduire ou prolonger l'entreprise coloniale. Il démontre, au rebours de thèses souvent énoncées, que l'Allemagne, et singulièrement ses anthropologues et philosophes, fut l'un des centres mondiaux de la pensée et de l'activité coloniale. Les théories émises par Emmanuel Kant, Christoph Meiner ou Samuel von Soemmerring aux XVIIIe et XIXe siècles ont été reprises et développées à la fin du XIXe siècle avec 'l'hygiène des races'. Ces théories, certes disparues avec la fin du national-socialisme en 1945, ont néanmoins laissé des traces perceptibles dans l'anthropologie allemande jusqu'à la fin des années 1960. Ainsi le discours présentant l'Allemagne comme une puissance coloniale éphémère et peu significative doit-il être corrigé. La migration du travail engagée avec les *Gastarbeiter* s'inscrivait bel et bien dans la perspective coloniale wilhelminienne, qui envisageait les migrants avant tout comme une 'armée de réserve industrielle'. Ghassan Hage alimente la réflexion par l'exemple australien, qui consacre l'échec du multiculturalisme face au 'défi musulman'. Sa thèse est que la politique multiculturelle est nécessairement sous-tendue par le principe d'assimilation, d'où ses limites, aujourd'hui atteintes avec l'Islam.

Le deuxième chapitre examine les 'logiques du paradigme de l'intégration'. Serhat Karakayali voit dans la 'formule intégrationniste' un impossible compromis de classe. A ses yeux la politique migratoire allemande s'apparente à un 'racisme de classe', une lutte de pouvoir face à des étrangers 'de l'intérieur'. Stephan Lanz se penche sur l'exemple berlinois actuel. Si deux discours coexistent, l'un fondé sur la différence ('nous' et 'les autres'), l'autre sur la diversité ('nous sommes tous différents'), l'objectif est en réalité commun : miser sur le potentiel économique des migrants. Exit l'Etat providence, désormais l'Etat revendique la valeur 'travail', jusque dans sa politique migratoire incarnée par le slogan 'fördern und fordern'. Birgit zur Nieden s'attache à démontrer le changement de paradigme survenu avec la loi sur l'immigration de 2005, qui enferme la politique migratoire dans une logique sécuritaire et délaisse le projet social. Klaus Ronneberger et Vassilis Tsianos s'inscrivent en faux contre l'orientation unidimensionnelle de la recherche migratoire, souvent affiliée au politique et de ce fait rarement indépendante. A l'exemple des 'sociétés parallèles', ils expliquent en quoi le discours actuel, politique *et* scientifique, s'avère une forme particulièrement insidieuse de racisme. Ils offrent un utile regard rétrospectif sur la construction de l'Etat social à la fin du XIXe siècle, fondé sur la création politique d'une communauté ethnique solidaire, censée garantir la paix sociale : une idéologie dont on retrouve la trace de Weimar jusqu'à aujourd'hui, notamment dans le champ de la politique migratoire. La terminologie en est le juste reflet, avec l'invention des catégories d''Allemand ethnique', 'étranger', 'travailleur hôte'

ou *Aussiedler*. Erol Ydiz envisage les 'sociétés parallèles' sous un angle inhabituel. Elle démonte le mythe des 'enclaves ethniques' comme menace pour la société et souligne au contraire leur créativité.

Le troisième et dernier chapitre, sous le titre 'L'anti-islamisme, une forme de racisme' approfondit l'analyse sur la stratégie actuelle de l'Allemagne, incarnée par le Plan national d'intégration et la Conférence allemande sur l'Islam. Le premier article restitue un entretien entre Werner Schiffauer et Manuela Bojadzijev. Leur analyse converge en un jugement extrêmement critique de ces deux instances (fallacieusement présentées comme un dialogue d'égal à égal) dans lesquelles ils voient avant tout la volonté de l'Etat allemand d'agréger les communautés musulmanes à la culture dominante (voir p. 171). Somme toute une politique 'de la carotte et du bâton', qui en reste au plan symbolique. On ne doit pas surestimer la dimension politique de l'engagement dans l'Islam, qui est d'abord un refuge identitaire. Werner Schiffauer ose même un parallèle avec les sympathisants des Fractions Armée rouge (RAF) dans les années soixante-dix : dans les deux cas, refus de l'impérialisme culturel, anti-américanisme, anti-sionisme. Il souscrit à l'observation d'Etienne Balibar qui voit dans l'anti-islamisme l'un des piliers de la construction européenne, permettant à une Europe élargie, extrêmement hétérogène, de construire une cohésion identitaire. Une idéologie présentée ici comme un nouvel avatar du racisme européen. Il propose de remplacer le discours de la 'tolérance', foncièrement asymétrique, par un 'discours du respect', suggérant une authentique égalité de droits. Esra Erdem condamne la médiatisation, politiquement stratégique, d'analyses émanant de personnalités issues de l'immigration – Necla Kelek, Seyran Ates – qui prônent une politique répressive à l'égard des migrants. Signalons que le reproche n'est pas nouveau : Klaus Bade notamment l'a très justement formulé.

La conclusion offre au lecteur une passionnante ouverture sur 'le défi post-colonial de la migration en Europe', signée par Sandro Mezzadra. Il analyse avec acuité ce qu'il appelle les 'anomalies' de la Constitution européenne, 'par définition une constitution en devenir pour une politique en devenir' dans une Europe ni Etat, ni confédération : 'un empire cosmopolite' et 'une Europe post-coloniale' selon la formulation d'Ulrich Beck et d'Edgar Grande. Sandro Mezzadra constate une déterritorialisation de la frontière, laquelle n'a plus vocation à marquer les limites purement territoriales d'une entité politique : l'espace Schengen en offre une excellente illustration. Or, ce processus va de pair avec l'émergence d'une citoyenneté de l'UE, marquée par la résurgence de la différenciation opérée entre *citoyen* et *sujet*, créant ainsi une 'citoyenneté de deuxième ordre'. Alors que faire ? Il se prononce sans hésitation pour un accès direct à la citoyenneté européenne, fondé uniquement sur le séjour.

Dans la contribution terminale, Regina Römhild rappelle judicieusement que l'Europe est un projet migratoire, engendré et perpétué par le défi permanent de ses mobilités frontalières. On s'obstine à ignorer le potentiel d'un

'cosmopolitisme' jugé périphérique, voire marginal, que l'on tente à tort – et en vain – de contrôler, réguler, juguler. Le discours européen sur l'immigration retrouve aujourd'hui des tonalités 'néonationalistes' et 'euroracistes', notamment aux marges de l'Europe sud-orientale – dans les lieux les plus 'cosmopolitisés' de l'Europe, mais également les plus précarisés. Toutefois, il s'y développe des formes de gouvernance transnationales inédites, élaborées dans des *thinktanks* qui réunissent dans une improbable coalition les adversaires d'hier : acteurs de la société civile, ONG humanitaires, politiciens et scientifiques. La convergence actuelle des velléités hégémoniques européennes (économiques, politiques) et des objectifs humanitaires – par exemple la lutte contre l'immigration illégale – est l'un des paradoxes d'une Union européenne 'cosmopolitisée' plus que 'cosmopolite'. La conclusion se veut optimiste, voyant dans ces espaces transnationaux un formidable champ d'expérimentation politique pour un cosmopolitisme créatif 'd'en bas' susceptible de faire de la périphérie un modèle social pour l'avenir post-national de l'UE.

L'ouvrage alimente la réflexion très actuelle sur l'intégration, en ouvrant quelques pistes innovantes. Deux initiatives sont à saluer : d'une part, les articles sont assortis d'une très instructive bibliographie – mettant en évidence de fréquentes références à la recherche française (Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Loïc Wacquant, Etienne Balibar…). D'autre part, la présentation des auteurs en fin d'ouvrage éclaire l'orientation de leur analyse : six d'entre eux sont membres du réseau *Transit Migration* et deux siègent au Conseil des migrations créé par Klaus Bade en 1997. Certains sont politiquement engagés, à l'instar de Serhat Karakayali, membre de *Kanak Attak*, ou Sandro Mezzadra, actif dans la mouvance altermondialiste et dans diverses initiatives antiracistes en Italie ou en Europe. Cet éclairage biographique livre quelques clefs utiles à la compréhension d'observations que l'on ne partage pas toujours. Particulièrement novatrice me semble être la réflexion sur les prolongements de la vision coloniale historique dans le discours politique, économique et culturel actuel de l'Allemagne.

Gwénola Sebaux, Angers

Keller, Thomas (dir.) : *Lieux de migrations – lieux de mémoire franco-allemands*, Aix-en-Provence : Université de Provence, 2007 (Cahiers d'études germaniques 53), 278 p.

Le n° 53 des *Cahiers d'études germaniques* comporte deux dossiers thématiques, l'un – principal – sur les lieux de mémoire franco-allemands, l'autre, par lequel nous commencerons – plus court –, sur les « langues et mémoires plurielles » en Suisse.

La Suisse est certes un petit pays, mais sa complexité fait d'elle un terrain d'observation privilégié des phénomènes de frontières culturelles et linguistiques. Dans ce dossier, on retiendra deux articles en particulier. Tout d'abord, l'étude sociolinguistique d'Anna Pfister sur les raisons qui expliquent le statut minorisé et menacé de la variante 'standard' de l'allemand par rapport au suisse-allemand, qui domine aujourd'hui la plupart des domaines-clef de la vie (voir p. 220), notamment ceux liés aux nouvelles technologies. Loin de défendre le régionalisme, Pfister conclut que les Suisses-allemands doivent apprendre un allemand 'standard' qui peut tout à fait être une variante suisse de l'allemand 'standard' (voir p. 229). On retiendra ensuite l'article de Manuel Meune, qui présente ici les résultats d'une enquête de terrain originale sur le plurilinguisme en Suisse, régi par un principe de territorialité. L'auteur a recueilli des données sociologiques (par questionnaire) auprès de conseillers communaux dans deux cantons bilingues : Fribourg et Berne. Meune souligne que « le débat sur le plurilinguisme régional évolue sur fond de réflexion sur les langues nationales et l'anglais, *lingua franca* européenne, donc helvétique » (p. 246). Si certains Suisses se réjouissent du statut de l'anglais, d'autres au contraire regrettent l'abandon d'une certaine idée de la nation suisse. L'auteur fonde son analyse sur des situations limites (particulièrement intéressantes parce qu'elles se trouvent au croisement des questions de domination linguistique et symbolique) et distingue deux situations : le cas des « mijoritaires » qui, « majoritaires dans leur Etat régional, sont minoritaires dans l'Etat national », et celui des « manoritaires » qui, « appartenant à la communauté linguistique majoritaire nationalement, habitent une entité fédérée où leur langue est minoritaire » (p. 234). Bien évidemment, il serait intéressant de comparer ce modèle à d'autres situations nationales et l'on pense évidemment au Canada (qui sert d'horizon de comparaison implicite à l'auteur) et à la Belgique.

Le dossier principal du numéro porte sur les lieux de mémoire franco-allemands, principalement situés dans le sud de la France et souvent liés au phénomène de l'exil germanophone antinazi. L'introduction des éditeurs, T. Keller et J.-M. Guillon, pose d'emblée la problématique générale : « se saisir du concept de lieu de mémoire pour analyser sa transformation à travers l'exemple des lieux de migration franco-allemands » (p. 7). Cette introduction est substantielle et fixe un cadre théorique global, distinguant notamment les étapes de transformation mémorielle d'un lieu : d'un lieu de souvenir à un lieu de mémoire puis à un lieu de commémoration (porté par un groupe).

Si la réflexion sur les lieux de mémoire est loin d'être nouvelle – on citera l'incontournable Pierre Nora –, l'intérêt est ici la volonté de se situer au croisement des mémoires nationales. Ce croisement permet en effet de reconfigurer les cadres de la mémoire nationale. Notons que c'était déjà l'intention d'un certain nombre des contributions réunies par Etienne François et Hagen Schulze dans les trois volumes des *Deutsche Erinnerungsorte*. L'introduction des éditeurs mentionne d'ailleurs :

> [Wir haben] das besondere Gewicht auf geteilte Erinnerungsorte gelegt, solche also, die für Deutschland wie für benachbarte Nationen gleichermaßen bedeutsam sind […]; zum anderen die ständige Einbeziehung des Blicks von außen in seinem Wechselspiel mit dem Blick von innen.[8]

C'est donc bien cette même volonté de croiser les mémoires et d'en étudier la transformation dans le temps qui est au cœur du numéro des *Cahiers d'études germaniques*. Le dossier exhume également des lieux ignorés ou occultés (et propose donc en creux une réflexion sur les cadres socio-historiques de l'oubli). Il apparaît ainsi que parmi les lieux de migration franco-allemands, Sanary-sur-Mer, Marseille ou le camp des Milles sont les plus à même de devenir un jour de véritables lieux de mémoire transnationaux.

On soulignera l'effort de certains auteurs du dossier qui ont tenu à respecter le cadre théorique présenté dans l'introduction – et l'on regrettera que cela ne soit pas le cas de toutes les contributions. Parmi les articles qui respectent ce cadre, l'on trouve ceux de Magali Boudinaud sur les photographies de Walter Bondy, de Magali Laure Nieradka sur Sanary-sur-Mer, d'Alain Chouraqui et Olivier Lalieu sur le camp des Milles, et de Cécile Bonnet sur les lieux de mémoire des STO en Allemagne.

On retiendra enfin l'originalité de deux articles : celui de Volker Mergenthaler sur la mémoire d'un lieu et d'un événement de la Première Guerre mondiale et celui de Nicola Martin sur le 'Palais de la République' berlinois à la recherche d'un lieu de commémoration. Mergenthaler propose une lecture minutieuse de sources, notamment iconographiques, afin de reconstituer la formation d'une mémoire autour du 'décrucifié' de Sarrebourg (20 août 1914), un événement parmi d'autres constitutif de la mémoire de la Grande Guerre. Martin, quant à elle, s'interroge sur le fait de commémorer un monument, à savoir le Palais de la République est-allemand, construit par la RDA sur le site du château des Hohenzollern, siège de la Chambre du Peuple et qui a été complètement démonté aujourd'hui. Les artistes Fred Rubin et Rudi Ricciotti proposent, par une opération de recyclage, de transférer à Bandol dans le sud de la France, lieu de résidence de Ricciotti, le lieu de la mémoire du Palais. Pour cela, ils réutilisent des matériaux et éléments du bâtiment originel et les réagencent. En cela, il s'agit d'une réhabilitation, hors de l'Allemagne réunifiée, d'une certaine mémoire de la RDA. Dans le même temps toutefois, cette mémoire est ainsi privatisée.

Ce dossier thématique ouvre de nombreuses perspectives. On regrettera simplement les coquilles, relativement nombreuses, et la mauvaise qualité des images, qui nuit à certains articles.

Patrick Farges, Paris

---

8 François, Etienne/Schulze, Hagen (dir.) : *Deutsche Erinnerungsorte*, vol. 1, München : Beck, 2001, p. 19.

Kitschen, Friederike/Drost, Julia (dir.) : *Deutsche Kunst – Französische Perspektiven 1870–1945. Quellen und Kommentare zur Kunstkritik*, Berlin : Akademie Verlag, 2007 (Passagen 9), 492 p.

Le propos de cet épais volume de 492 pages, lourd et peu maniable, est pour le moins ambitieux : présenter soixante-quinze ans de critique d'art entre France et Allemagne à une époque sensible et difficile où prévalaient souvent – mais pas toujours, il faut y insister – ignorance, aveuglement, nationalisme, hostilité. Le principe qui structure l'ensemble de l'ouvrage est le suivant : reproduire un texte en français d'un critique français traitant du monde de l'art allemand (artistes, manifestations, expositions, publications…) pendant la période annoncée et donner un « Kommentar » en allemand de ce texte. Ce commentaire a pour objectif de situer le texte du critique d'art (une trentaine de critiques environ ont été retenus, plus ou moins connus ou représentatifs) dans le contexte historique et d'apporter des informations. Mais ces dernières sont d'un intérêt et d'une fiabilité variables, selon les connaissances et surtout la qualification du contributeur. Immanquablement interviennent des redites, des redondances multiples, sans qu'il y ait de synthèses claires et rigoureuses. Le foisonnement des notes et remarques tend à donner l'illusion du sérieux et de l'exhaustivité. Mais pour peu que l'on soit spécialiste d'un thème abordé, on relève dès lors des erreurs et des lacunes criantes. Les références et la bibliographie sont constamment autoréférentielles, citant, avec une suffisance et une partialité rares, les seules productions des nouveaux venus du Deutsches Forum für Kunstgeschichte, éditeurs pour la plupart de cette collection, qui disposent visiblement de gros moyens pour allonger la liste de leurs publications. Selon cet ouvrage, rien n'existait avant eux, surtout pas dans la recherche française (qui leur a pourtant servi de tremplin), mais passons… Exemple révélateur : les catalogues très riches publiés à l'occasion de grandes expositions ayant eu lieu en France ces dernières années sur Daniel-Henry Kahnweiler, Fernand Léger, Willi Baumeister et d'autres acteurs importants des relations artistiques franco-allemandes sont cités à la sauvette en notes, sans mention des titres et des auteurs des contributions qui ouvraient pourtant déjà largement la voie à la recherche et défrichaient en pionniers ces domaines longtemps négligés. L'état d'esprit qui préside à la publication de ce volume se dévoile sans ambages tout au long des pages. Même si le discours officiel des textes d'introduction tend à accréditer le propos d'une coopération franco-allemande en la matière, force est de constater que ceux qui ont initié le travail et déjà beaucoup publié sur le sujet, en France notamment, et parfois aussi en Allemagne, sont écartés pour mieux laisser croire à une recherche innovante qui en réalité reprend et répète un certain nombre d'acquis. Nombre des signataires de contributions dans ce volume se complaisent à citer le moindre de leur article, mais ignorent les ouvrages qui ont fait date sur la question ! Leurs commentaires frisent souvent le ridicule dans leur naïve exposition de faits depuis longtemps révélés et bien connus des experts et du public cultivé.

Le présent volume comporte 77 reproductions en noir et blanc, contre seulement 16 en couleurs. On regrettera bien évidemment que le rôle ainsi que l'importance de certains réseaux et de certaines revues d'art (celles dont sont extraits les divers articles commentés et d'autres aussi) ne soient pas du tout abordés. Le lecteur aurait pu ainsi rectifier et compléter des perspectives qui sont souvent faussées par des choix aussi arbitraires que partisans.

Liliane Meffre, Dijon

Koenig, Matthias/Willaime, Jean-Paul (Hg.): *Religionskontroversen in Frankreich und Deutschland*, Hamburg: Hamburger Edition HIS, 2008, 475 S.

Im zu besprechenden Buch geht es *nicht* in erster Linie um eine Sichtung solcher gegenwärtiger Streitfragen, die sich an Religionen bzw. religiösen Phänomenen entzünden, also etwa um den Umgang mit fundamentalistischen Strömungen im Islam oder um die Spannung zwischen den moralischen Vorstellungen des römischen Katholizismus und entkirchlichter Teile der Bevölkerung. In erster Linie geht es – frei nach Niklas Luhmann – vielmehr um (religions-)soziologische Selbstaufklärung, erst abgeleitet davon um das Bestreben, „eine Neubestimmung des demokratischen Umgangs mit religiöser Pluralität" vorzubereiten (S. 8). Mit den Worten der beiden Herausgeber klingt das Vorhaben so: Beabsichtigt ist erstens eine „reflexive Verständigung darüber, ob und inwiefern der klassischen Religionssoziologie ein ‚methodologischer Nationalismus' innewohnt, der für das Verständnis gegenwärtiger religionspolitischer Entwicklungen spezifische Erkenntnisblockaden erzeugt", zweitens die Erprobung „neue[r] analytische[r] Perspektiven auf die Grenzverschiebungen zwischen Politischem und Religiösen [sic!] in ‚postnationalen Konstellationen' [Jürgen Habermas]" (S. 9).

> Maßgeblich für die Konzeption des Forschungsprojektes war also, die soziologiegeschichtliche sowie wissenssoziologische Reflexion auf die nationalstaatliche Prägung der Religionssoziologie mit der makrosoziologischen Analyse postnationaler Religionskontroversen systematisch zu verschränken. (S. 10)

Soweit das Programm des Buches sowie des dahinterstehenden – leider nirgends näher umrissenen – Forschungsprojektes, in der „Einleitung" der beiden Herausgeber anspruchsvoll und stimmig vorgestellt. In Gliederung und Durchführung des Buches werden die beiden genannten Anliegen indes keineswegs systematisch verschränkt, sondern säuberlich unterschieden. Teil I wendet sich der Interpretation ausgewählter „Diskurstraditionen der Religionssoziologie in Frankreich und Deutschland" an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu (S. 37–236), Teil II einigen „öffentliche[n] Religionskontroversen im Wandel des Nationalstaats", die sich in der jüngsten Ver-

gangenheit zugetragen haben (S. 237–443). Formale wie inhaltliche Querverweise zwischen beiden Teilen gibt es kaum; aus der im Laufe von Teil I aufgewiesenen Kontextualität klassischer religionssoziologischer Entwürfe – und das hieß zu deren Entstehungszeit im ausgehenden 19. bzw. beginnenden 20. Jahrhundert: Bezogenheit auf den je eigenen nationalen Kontext – ergeben sich keine Konsequenzen für die Interpretation gegenwärtiger religioider Problemlagen (und, soweit ich sehe, auch keine Konsequenzen für die Rezeption jener Klassiker – weder dergestalt, dass jene Klassiker kritisch fortentwickelt würden, noch dergestalt, dass ihre Klassizität in Frage gestellt würde). Die Teile I und II stehen recht unvermittelt nebeneinander.

Anlass zur Bearbeitung der eingangs benannten Fragestellungen geben interessante, wenngleich keineswegs umstürzend neue Beobachtungen (bzw. deren soziologische Theoretisierung): Seit den 1990er Jahren habe sich in modernen europäischen Gesellschaften die Grenze zwischen Religion und Politik verflüssigt (vgl. S. 7); einerseits sei der „Nationalstaat einem grundlegenden Formwandel ausgesetzt" (S. 25), andererseits habe Religion neue Schübe religiöser Pluralisierung erfahren (vgl. S. 7 f.). Obwohl Religion alles in allem deutlich an Bedeutung verloren habe – in Deutschland beispielsweise habe das Christentum „nach der Wiedervereinigung […] seine Plausibilität als Teilaspekt kollektiver Identität im Vergleich zur Bonner Republik eingebüßt" (S. 26) –, würden „Religionskontroversen mit einer großen Leidenschaftlichkeit" geführt; sie „berühren offenkundig ganz unmittelbar das Selbstverständnis europäischer Gesellschaften" (S. 7).

Die Spannung zwischen diesen beiden nicht näher belegten Thesen – Bedeutungsverlust von Religion hier, Relevanz von Religion für die gesellschaftliche Identität dort – problematisieren die Herausgeber nicht. Deutlich wird lediglich mehrfach, dass sie nicht von einer ‚Rückkehr der Religion' o. Ä. ausgehen (vgl. S. 7). Sie arbeiten stattdessen weiterhin mit dem Säkularisierungstheorem, ohne dieses angesichts seiner Strittigkeit, auf die sie in knappster Form hinweisen (S. 8, Anm. 2), auch nur zu präzisieren. Mag das noch angehen, so bedürfte eine so weitreichende und steile These wie die soeben zitierte, wonach das Christentum in Deutschland seine Bedeutung als Faktor kollektiver Identität „eingebüßt" habe, meines Erachtens denn doch einer Begründung – zumal diese These weder zu derjenigen passt, dass Religionskontroversen das Selbstverständnis europäischer (und damit also wohl der deutschen) Gesellschaften berühren, noch zu derjenigen, wonach wir uns in einer postnationalen Konstellation befinden.

Obschon die Ausgangsthesen für ‚Europa' zu gelten beanspruchen, beschränkt sich der Band nahezu durchweg auf die Befassung mit der Lage in Deutschland und Frankreich – und zwar weil gerade diese beiden Länder sowohl in Sachen Nationsbildung als auch bei der Regelung des Verhältnisses von Staat und Religionen deutlich unterscheidbare, ja gegensätzliche Lösungen ausgeformt haben (vgl. S. 10 f.); zudem sind in ihnen die klassischen und zugleich hinreichend alternative religionssoziologische Theoriege-

stalten hervorgebracht worden, und schließlich sei „Religionspolitik […] eines der wenigen Felder, auf denen sich [zwischen Deutschland und Frankreich] die Unterschiedlichkeit nationaler Identitäten heute noch behaupten lässt" (S. 35).

„Komparative Diskursanalyse" (S. 18) nennen Koenig und Willaime das Instrument, das sie bei ihrem Vorhaben zum Einsatz bringen wollen. Unter diesem Titel firmieren näherhin elf Beiträge – fünf widmen sich in Teil I der Frage nach der national(staatlich)en Prägung religionssoziologischer Klassiker (zusammengefasst auf den Seiten 12–22): Sylvie Toscer-Angot (die leider im Autorinnen- und Autorenverzeichnis fehlt) entwickelt bei einem Gang durch Sekundärliteratur zu deutsch- und französischsprachigen soziologischen Begriffen die These, „laïcité" und „Säkularisierung" seien Begriffe, die – im französischen Sprachgebrauch – sachgemäß lediglich auf die Verhältnisse in den Ländern anzuwenden seien, deren Sprache sie entnommen sind. Sie unterstreicht damit „das Ausmaß, in dem soziologische Kategorien […] von der Nationalstaatsbildung beeinflusst wurden" (S. 56). Ulrich Bielefeld, Patrick Watier und Hartmann Tyrell (dessen instruktive Nachzeichnung von Begriff und Sache des Kulturkampfes in Frankreich wie Deutschland allein knapp einhundert Seiten füllt) zeichnen mit unterschiedlichen Foki die religionssoziologischen Konzepte von Max Weber und Emile Durkheim im Kontext der damaligen nationalen Diskurse nach – Jean Bauberot tut dasselbe allein im Blick auf Durkheim. Dabei wird im Blick auf eine der Ausgangsfragen des Buches deutlich, dass die Theoreme dieser Klassiker „nicht im historischen und nationalen Kontext aufgehen, der sie unbestritten geprägt hat" (S. 205; P. Watier) – von methodologischem Nationalismus also keine Spur. Inwiefern ihre Theorien über ihre Entstehungskontexte hinaus *heute* dazu beitragen können, das Verhältnis von Staat und Religionen zu verstehen bzw. konstruktiv zu bestimmen, verraten alle vier Beiträge allerdings höchstens in Andeutungen.

Die sechs übrigen Studien analysieren unter Anwendung verschiedener Verfahren religiöse und politische Entwicklungen der Jahrtausendwende (vgl. S. 12; zusammengefasst auf den Seiten 22–32): Alois Hahn interpretiert den „Trend abnehmender Kirchlichkeit" in Deutschland (S. 242) im Lichte der Systemtheorie Niklas Luhmanns als Implikat der Ausdifferenzierung der Gesellschaft. Astrid Reuter beschreibt und reinterpretiert die juristische Klärung der Konflikte um Kruzifix und Kopftuch in Deutschland und Frankreich als Beleg für ihre – im Anschluss an Georg Simmel entwickelte – bemerkenswerte These, dass Religionen gerade durch ihr Konfliktpotenzial sozial integrierend wirken, „da dieses stets von neuem eine kontroverse Verständigung über die fundamentalen gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen in Gang bringt" (S. 235). Claire de Galembert führt am Beispiel von Mantes-la-Jolie, einer Stadt in der Pariser Peripherie, eindrücklich vor, dass Religionen, hier: der Islam, im laizistischen Frankreich vor Ort sehr wohl staatliche bzw. kommunale Anerkennung finden: Lokalpolitiker machen

zumindest in Mantes-la-Jolie den Islam „zu einem Instrument" zur „Regulation" der „Kommunikation zwischen der Stadt und ihren Einwandererpopulationen" (S. 347), was zur Genese einer von der gesamtstaatlichen abweichenden (!) „lokalen religiös-politischen Ordnung" (Titel ihres Beitrags) führt. Olivier Bobineau typologisiert auf der Grundlage weniger Stunden teilnehmender Beobachtung an katholischem Religionsunterricht in Bayern und eigener Unterrichtserfahrungen mit wirtschafts- und sozialkundlichem Unterricht an einem Pariser Vorortgymnasium ein deutsches und ein französisches Modell von Religionsunterricht. Das eine habe – in der Terminologie von Jean-Philippe Pierron – „Besinnungs-" (frz. *mémorielle*), das andere „gedenkenden" (frz. *mémoriale*) Charakter (S. 366). „Der *konfessionelle Besinnungsunterricht* [in Deutschland] betont [...] das Religiöse und vergisst das Nichtreligiöse, während der *laizistische Gedenkunterricht* [in Frankreich] das Nichtreligiöse betont und dabei die Spezifik des Religiösen außer acht lässt." (S. 368) Rolf Schieder plädiert nach Rekapitulation lokalpolitischer Auseinandersetzungen über Religions- und Ethikunterricht in Berlin für einen Entscheid über verschiedene Modelle religiöser Bildung in der Schule allein auf Grund ihrer pädagogischen Qualität, die empirisch zu messen und eben auch messbar sei (vgl. S. 399). Abschließend analysiert Nikola Tietze die Semantik der Rede von „Religion" in Dokumenten der EU.

So interessant die Beiträge im Einzelnen zu lesen sind, werfen zumindest einige von ihnen in methodologischer wie inhaltlicher Hinsicht Fragen auf: So überspannen Bobineaus qualitative „Fallstudien" (S. 349) angesichts ihrer spärlichen empirischen Basis meines Erachtens weit den Bogen dessen, was aus ihnen an allgemeinen Aussagen gewonnen werden dürfte. Seine Studie zeigt zudem (wie mehrere andere auch) eine merkwürdige Selbstgenügsamkeit der Religionssoziologen: Reicht deren Expertise aus, um dem *fait religieux* gerecht zu werden? Müssten Typologisierungen wie die bobineauschen – wenn sie denn überhaupt angemessen und sinnvoll sein sollten – nicht mit den Einsichten von Historikern, Erziehungswissenschaftlern, Religionsdidaktikern abgeglichen werden? Müsste nicht Hahn bei seiner Entkirchlichungshypothese Daten und Interpretationen der EKD-Mitgliedschaftsuntersuchungen berücksichtigen und andere Deutungsmuster als die luhmannschen prüfen? Müsste nicht die religionssoziologische Interpretation zumindest das Gespräch mit der Selbstdeutung der thematisierten Muslime, Religionslehrer usw. suchen? Schließlich: Wo kommt es in den Beiträgen tatsächlich zu einer *histoire-croisée*-analogen Reflexion (vgl. S. 11)?

Inhaltlich gibt mir zu denken, dass die versammelten Studien als einzelne wie in ihrer Gesamtheit die beiden Leitfragen der Herausgeber kaum zu beantworten vermögen: Zwar stellen sie einen methodologischen Nationalismus der untersuchten religionssoziologischen Klassiker recht deutlich in Abrede, doch kommen die einzelnen Autoren zu ganz unterschiedlichen Akzenten (vgl. etwa Bielefeld mit Watier). Zwar kommen die Beiträge zu der Einsicht, dass namentlich das laizistische Modell an Grenzen stößt, doch die von

den Herausgebern ins Auge gefassten *neuen* „Möglichkeiten der demokratischen Regelung religiöser Pluralität“ (S. 35) vermag ich kaum zu erkennen – zumal die Studien auch den Nachweis schuldig bleiben, dass und in welchem Sinne die thematisierten Religionskontroversen ‚postnational‘ und insofern von anderer Qualität als die bislang als ‚national‘ kategorisierten sind. Nicht zuletzt kann ich nicht verhehlen, dass religiöse Pluralität meines Erachtens gar nicht zuallererst oder gar allein von staatlicher Seite zu ‚regeln‘ ist, sondern zunächst von den Religionen selbst wahrgenommen, theologisch durchdacht und so gestaltet werden muss, dass es ihnen selbst wie dem Gemeinwesen zugutekommt. Auf diese Eigenverantwortung der Akteure im Feld der Religion wird, wenn ich recht sehe, an keiner Stelle auch nur hingewiesen – geschweige denn, dass die religionssoziologische Außensicht systematisch mit der religiösen bzw. theologischen Innensicht ins Gespräch gebracht würde.

Kurzum: ein Buch, das erfreulicherweise erneut auf den hohen Stellenwert von ‚Religion‘ für eine vergleichende Sicht auf Frankreich und Deutschland aufmerksam macht, dessen Anspruch und Ergebnisse indes kritisch zu diskutieren sind.

Bernd Schröder, Saarbrücken

Koopmann, Martin/Martens, Stephan (Hg.): *Das kommende Europa: Deutsche und französische Betrachtungen zur Zukunft der Europäischen Union*, Baden-Baden: Nomos, 2008 (DGAP-Schriften zur Internationalen Politik), 388 S.

Der von Martin Koopmann und Stephan Martens edierte Band über das „kommende Europa“ versammelt eine Vielzahl von Analysen zu den heutigen und künftigen Herausforderungen der Europäischen Union aus deutscher und französischer Sicht, aber, wie die Herausgeber bereits einleitend klarstellen, keine Analysen der deutsch-französischen Beziehungen. Doch selbst die Erwartung, in dem Band „deutsche und französische Betrachtungen“ vorzufinden, erfüllt sich nur in einem sehr formalen Maße, sodass sich aus dem binationalen Ansatz nur sehr begrenzt ein struktureller roter Faden ergibt, da die meisten Artikel – einmal von der Nationalität der Autoren abgesehen – keine originär deutschen oder französischen Sichtweisen bieten. Hiervon abgesehen bietet der Band aber einen über die ursprüngliche Erwartung hinausgehenden Mehrwert: Vom Vorwort Yves Burs und Andreas Schockenhoffs über die Einleitung der beiden Herausgeber bis hin zu einem Großteil der Analysen sind die Autoren weitgehend von dem Gedanken getragen, dass die Europäische Union aus der momentanen krisenhaften Situation nur einen Ausweg finden kann, wenn sie sich im Sinne eines „Europas der Resultate“ an den Bedürfnissen und Erwartungen ihrer Bürger orientiert. Das zentrale und in verschiedenen Variationen vorgetragene

Plädoyer lautet daher, dass der EU, im Bewusstsein des in den vergangenen fünfzig Jahren Erreichten, eine an die heutigen Gegebenheiten angepasste Fortführung des europäischen Integrationswerks gelingen muss und kann.

Im ersten Abschnitt „Bilanz und Rückblick" stecken die Autoren in durchweg fundierten und lesenswerten Beiträgen den Rahmen für die weitere Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Aspekten des europäischen Einigungswerks ab. Reiner Marcowitz plädiert für eine Modernisierung der *méthode Monnet* auf Basis ihrer grundlegenden und in der Praxis bewährten Prämissen und stimmt damit auf die weiteren Beiträge ein. Hieran schließen sich die Aufsätze von Stephan Martens und Joachim Schild an, wovon der erste die Frage nach einer europäischen Identität und der zweite jene nach der europäischen Konstitutionalisierung verhandelt. Beide leiten aus ihren jeweiligen Analysen im Sinne der Leitidee des Bandes überzeugend ab, dass es gerade heute eines Europas der „Projekte" oder der „Resultate" oder gar, so wandeln sich diese gängigen Bilder bei der Lektüre ab, eines Europas des „Erfolgs" bedürfe. In seinem Beitrag über das Spannungsverhältnis zwischen Erweiterung und Vertiefung arbeitet Sylvain Schirmann rückblickend heraus, dass Vertiefungsschritten stets eine Erweiterung vorangegangen sei. Aufgrund der in den letzten Jahren abnehmenden Integrationsdynamik stellt er neben anderen Autoren des Bandes fest, dass inzwischen die Frage nach der geografischen Ausdehnung der EU im Verhältnis zu anderen Herausforderungen sehr stark – wenn nicht gar über Gebühr – in den Vordergrund getreten sei. Bereits bestimmter und gerade mit Blick auf die bis heute immer wieder aufgeworfene Frage nach einem „sozialen Europa" widmet sich Sabine von Oppeln mit dem europäischen Sozialmodell einem ersten konkreten Feld europäischer Politik. Diesen Beitrag hätte man sich auch gut im folgenden zweiten Abschnitt zu den Herausforderungen der EU-27 vorstellen können, da hier konkrete Politikbereiche behandelt und Überlegungen für deren weitere Entwicklung vorgetragen werden. Der dritte Abschnitt zu Aspekten der politischen Führung in der EU hätte etwas vorgezogen werden können; damit hätte sich dann ein stringenter Faden spinnen lassen von den grundlegenden und die europäische Politik überspannenden Fragen des ersten Abschnitts über Funktionsaspekte des europäischen Mehrebenensystems und über zunächst interne Politikbereiche der EU bis zum vierten Abschnitt zu Europas Rolle in der Welt.

Das europäische Motto „In Vielfalt geeint" ist auf anregende Art und Weise in dem Band gespiegelt, da ihn, ungeachtet der vorgebrachten strukturellen Einwände, der in pragmatischer Gesinnung variierte Leitgedanke eines mit realistischen Erwartungen weiter zu bauenden „Europas der Resultate" durchzieht. Gerade in der heutigen Debatte können von den Beiträgen somit bedenkenswerte Impulse für die weitere Gestaltung Europas ausgehen.

Andreas Marchetti, Bonn

Kotulla, Andreas J.: *„Nach Lourdes!“ Der französische Marienwallfahrtsort und die Katholiken im Deutschen Kaiserreich (1871–1914)*, München: Meidenbauer, 2006, 598 S.

Andreas Kotulla beschreibt in seiner historisch-authentischen Darstellung die Entwicklung von Lourdes: von der regionalen zur nationalen und schließlich zu einer der größten internationalen Wallfahrten der Welt. Ausgangspunkt der umfassenden Studie sind die historischen Initialereignisse, die Erscheinungen von 1858 und die Seherin Bernadette Soubirous. Es folgt die Rezeption dieser „Heiligen Geschichte“ unter Berücksichtigung zeitgenössischer Marienfrömmigkeit, der deutsch-französischen Beziehungen und der besonderen Situation des Katholizismus im deutschen Kaiserreich. Diese „Erfolgsgeschichte Lourdes“ bezeugt die Vielfalt der literarischen Aufbereitungen des Phänomens in Frankreich und Deutschland.

In einem ersten Hauptteil untersucht Kotulla den Aufstieg von Lourdes zum nationalen und internationalen Wallfahrtsort seit den Anfängen der französischen Pilgerfahrt im Jahr 1862 (dem Jahr der offiziellen kirchlichen Anerkennung): vom Ausbau der Wallfahrtsstätten und der entsprechenden Infrastruktur aufgrund der stetig anwachsenden Pilgerzahlen (einschließlich der Kranken) bis hin zur Ausbildung der für Lourdes typischen Zeremonien und prägenden Wallfahrtsstrukturen (Prozessionen, eucharistische Frömmigkeit, Devotionalien). Trotz einer strikten Trennung von Kirche und Staat in Frankreich wurde Lourdes zum nationalen Symbol für die Verbundenheit der Katholiken, stetig gefördert durch Rom (was in der Einleitung des Seligsprechungsprozesses der Seherin Bernadette seine äußere Bestätigung fand).

Von Anfang an war mit Lourdes auch die Kunde von wunderbaren Heilungen verbunden, die zur kontroversen Beschäftigung mit diesem Phänomen führten: von wissenschaftlichen Auseinandersetzungen bis zur Kritik an Wunderglauben, religiöser Suggestion und Schwärmerei im Katholizismus – aufgezeigt im Spiegel der Literatur.

Ein weiterer Schwerpunkt beschäftigt sich mit der Lourdesverehrung im deutschen Kaiserreich in der Zeit vom deutsch-französischen Krieg (1870/71) bis zum Ersten Weltkrieg (1914), in der sich trotz nationalistischer Auseinandersetzungen der Lourdeskult im deutschen Kaiserreich ausbreitete und auf breiter Basis in der zeitgenössischen Literatur rezipiert wurde. Lourdes wurde trotz politischer Differenzen eine Stätte deutsch-französischer Annäherung.

Die vorgestellte Literatur über Lourdes zeigt die Bandbreite der Auseinandersetzung von der Duldung oder sogar Ablehnung bis hin zu fast schwärmerischer Verklärung als Antwort auf den französischen Unglauben oder Idealbild für einen völkerübergreifenden Katholizismus. Der Autor zeigt anhand umfassender Quellenaufarbeitung die prägende Bedeutung von Lourdes für den deutschen Katholizismus im Übergang zum 20. Jahrhundert: eine politische und religiöse Umbruchszeit im Spannungsfeld von nationalem

Bewusstsein, Ultramontanismus, Kulturkampf und neuen Frömmigkeitsformen (v. a. Förderung einer sinnlich-barocken Marienfrömmigkeit und Papstverehrung). Die Wallfahrt wurde zum Protest von Klerus und Kirchenvolk gegen Liberalismus und Kulturkampf, zur „demonstratio catholica". In Verbindung mit den neuen verkehrstechnischen Möglichkeiten (Eisenbahn) wurde die Fernwallfahrt intensiviert und institutionalisiert (durch Lourdes-Pilger, Kleriker, Orden, Organisationen wie den Deutschen Lourdes Verein, katholische Presse). Trotz des Vorwurfs nationaler Unzuverlässigkeit (v. a. während der Kriegszeiten), staatlicher Restriktionen und kritischer Auseinandersetzung mit dem Wunderglauben blieb die deutsche Faszination für Lourdes, und die Wallfahrt blühte insbesondere nach 1908. Nachbildungen der Lourdesgrotte und Andachtsbücher ermöglichten die geistliche Wallfahrt (v. a. auch in Kriegszeiten), Lourdeswasser wurde zur begehrten Devotionalie.

Ein wesentlicher Beitrag zum Verständnis der Entwicklung der Lourdeswallfahrt und ihres Einflusses auf den Katholizismus im deutschen Kaiserreich ist die umfassende Aufbereitung zeitgenössischer französischer und deutscher Quellen in ihrer Vielfalt: Erstdarstellungen der Ereignisse, apologetische und polemisch-aufklärerische Schriften, religiöse Erbauungsliteratur und Andachtsbücher, interdisziplinäre Untersuchungsberichte, Zeitschriftenartikel. In bisher einzigartiger Weise systematisiert Kotulla diese Literatur, die das ausgeprägte Interesse und den Einfluss von Lourdes bezeugen. Die Untersuchung stellt einen unverzichtbaren Beitrag zur Erforschung des Phänomens Lourdes und seines Einflusses auf den Katholizismus dar.

Irmgard Jehle, München

Kpoda, Daniella: *Das Bild der afrikanischen Frau in der deutschen und der französischen Kolonialliteratur und sein Gegenentwurf in der frankophonen afrikanischen Literatur der Kolonialzeit*, Frankfurt/M. [u. a.]: Lang, 2008 (Im Medium fremder Sprachen und Kulturen 13), 299 S.

Schwarz, Thomas: *Robert Müllers Tropen. Ein Reiseführer in den imperialen Exotismus*, Heidelberg: Synchron, Wiss.-Verl. der Autoren, 2006 (Diskursivitäten 9), 341 S.

Der Kolonialismus hat eine Kultur der Gewalt hervorgebracht, deren Praktiken sich auf die wissenschaftliche Überlegenheit der Zivilisationsdiskurse berufen. Literarische Produktionen eignen sich ethnologische, anthropologische und politische Diskurse an. Fiktionale Darstellungen können jedoch herrschende Dispositive ironisch unterlaufen, indem sie individuelle Zwangsapparaturen (Norbert Elias) in ihrer diskursiven Prozesshaftigkeit sichtbar machen. „Der literarische Text zitiert, manipuliert und verdichtet Fragmente

aus dem System der Diskurse, das sich um 1900 im Zusammenhang mit der imperialistischen Expansion formiert hat.“ (Schwarz, S. 13) Die politische Sprengkraft mag erklären, warum das Interesse an Kolonialliteratur im Zeitalter ökonomischer Globalisierung und Vernetzung gewachsen ist. Was geschieht, wenn das *Empire* zurückschreibt, haben zunächst Frantz Fanon und Aimé Césaire, später Bill Ashcroft, Edward W. Said, Gayatri Chakravorty Spivak und Homi K. Bhaba bis zu den zeitgenössischen Autoren/-innen der postkolonialen Literatur analysiert und diskutiert. Die Kritik an Nationalismus, Imperialismus und Kolonialismus fördert mit Konzepten wie Mimikry, Hybridität und Subversivität eine poetologische Dynamik, die kreative Energien freisetzt. Sie scheinen das Versprechen einzulösen, einen Augenblick lang aus den erstarrten kolonialen Machtverhältnissen auszubrechen oder sie gar umzukehren.

Mit ihrer imagologischen Konzentration auf das „Bild der afrikanischen Frau“ zitiert Daniella Kpoda jene Debatten um literarische Strategien der Dezentrierung von kulturellen Identitäten nur sekundär. Die „postkoloniale Epoche“ wird vielmehr mit politischem Engagement und „sozialer Funktion“ gleichgesetzt (S. 51). Diese Lücke einer zivilisationstheoretischen Aufarbeitung des Forschungsstands zeichnet sich bereits im Titel ab, der die These von einem „Gegenentwurf“ aufstellt. Sie lautet wie folgt: Im Gegensatz zur Kolonialliteratur (das Korpus bilden Romane von Pierre Loti, Hanna Christaller, Leo Herbst und Alfred Funke) und deren passiv angelegter Frauenrolle sei die afrikanische Literatur (mit Schwerpunkt auf den Zeitraum 1900–1960) aufgrund „ihres konfliktuellen Entstehungskontextes“ in der Lage, „ein dialektisches Bild der Afrikanerin und davon ableitend einen Gegendiskurs“ (S. 8) zu entwickeln. Auch wenn ein starker Einfluss des Bildungssystems, der französischen Sprache und damit der kolonialen Assimilationspolitik zugestanden wird, zeichnet sich für Kpoda die Literatur aus Kamerun (Mongo Beti), Togo (Félix Couchoro) und Senegal (Abdoulaye Sadji, Ousmane Sembene) durch ein ambivalenteres Frauenbild und den „Wandel zu einer mehr oder weniger spürbaren Aktivität“ (S. 10) aus, was die Autorin in ihrer sozialgeschichtlichen Untersuchung zu zeigen versucht: „die patriarchalische Gesellschaft, die afrikanischen Sitten und der dargestellte koloniale Kontext“ (S. 12). Die Annahme von zwei verschiedenen „Kulturräumen, die sich auch als Rassen voneinander unterscheiden“ (S. 13), steht den literarischen Einzelstudien hypothetisch voran. Jean-Baptiste de Lamarck und Charles Darwin tauchen erst im dritten Teil der Arbeit auf, wo Monogenie und Eugenik unter dem Titel „Geistig-kulturelle Paradigmen“ und ‚europäische Diskurse‘ kurz zusammengefasst werden (vgl. S. 185–191). Getreu der Vorgabe des dichotomischen Musters definieren sich „die afrikanischen Gegendiskurse“ dagegen als Suche nach sozialer Anerkennung. Eine Aufnahme des antikolonialen Klassikers Frantz Fanon hätte angesichts des ausgewählten Untersuchungszeitraums nahegelegen, stattdessen zitiert Kpoda den afro-amerikanischen Schriftsteller Richard Wright (vgl. S. 223)

und die Historiker Jean-Claude Bouvier und Henry-Paul Bremondy[9], die man im Übrigen wie so manch anderen Hinweis in der Bibliografie vermisst.

Ein „Ausblick auf die Repräsentation durch afrikanische Schriftstellerinnen" (Mariama Bâ, Calixte Beyala, Véronique Tadjo, Ken Bugul) komplettiert die Dramatisierung der internen Konflikte zwischen verschiedenen ‚Rassen' mit der Beschreibung einer doppelten Kolonisierung durch das Patriarchat. Der „Prozess zur Selbstsuche" reiche bei den schwarzen Autorinnen „von der Marginalisierung bis zur Emanzipation über eine allmähliche Verneinung der eigenen Identität" (S. 260), so Kpoda, die zwar Judith Butler erwähnt (vgl. S. 260), sich jedoch weder mit subjektkritischen *Gender*-Theorien noch mit Michel Foucaults Biopolitik auseinandersetzt. Stattdessen weicht die Autorin verallgemeinernd auf eine „weibliche Umgebung" aus (S. 261), welche für den sozialen Hintergrund der schreibenden Frauen entscheidend sei. An dieser Stelle wird die Crux der schematisierenden Identitätsproblematik, die Text und Körper unmittelbar miteinander verschränkt, besonders deutlich. Ihr entkommt auch das Kapitel über „Sprechverhalten und Figurenkonstruktionen" nicht, das mit der Sprechakttheorie John R. Searles eine „soziokulturelle Verortung" vornehmen will. Anstatt dass, wie angekündigt, diskursanalytisch vorgegangen würde, münden die Überlegungen erneut in einer Gegenüberstellung von Kollektivsymbolen in europäischer und afrikanischer Literatur. Sprechhandlungen dienten bei afrikanischen Autoren/-innen „als wahre Kraftquelle in dem beschriebenen Prozess der Identitätsbildungen" (S. 173).

Im Gegensatz zu Kpodas zum Teil recht isolierten Einblicken in Romanhandlungen aus unterschiedlichen nationalen und historischen Zeit-Räumen stellt Thomas Schwarz' Monografie den Roman *Tropen. Der Mythos der Reise* (1915)[10] Robert Müllers, der zur pazifistischen ‚Aktivismus'-Bewegung um Kurt Hiller gehörte, in den Mittelpunkt seiner Diskursanalyse, die zunehmend an kulturhistorischem Tiefgang gewinnt. Aus einem gänzlich differenten Blickwinkel skizziert Schwarz die Gleichzeitigkeit des kolonialen und sexuellen Begehrens, ohne dabei von einer Art sozialem Archetyp als Gegenentwurf auszugehen. Geografische und disziplinäre Territorien kreuzen sich in Müllers rhetorischen und klimatischen *Tropen* auf einem literarischen Feld, das aus einem reichhaltigen Reservoir an Wissensformen schöpft. Die titelgebenden Begriffspaare von Schwarz' Inhaltsverzeichnis rufen die ganze Spannbreite eines präzise umkreisten Dispositivs ab: Exotismus und Imperialismus, Kartografie und Ethnografie, Neurasthenie und Perversion, Hybridität und Biopolitik. Das Kapitel über die imperialen Visionen beendet den

9 Bouvier, Jean-Claude (Hg.): *Tradition orale et identité culturelle. Problèmes et méthodes*, Paris: Centre national de la recherche scientifique, 1980.

10 Müller, Robert: *Tropen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs herausgegeben von Robert Müller Anno 1915*, München: Schmidt, 1915.

aktivistischen Traum Müllers von einer „‚Weltwirtschaft' der ‚Weltrasse'", die Schwarz mit einer Abbildung der Totenmaske des Autors biografisch noch besiegelt.

Was bei Kpoda nur angedeutet wird, erhält hier scharfe Konturen, auch wenn der Gang auf die andere Seite des Spiegels fehlt: Es ist die meines Erachtens gelungene Darstellung eines Dispositivs, das sich Foucault vorstellt als „ein entschieden heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architektonische Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes umfasst. Soweit die Elemente des Dispositivs. Das Dispositiv ist das Netz, das zwischen diesen Elementen geknüpft ist."[11] Friedrich Nietzsches und Walter Benjamins späte Barbaren, Elias' Zivilisationstheorie, die angstbesessenen Vorschriften zur Rassenhygiene, europäische Kriegseuphorie und -enttäuschung, die Vision einer transnationalen Politik des Völkerbundes – Schwarz arbeitet explizite und implizite Anleihen in Müllers Schriften heraus. Eine paradoxe und politisch unbequeme Ästhetik lässt einen Prototypen des ‚neuen Menschen' entstehen, der die Moderne nur mittels einer ekstatischen Konstruktion exotistischer Diskurse aushalten kann.

Die Frage nach dem „Bild der afrikanischen Frau" findet hier zu einer Antwort. Schwarz zeigt, dass sich in der weder passiv noch aktiv angelegten Figur der ungezügelten Exotin Zana Phantasmagorien männlicher Ökonomien widerspiegeln, die Gilles Deleuzes und Félix Guattaris Wunschmaschinen in nichts nachstehen. In Berufung auf Said und Klaus Theweleit gilt es, an Hitlers polygenetische Delirien zu erinnern, von denen sich Müllers Hybridisierungsfantasien scharf abgrenzen, wobei die „Position, die er der jüdischen Bevölkerung seiner Heimatstadt Wien gegenüber einnimmt" (S. 25), zum Prüfstein wird. Indem hier tatsächlich die verschiedenen „Ebenen des literarischen Textes und ihre diskursive Vernetzung" (S. 26) untersucht werden, gelingt es Schwarz, sowohl kartografische Verbindungen zu Exotikern der damaligen Zeit wie Victor Segalen und Thomas Mann und deren „Raumbegehren" (S. 57) herzustellen als auch biopolitische und ästhetische Fäden (Kultur und Zivilisation) zu ziehen. In der imaginären Kartografie der Tropen, in der sich Nervenstränge und Flussläufe vereinigen, mögen exotische Frauen „zwar verführerisch attraktiv sein, werden aber gleichzeitig als derart abjekt präsentiert, dass der Rasseninstinkt der sozialistischen Kolonisatoren anschlägt und so eine sexuelle Vermischung verunmöglicht." (S. 87)

Müllers Verdienst ist es, die Paradoxien der kolonialen Gewalt herauszuarbeiten, die ihre aggressiven Strategien hinter philanthropischen Rechtfertigungen verbirgt. Dies erreicht er durch eine „Verfremdungstechnik, die sich

11 Foucault, Michel: *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*, Berlin: Merve, 1978, S. 119 f.

mimetisch zur ethnographischen Schreibweise verhält.“ (S. 105) Die ‚natürliche‘ Sexualmoral der Wilden und die exotische ‚Rassenschönheit‘ im Perlentanga parodieren nicht nur die „Femme fatale der Jahrhundertwende“ (S. 126), sie treiben den Kolonisatoren letztendlich auch zum Wahnsinn. Die zivilisatorische Selbstbeherrschung verliert sich im Gegenraum des tropischen Dschungels und gerät am Ende zur „selbstironischen Satire auf die rassistischen Ausbrüche von Reisenden“ (S. 134), was sogar noch die Akzeptanz des infamen Tabubruchs mit dem Inzest einschließt. Der kollektive Fall von ‚Tropenkoller‘, den das deutsche Kaiserreich während des Vernichtungsfeldzugs gegen die Hereros und Namas zwischen 1904 und 1907 (S. 165) erlebt, entpuppt sich als Interdiskurs, „in dem sich der politische mit dem medizinischen und dem moralischen Diskurs überschneidet“ (S. 159). Dieser Interdiskurs denunziert das sexuelle Begehren, „das sich außerhalb der biopolitisch definierten Normalität der Produktion eines ‚gesunden und reinrassigen Volkskörpers‘ auf die Exotin richtet.“ (S. 170)

Durch Auslassungen des narrativen Diskurses, Ellipsen und Paralipsen (Gérard Genette), fordert Müller zur poetischen Mitarbeit auf (S. 176), die Herausgeberfiktion lässt eine *mise en abyme* entstehen, mit der sich die Figur Brandlberger vor allem an die daheimgebliebenen Damen richtet. Die „Konstruktion der willfährigen und gefügigen Exotin“ (S. 178) wird auf provozierende Weise noch überboten, was zugleich die Gewaltfantasien des kolonialen „Gewaltidylls“ kenntlich macht. Die Erfahrungen im Dschungel gleichen jenen in der Großstadt. Die kulturelle Triebunterdrückung weiß sich nur in der Ätiologie des Sadismus zu kompensieren. Wählt der Städter ein „Weib aus niederem Stand“ (S. 185, Zitat Sigmund Freud), so befriedigt der Kolonialherr seine sadistischen Gelüste im Tropenkoller an der exotischen Frau.

In der Vorkriegszeit kultiviert Müller noch den Habitus des Nietzscheaners (vgl. S. 195), nach 1914 inszeniert er sich als kriegerischer Barbar, was sein Interesse an den Verkehrsformen der Wilden erklärt. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs vollzieht Müller noch eine pazifistische Wende, die Südsee-Novelle *Das Inselmädchen* ruft schließlich zur Disziplinierung und Kontrolle von Sexualität auf.

Auch in Kpodas Analyse der Kolonialliteraturen aus verschiedenen Kontinenten kommen jene rassenhygienischen Phobien der Kolonialherren zur Sprache. Die Gegenüberstellung einer ‚weißen‘ und ‚schwarzen‘ Literatur verhindert jedoch eine tiefere Sondierung des literarischen Materials. Hatte nicht bereits Fanon mit selbstkritischer Sensibilität zum Ausdruck gebracht, dass auch der kolonisierte Intellektuelle weder vor schwarz-weißen Manichäismen noch vor den Ambivalenzen seines eigenen kolonialen und sexuellen Begehrens geschützt ist?

Andrea Allerkamp, Aix-en-Provence

Krings, Marcel/Luckscheiter, Roman (dir.) : *Deutsch-französische Literaturbeziehungen. Stationen und Aspekte dichterischer Nachbarschaft vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Würzburg : Königshausen & Neumann, 2007, 287 p.

Le présent volume rassemble une vingtaine d'articles, tous consacrés aux phénomènes d'échanges littéraires entre la France et l'Allemagne, mis en perspective grâce à deux contributions introductives qui précisent les objectifs, méthodologies et enjeux scientifiques de l'ouvrage. Le premier trait remarquable de ce recueil, c'est la largeur de la perspective adoptée : les articles, classés par ordre chronologique (de Maître Eckart et Marguerite Porète à Michel Houellebecq vu d'outre-Rhin) embrassent tous les genres littéraires, théâtre, poésie, roman, critique littéraire et esthétique, littérature religieuse. Deuxième caractéristique : les jeunes chercheurs sont à l'honneur, ce dont on ne peut que se réjouir.

Le point commun qui relie ces sujets extrêmement diversifiés, consacrés à des 'classiques' des relations culturelles franco-allemandes (Madame de Staël), mais aussi à des phénomènes d'échanges moins connus (la réception d'*Athalie* au début du XIXe siècle ou les stéréotypes antifrançais dans une comédie de Luise Gottsched), c'est le souci d'apporter une contribution à l'étude de cette « inextricable forêt de lianes » que constitue depuis des siècles le paysage culturel et littéraire européen (p. 7). Transferts culturels, phénomènes d'aller et retour d'une langue à l'autre, d'acculturation, rôle des réseaux de médiateurs et de passeurs d'un pays à l'autre, intertextualité, échos et connivences, tous ces fils conducteurs qui ont inspiré plusieurs travaux récents en matière d''interculturalité' se retrouvent dans l'ensemble des articles. Ainsi s'éclairent, dans une perspective qui se démarque de manière réfléchie et méthodique des 'études sur les influences' chères aux générations antérieures, les mécanismes de formation des identités grâce à la construction de stéréotypes, de perspectives croisées et d'effets de miroir (les Allemands recevant et interprétant la perception française des Allemands, par exemple).

L'intérêt essentiel de l'ouvrage est l'application des théories des transferts culturels à des sujets encore peu explorés, du moins de ce point de vue. Cela vaut aussi pour les articles consacrés à des œuvres ou à des auteurs illustres et très étudiés (Johann Wolfgang von Goethe, Gustave Flaubert, Paul Celan, Jean Racine, etc.) : leurs auteurs se proposent précisément d'en renouveler la lecture en les replaçant dans la perspective d'ensemble.

Enfin, le contexte de la formation d'une 'identité européenne' auquel l'ouvrage fait explicitement référence justifie le projet qui a inspiré cet ouvrage collectif : procéder par une série d'éclairages sur les facettes d'une réalité multiforme pour reposer le problème des échanges, des frontières, des phénomènes de voisinage, de rivalité et d'imitation qui dépassent le domaine de la littérature.

Brigitte Krulic, Paris

Küçük, Bülent: *Die Türkei und das andere Europa. Phantasmen der Identität im Beitrittsdiskurs*, Bielefeld: transcript, 2008, 232 S.

Die Analysen des Diskurses über den EU-Beitritt der Türkei sind inzwischen zahlreich und vielfältig. Abgesehen von der Zuspitzung der Auseinandersetzungen über den türkischen Beitritt liegt das Interesse dieses Diskurses vor allem darin begründet, dass er zum Kristallisationspunkt der Debatten über die Zielsetzungen, die Grenzen und das Selbstverständnis der Europäischen Union geworden ist. Dieser enge Zusammenhang zwischen dem Diskurs über den EU-Beitritt der Türkei und der Suche nach dem europäischen Selbst steht im Mittelpunkt der Untersuchung von Küçük. Insofern stellt das Buch nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Analyse der Auseinandersetzungen über den EU-Beitritt der Türkei dar, sondern es bietet darüber hinaus auch einen neuen Blickwinkel im Kontext der vielfältigen Forschungen zur europäischen Identität. Dabei unterstreicht die Verfasserin, dass sich kollektive Identitäten nicht aus der Geschichte an sich ergeben, sondern sich in öffentlichen Kommunikationsräumen entlang narrativer Formen dialogisch formieren. Im Unterschied zu vielen anderen Studien konzentriert sich die von Küçük vorgelegte Diskursanalyse deshalb nicht nur auf eine Konfliktpartei, sondern sie berücksichtigt das dialogische Zusammenspiel der Diskurse auf der deutschen und europäischen Seite einerseits und der türkischen Seite andererseits. Überdies zeigt sie, dass die Repräsentationen des Ostens bzw. des Westens, die in diesen wechselseitig wirkenden Diskursen einen Niederschlag finden, eine konstitutive Rolle für das europäisch-deutsche bzw. das türkische Selbstverständnis spielen. Dabei ergänzt die Verfasserin die von Edward W. Said eingeführte Theorie des Orientalismus durch ein Konzept des Okzidentalismus, das die Summe der West- und Ostrepräsentationen, die in nicht-westlichen Gesellschaften konstruiert werden, umfasst. Hierdurch soll die Offenheit der Diskurse und das Wechselspiel zwischen dem Selbst und dem Anderen akzentuiert werden. Interessant ist schließlich die Feststellung, dass sich die Türkei weder der westlichen noch der islamischen Welt eindeutig zuordnen lässt, woraus sich die Ambivalenz und Spannung des Verhältnisses der Europäer zur Türkei erklärt. Einerseits spaltet die Türkei die Europäer, andererseits bietet sie diverse identitätsstiftende Momente. Umgekehrt stellt der Westen für die Türkei sowohl Fortschritt und Wohlstand als auch Entfremdung und Bedrohung dar. Zugleich zeigt die Verfasserin, dass die Imitation des Westens, die insbesondere vom Motiv der Anerkennung durch den Westen getragen ist, und die Gefahr der Enttäuschung eng beieinander liegen. Das Bild des ‚unehrlichen Europas' spielt deshalb im türkischen Diskurs eine wichtige Rolle.

Die empirische Untersuchung konzentriert sich auf eine statistisch basierte Strukturanalyse des diskursiven Feldes sowie auf die Interpretation der dominanten Diskurse im Rahmen postkolonialer Theorien. Die empirische Basis bilden deutsche und türkische Presseartikel zwischen 1997 und 2004,

also aus jenem Zeitraum, in dem – angefangen von der Ablehnung des Kandidatenstatus der Türkei auf dem Luxemburger Gipfeltreffen 1997 bis zum Beschluss über die Aufnahme der Beitrittsverhandlungen im Jahre 2004 – wichtige Entscheidungen hinsichtlich des Beitrittsprozesses der Türkei getroffen wurden. Im Ergebnis der höchst detaillierten und informativen Analyse zeigt Küçük die auch schon in anderen Studien konstatierte kulturalistische Wende der Diskurse im Zeitverlauf. Zugleich ermittelt sie vier hegemoniale Diskursformationen, die sich miteinander verflechten oder voneinander abgrenzen. So gibt es ein enges Zusammenspiel zwischen den Diskursen des ‚inklusiven Orientalismus' auf deutscher und europäischer und des ‚pragmatischen Okzidentalismus' auf türkischer Seite, die sich im gemeinsamen Topos der ‚Türkei als Brücke zwischen der westlichen und der islamischen Welt' zusammenfinden. Dabei wird die identitätsstiftende Grenze zwischen Ost und West nicht aufgehoben, sondern nur verschoben. Die jenseits der Türkei liegende ‚islamische Welt' stellt auch im Diskurs des inklusiven Orientalismus das die europäische Identität konstituierende Andere dar. Der EU-Beitritt der Türkei wird als Beginn eines ernsthaften Dialogs zwischen den Kulturen unterstützt. Demgegenüber werden der ‚exklusive Orientalismus' und der ‚nationalistische Okzidentalismus' als jene Diskurse vorgestellt, die die ‚Gefahr des jeweils Anderen' popularisieren und über die Betonung der Differenz eine robuste Identität zu konstruieren suchen. Sowohl zur Analyse der Auseinandersetzungen über den EU-Beitritt der Türkei und zur Frage der Identitätsbildung in Europa wie auch zur praktischen Anwendung der Diskurstheorie bietet dieses Buch vielfältige und innovative Beiträge. Zu beklagen ist allein das ‚Soziologendeutsch', das die Lektüre ebenso erschwert wie einige Redundanzen, die jedoch der Tatsache geschuldet sein dürften, dass es sich hier um die Veröffentlichung einer Dissertation handelt.

Sabine von Oppeln, Berlin

Kwaschik, Anne : *Auf der Suche nach der deutschen Mentalität. Der Kulturhistoriker und Essayist Robert Minder*, Göttingen : Wallstein, 2008, 445 p.

En deux parties respectivement consacrées aux étapes de la biographie intellectuelle du germaniste Robert Minder et à son *opus magnum* inachevé *Allemagnes et Allemands*, Anne Kwaschik se propose de déterminer la place de celui-ci dans l'histoire intellectuelle de la RFA et dans l'histoire des relations culturelles franco-allemandes. De fait, bien que l'exhaustivité biographique ne soit pas revendiquée et que les archives disponibles n'aient pu dissiper les ultimes incertitudes, c'est d'abord une étude de sociabilité intellectuelle extrêmement fouillée qu'offre ce beau livre issu d'une thèse de doctorat soutenue en 2006.

En partant de l'examen des relations de Minder avec ses condisciples et ses maîtres, avec ses pairs et ses amis, mais aussi avec ses contradicteurs, A. Kwaschik brosse un tableau à la fois vivant et précis de son cheminement intellectuel, tel qu'il a pu se manifester à travers les « réseaux rollandiens » autour de la rue d'Ulm, à travers les échanges avec des écrivains comme Hermann Kesten, Hans Erich Nossack et Alfred Döblin en particulier, mais aussi et surtout à travers les controverses que Minder a contribué à déclencher en Allemagne. Depuis sa critique des livres de lecture allemands jusqu'à la confrontation ouverte avec Martin Heidegger, on voit ainsi le germaniste se muer en véritable 'critique de l'idéologie allemande' (voir p. 182), voire en *praeceptor germaniae*, toujours fidèle toutefois à la fonction de médiateur entre les deux pays à laquelle le prédestinaient ses origines alsaciennes. Le terme de ce cheminement nous montre un intellectuel engagé et consacré non seulement en France, mais – fait plus rare pour un germaniste français – en Allemagne, où ses discours et ses essais touchent de surcroît un large public.

Avec presque la moitié du livre consacré à *Allemagnes et Allemands*, l'accent est mis sur le sort particulier de ce qui devait être le grand œuvre de Minder : salué à sa parution, cet ouvrage, dont on a surtout retenu la filiation anthropogéographique avec Josef Nadler et la caractérisation de types régionaux aujourd'hui très datée, est ensuite tombé dans l'oubli. Après avoir déjà attiré l'attention sur ce 'chef d'œuvre inachevé' dans de précédentes publications, A. Kwaschik entreprend ici d'en démontrer l'intérêt historiographique. En le replaçant dans son contexte, elle historicise le travail de Minder (voir p. 224) au lieu de tomber, par une approche en quelque sorte essentialiste, dans le travers même que l'on a pu reprocher à cet ouvrage. Sans complaisance pour les aspects problématiques (voir p. 265), A. Kwaschik montre ainsi que ce qui apparaît aujourd'hui pour le moins surprenant pouvait encore faire figure de référence scientifique au sortir de la guerre – même si dès 1930 Werner Sombart rejetait déjà les prétentions sociologiques de Nadler. Il est aussi rappelé que Minder n'ignorait nullement que ce dernier, qui en 1934 se moquait encore des théories racistes (voir p. 262), s'était fondu en 1938 dans le moule nationaliste et antisémite, mais qu'en rédigeant *Allemagnes et Allemands* Minder était resté attaché à ce qu'il considérait comme le noyau juste de la *Stammeskunde* de Nadler. Pour défendre Minder contre l'accusation de tout déterminisme tainien, A. Kwaschik s'efforce en outre de démontrer que les *Stämme* ne sont pas un 'élément constitutif' de son histoire culturelle de l'Allemagne (voir p. 339) et que la région fonctionne surtout comme 'milieu de socialisation' (voir p. 349). Conformément à son approche historiographique, elle souligne par ailleurs combien la théorie des *Stämme* était encore vivace après guerre et rappelle que, si l'on ne peut dissocier l'essentialisme de Minder des théories sur la psychologie des peuples (voir p. 341), les réflexions de Minder à cet égard doivent être replacées dans leur cadre épistémologique de l'époque. Il serait donc anachronique de lui en faire reproche aujourd'hui (voir p. 339). *Allemagnes et Allemands* ne peut d'ailleurs être réduit à

l'inspiration nadlérienne, puisque les apports en particulier de Johan Huizinga, de Lucien Febvre et surtout de Maurice Halbwachs comptent tout autant, même si dans les années 1940, au moment où Minder forgeait son appareil conceptuel, les textes inédits de ce dernier lui ont fait défaut. Cependant, A. Kwaschik ne peut que reconnaître, elle aussi, les apories de la démarche mindérienne, en particulier l'incompatibilité entre Nadler et Halbwachs (voir p. 268), et plus généralement les limites d'un syncrétisme qui confine parfois à 'l'indétermination méthodologique' (voir p. 351).

C'est toutefois la question centrale d'*Allemagnes et Allemands*, celle que Minder pose dès la première page (« Comment l'Allemand imagine-t-il – et a-t-il imaginé à travers les siècles – les différentes régions dont l'ensemble constitue sa patrie ? ») qui amène A. Kwaschik à donner l'éclairage peut-être le plus intéressant sur l'ouvrage. Elle montre en effet de manière convaincante que le livre de Minder s'inscrit dans une évolution historiographique qui a mené de l'histoire des sensibilités de L. Febvre et des travaux de M. Halbwachs sur la mémoire collective à ceux de Pierre Nora, dont Minder anticipe quasiment les 'lieux de mémoire' (voir p. 240). Cette inscription dans une continuité historiographique permet de mettre en valeur la contribution précisément théorique de Minder, alors même que c'est sur le plan théorique, pour son éclectisme méthodologique, qu'il a été le plus critiqué. A cet égard, *Allemagnes et Allemands*, qui visait à cerner la 'mémoire affective' des Allemands, à travers les symboles et les mythes en particulier, marquerait donc une étape dans les travaux sur la mémoire collective, en l'occurrence sur l'histoire des représentations de la nation allemande. La mise en évidence convaincante de la parenté de contenu entre *Allemagnes et Allemands* et les essais ultérieurs permet en outre de subsumer les divers travaux de Minder sous la catégorie de l'histoire des mentalités (voir p. 361) et de défendre la thèse selon laquelle ce ne sont ni plus ni moins que les essais qui constituent l'aboutissement des recherches entreprises pour les tomes suivants d'*Allemagnes et Allemands* (voir p. 359). Cette lecture amène A. Kwaschik à expliquer l'abandon du projet – habituellement imputé à la prise de conscience de son ampleur utopique comme de ses failles méthodologiques – par le fait que Minder avait trouvé sa forme de prédilection dans l'essai, genre dans lequel il a de fait excellé, alors qu'il n'a publié qu'une seule monographie après la guerre. Nonobstant le fait qu'il faut attendre 1957 pour que Minder prenne ses distances avec les *Stämme* comme expression de la 'mythologie pangermanique' (voir p. 360), et que Minder lui-même a souligné dans sa leçon terminale au Collège de France en 1973 les difficultés présentées tant par les questions de méthode que son objet lui-même, A. Kwaschik tire également argument de la continuité entre la monographie et les essais, comme du fait que Minder parlait encore de son projet vers 1960/61 (voir p. 354), pour déplacer vers les années 1940 le changement de paradigme mindérien habituellement situé après la parution d'*Allemagnes et Allemands*.

Comme le nom de Robert Minder reste en France surtout associé à *Allemagnes et Allemands*, à la différence de l'Allemagne où la discussion méthodologique française n'a guère pesé sur une réputation entretenue par les essais, cette 'défense et illustration' de Robert Minder en tant qu'historien des mentalités aurait gagné à paraître en français. Nul doute pourtant qu'elle trouvera aussi bien en France qu'en Allemagne les lecteurs qu'elle mérite.

Marcel Tambarin, Dijon

Marcowitz, Reiner (Hg.): *Nationale Identität und transnationale Einflüsse. Amerikanisierung, Europäisierung und Globalisierung in Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg*, München: Oldenbourg, 2007 (Atelier des Deutschen Historischen Instituts Paris 1), 157 S.

Seit Jahren erlebt Transnationales einen regelrechten historiografischen Boom, ein Ende lässt sich kaum absehen. Umso wichtiger erscheint es deshalb, dass Geschichte als Wissenschaft von Zeit zu Zeit innehält, um über Sinn, Zweck und Reichweite der bevorzugten Konzepte transnationalen Forschens nachzudenken, über das Verhältnis von theoretischer Reflexion und empirischen Studien, über raum-, zeit- und bereichsspezifische Unterschiede im Aneignen transatlantischer, europäischer und globaler Einflüsse, über das wechselseitige Abgleichen des Austauschs immaterieller und materieller Güter sowie der komplexen Verflechtungsbilanzen, die sich daraus ergeben. Der vorliegende Sammelband, hervorgegangen aus einem Atelier des Deutschen Historischen Instituts in Paris, hat den Anspruch, genau dies zu leisten und eine Zwischenbilanz für das französische Paradigma zu ziehen.

Die instruktive Einleitung von Reiner Marcowitz erfüllt eine dreifache Funktion. Einmal gilt es, die folgenden Artikel und deren wichtigste Aussagen prägnant vorzustellen, dann zu begründen, weshalb Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg unter den zahllosen möglichen Beispielfällen ein besonders ergiebiges Untersuchungsobjekt darstellt, wenn es um das Spannungsverhältnis von Nationalem und Transnationalem geht. Schließlich versteht sich die Einleitung als ein genuiner Forschungsbeitrag. Und dies zu Recht, denn die vorgenommenen begrifflichen Klärungen sind durchweg erhellend. ‚Amerikanisierung', ‚Westernisierung' und ‚Globalisierung' werden kritisch gewürdigt, sowohl was Chancen als auch was Grenzen der respektiven Kategorien für die Geschichtswissenschaft anbelangt. Zugleich plädiert Reiner Marcowitz dafür, einen weiten und integrativen Europäisierungsbegriff noch umfassender als bisher schon analytisch fruchtbar zu machen: Europäisierung als Orientierung der Menschen „hin nach Europa als einem geographischen wie ideellen Raum" (S. 12), Europäisierung als Entwicklung hin zu mehr und mehr Konvergenzen zwischen einzelnen Ländern, Euro-

päisierung als Trend hin zu wachsender Interdependenz und Verflechtung in verschiedensten Bereichen: in der Politik, in Gesellschaft und Wirtschaft, in Kultur und Lebensstil. Einem etwaigen Europäisierungsprimat wird damit freilich nicht das Wort geredet, schließlich kann es keinen Passepartout-Begriff geben. Statt die Konzepte gegeneinander auszuspielen und künstlich Konkurrenzen aufzubauen, muss die Devise lauten, die Komplementaritätspotenziale in konkreten diachronen und synchronen Betrachtungskontexten auszuschöpfen. Denn zum einen ergänzen sich realhistorisch Amerikanisierungs-, Westernisierungs-, Globalisierungs- und Europäisierungstrends und kombinieren sich mit jeweils nationalen Traditionsbeständen zu komplexen Mischungsverhältnissen. Zum anderen verspricht analytisch der eine oder andere Begriff zu diesem oder jenem Zeitpunkt, in diesem Land oder jenem Land, in diesem oder jenem Bereich letztlich höheren oder geringeren Erkenntnisgewinn.

Die folgenden acht Artikel verteilen sich auf „Theoretische Konzepte und Methoden“ sowie „Empirische Analysen“. Die theoriebezogenen Beiträge sind allesamt nützliche Forschungsaufrisse. Wilfried Loth beleuchtet „europäische Identität“ und „europäisches Bewusstsein“. Dass für Loth eine europäische Identität längst existiert, auch eine europäische Öffentlichkeit (vgl. S. 38 ff), lässt sich argumentativ kaum nachvollziehen. Eine „Experten-Öffentlichkeit der Berufseuropäer“ (Leonard Novy) mag seit Jahrzehnten stark zunehmen, doch eine europäische Massen-Öffentlichkeit auf der Basis transnationaler Medienkommunikation hat sich bislang nur rudimentär ausgeprägt. Tanja A. Börzel und Diana Panke präsentieren einen dreifach perspektivierten, auf die EU als Mehrebenensystem bezogenen politikwissenschaftlichen Europäisierungsbegriff, der es erlaubt, den Wandel von nationalen Identitätsmustern als Reaktion auf die EU zu erfassen. Quantitative wie qualitative Studien jüngeren Datums hätten zutage gefördert, dass – bei allen Unterschieden von Land zu Land – die nationale Identifikation eine gleichzeitige europäische Identifikation zumindest nicht unmöglich macht (vgl. S. 68 f.). Eckart Conze grenzt ‚Amerikanisierung‘ und ‚Westernisierung‘ voneinander ab und plädiert mit guten Gründen dafür, das auf die Bundesrepublik gemünzte döring-manteuffelsche Westernisierungskonzept auf andere europäische Länder zu übertragen (vgl. S. 81 f.). Niels P. Petersson stellt ‚Globalisierung‘ als ein Phänomen vor, das nicht nur ‚von oben‘ einen der zentralen Makroprozesse der modernen Welt beschreibt, sondern zu Recht auch ‚von unten‘ als eine Art weltweite Interaktions- und Netzwerkgeschichte verstanden werden will (vgl. S. 90 f.).

Bis auf vereinzelte Hinweise enthält keiner der Theoriebeiträge umfängliche Frankreichbezüge, was dem Leser den Brückenschlag zwischen den vorgestellten Konzepten und den empirischen Analysen nicht gerade erleichtert. Georges-Henri Soutou untersucht die französische Diplomatie zwischen Traditionsbewusstsein und Reformzwängen. Nach Kriegsende habe sich der Quai d’Orsay in der bipolaren Welt institutionell und konzeptionell multilate-

ralisiert, in gewisser Weise auch amerikanisiert und europäisiert, freilich im wohlüberlegten nationalen Interesse (vgl. S. 111 f.). Trotz weiterer Modernisierungsfortschritte seit den späten 1960er, dann verstärkt seit den späten 1980er Jahren werde doch eine Europäisierung der französischen Diplomatie bis heute nur in gewissen Grenzen akzeptiert (vgl. S. 121). Auf der Ebene wirtschaftlicher Akteure, Strukturen und Leistungskraft analysiert Jean-François Eck Kontinuität und Wandel des französischen Wirtschaftsmodells und konstatiert unübersehbare Trends der Amerikanisierung, der Europäisierung und der Globalisierung. Dies durchaus schon in der ersten, deutlich intensiviert aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (vgl. S. 130 f.). Aspekte der kulturellen Amerikanisierung Frankreichs stehen im Mittelpunkt des Artikels von Pascal Ory. Deutlich werden vor allem die Ambivalenz der Sinnzuweisung und die Komplexität der individuellen oder gruppenspezifischen, stets jedoch aktiven Aneignungsprozesse von Amerikanischem. Dies impliziere Gleichgültigkeit, Renitenz und Abwehr, auch Bereiche der De-Amerikanisierung und Nicht-Amerikanisierung, schließlich transatlantische Rückflüsse bereits in Frankreich angeeigneter und damit umgedeuteter amerikanischer Waren, Werte, Symbole und Praktiken (vgl. S. 141 ff). Ähnlich argumentiert der Schlussaufsatz von Robert Frank, der die französische Gesellschaft in den Blick nimmt. ‚Amerikanisierung', ‚Verwestlichung', ‚Modernisierung': stets gehe es um komplexe, alles andere als geradlinig verlaufende und in mehrere Richtungen weisende Austauschprozesse, die sich „jede europäische Gesellschaft auf ihre Art und Weise" zu eigen mache, verändere und gegebenenfalls wieder in umgekehrte Richtung in den Kreislauf einspeise (S. 148).

Alles in allem gelingt es dem Buch von Reiner Marcowitz, grundlegende Einblicke in die zeithistorische Transferforschung zu geben und konzeptionelle Debatten mit empirischen Analysen zu verbinden. Gerade die konkreten Frankreichbeiträge zum Spannungsverhältnis von nationaler Identität und transnationalen Impulsen europäischer, amerikanischer oder globaler Provenienz bieten viel Nachdenkenswertes. Da die Artikel selbst eher überblicksmäßig angelegt sind und eine Zusammenschau aktueller Forschungsarbeiten liefern, erhalten Leserinnen und Leser zahlreiche Anregungen für zukunftsträchtige transfer- und verflechtungshistorische Ansätze und Themen, sowohl frankreichbezogen wie auch darüber hinaus. Da der Bedarf an empirischen Detailstudien in vielen Bereichen noch gewaltig ist, bleibt zu hoffen, dass möglichst viele davon auf den Weg gebracht werden. Auch, dass Historikerinnen und Historiker künftig mehr Gewicht auf ein Kombinieren von Vergleichs- und Transferperspektiven legen. Wiederholt wird dies als Desiderat erwähnt (z. B. S. 18, 81 f., 150). Denn tatsächlich liegen bislang – um es am Beispiel von Amerikanisierungsphänomenen festzumachen – fast durchweg Studien zu transatlantischen Transfers in das eine *oder* in das andere Land vor. Weder spielen Vergleiche zwischen europäischen ‚Aufnahmeländern' eine Rolle, noch das Abgleichen von amerikanisch-europäischem

und inner-europäischem Austausch. Erst dann lässt sich auch gesichert festhalten, ob und inwieweit es sich bei der Dialektik von starker Amerikanisierung der Gesellschaft und starker mentaler Distanz zu den Vereinigten Staaten um ein europaweit französisches Spezifikum handelt, wie Robert Frank schreibt (vgl. S. 150). Dass der vorliegende Band dies auf seinen 157 Seiten nicht alles zu leisten vermag, sollte ihm niemand ernsthaft vorwerfen.

Dietmar Hüser, Kassel

Mittag, Jürgen (dir.) : *Die Idee der Kulturhauptstadt Europas : Anfänge, Ausgestaltung und Auswirkungen europäischer Kulturpolitik*, Essen : Klartext, 2008, 240 p.

Saluons d'emblée la parution de cet ouvrage à la fois analytique et synthétique sur le thème des capitales européennes de la culture. D'une part, il réunit les contributions de chercheurs allemands issus de différentes disciplines des sciences sociales – histoire contemporaine, sociologie, anthropologie culturelle, philosophie, sciences de la culture –, par ailleurs tous étonnamment jeunes (30 ans de moyenne d'âge), ce qui prouve l'intérêt que suscite ce thème auprès de la nouvelle génération de chercheurs. D'autre part, l'ouvrage évite les travers habituels de l'ouvrage collectif, à savoir la juxtaposition d'articles n'entretenant entre eux que peu de rapports. Le projet d'ensemble a été mûrement réfléchi, ainsi que l'articulation des chapitres. Toutes les contributions sont ainsi des chapitres d'ouvrage plus que des articles. L'ensemble est équilibré et de belle facture, comportant quelques illustrations.

L'ouvrage de 240 pages denses se compose de neuf chapitres, qui traitent des capitales européennes de la culture sous différents aspects : historique, juridique, politique, financier, culturel et philosophique. Le lecteur avisé dispose également de force notes de bas de pages et d'une riche bibliographie subdivisée en quatre parties. On aurait peut-être souhaité que les neufs chapitres soient regroupés en grandes parties, qui auraient permis à la fois de distinguer les divers angles abordés et de dissocier les contributions d'ordre général (cf. par exemple 'L'idée d'une Capitale européenne de la culture' ou 'Construction d'une identité européenne par la culture ?') des contributions portant sur un ou plusieurs exemples de capitales européennes précisément analysées (Luxembourg, Glasgow, Salamanque, Graz, Weimar et Essen/ Ruhr). L'ouvrage évite en tout cas le travers qui aurait consisté, sous le prétexte d'un titre général accrocheur, à discuter essentiellement du projet d'Essen Capitale européenne de la culture en 2010, projet qui mobilise les auteurs à divers titres.

Le panorama ainsi dressé de la situation ne prétend certes pas à l'exhaustivité, mais entend donner une vision juste de l'évolution du statut et du rôle des capitales européennes de la culture depuis 25 ans. En effet, le label

« ville européenne de la culture » fut décerné pour la première fois (à Athènes) en 1985. Près de 25 ans après, l'idée d'un bilan s'imposait. De fait, et l'ouvrage le montre bien, l'idée première a connu de réelles inflexions. A l'origine, il s'agissait d'une manifestation destinée à promouvoir l'identité européenne grâce à l'organisation d'une manifestation culturelle essentiellement estivale. L'objectif des ministres de la culture à l'origine du projet – dont Jack Lang pour la France et Melina Mercouri pour la Grèce – était de renforcer le sentiment d'appartenance européenne, à une époque où l'Europe des Dix s'appelait encore Communauté économique européenne et n'était qu'une association économique d'Etats. A la fin des années 1990, l'opération a gagné en prestige et en attractivité. La Commission européenne décide de remplacer le mot « ville » par l'appellation « Capitale européenne de la culture », plus porteur. A partir du début de la décennie 2000, le vif succès de l'opération se traduit par un afflux de touristes et, dans certains cas, par des retombées économiques non négligeables. C'est aussi à ce moment que se produit le changement de paradigme le plus notable, bien analysé dans la contribution de Jürgen Mittag. Au lieu de chercher à renforcer une identité européenne au demeurant floue, les villes élues n'ont de cesse d'utiliser le précieux label pour améliorer leur image, opérer un 'lifting' urbain et faire de l'événement une grande opération de promotion touristique. Certaines villes, comme Glasgow en 1990, ont été précurseurs dans ces domaines. D'autres, Lille en 2004 ou Liverpool en 2008, ont suivi. Les budgets de ces opérations ont notablement augmenté, comme le montre Kathrin Oerters, mais la question de fond reste entière : les capitales européennes de la culture ont-elles des effets à long terme ou ne sont-elles finalement qu'un feu de paille (cf. contribution d'Elisabeth Mettler) ? Au fil des contributions de cet ouvrage, que le lecteur pourra lire dans l'ordre ou dans le désordre en fonction de ses propres centres d'intérêt, le visage et le fonctionnement des capitales européennes de la culture se dévoilent, en une analyse savamment menée. On ne peut que souhaiter que cet ouvrage soit rapidement traduit en français.

Boris Grésillon, Marseille

Müller, Stefanie : *Ernst Robert Curtius als journalistischer Autor (1918–1932). Auffassungen über Deutschland und Frankreich im Spiegel seiner publizistischen Tätigkeit*, Bern [etc.] : Lang, 2008 (Convergences 43), VIII, 448 p.

Cette recherche, menée à l'Université de Metz par une lectrice du DAAD, est consacrée à la première partie de la carrière d'Ernst Robert Curtius, célèbre romaniste et médiateur franco-allemand, et plus particulièrement à l'analyse de sa production journalistique depuis la fin de la Première Guerre mondiale jusque dans les années 1930. Elle comble ainsi une lacune, car si les articles

publiés dans la *Luxemburger Zeitung* ont déjà été présentés,[12] s'ils ont été pris en compte dans la monographie française consacrée à Curtius,[13] ils n'avaient pas encore été analysés de façon exhaustive.

L'auteur affirme sa thèse dès l'introduction et la reprend tout au long de l'étude : Ernst Robert Curtius est marqué par le système de valeurs hérité de sa célèbre famille, représentante de la 'bourgeoisie de la culture', la *Bildungsbürgertum* allemande. Son aïeul Ernst, archéologue, professeur à Göttingen et précepteur du *Kronprinz*, son père Friedrich, haut fonctionnaire prussien en poste dans le *Reichsland* 'Alsace-Lorraine' et responsable de l'Eglise de la Confession d'Augsbourg à Strasbourg, en sont l'illustration ici bien mise en lumière. Dans ses commentaires suivis des différents articles, Stefanie Müller passe en revue le contexte alsacien de la jeunesse de Curtius, puis ses conceptions de l'Allemagne, de la France et de son étude – Curtius anticipe avec les *Auslandsstudien* les études interculturelles, l'idée d'un manuel d'histoire franco-allemande, d'un organisme d'échanges de la jeunesse comme l'OFAJ (voir p. 377) – ainsi que ses conceptions de l'Europe. De plus, elle souligne, comme déjà la monographie française, son détachement progressif de la France et son rapprochement de l'Espagne, vue à travers le prisme romantique. Curtius ne serait pas ce 'conservateur statique' que certains dépeignent, mais bien un penseur dont l'évolution argumentative et intellectuelle est manifeste. L'auteur reproche cependant sans cesse à Curtius de vouloir plaquer les perspectives héritées de sa classe socio-culturelle (ex. p. 350), notamment celles de l'idéalisme – et, sur le plan universitaire, celles de Wilhelm von Humboldt, dont l'influence n'est pas suffisamment soulignée –, sur une actualité qui se dérobe. Il serait donc 'décalé' par rapport à son temps. Lui est également reproché son sens particulier du service public, dans le contexte national allemand. Contrairement à Max Weber, il continue d'affirmer le rôle éducatif du savant et considère son action de façon 'organique', dans l'intérêt de la culture. Plus largement, Curtius souligne l'importance d'un comportement éthique et moral des responsables politiques ; il souhaite un gouvernement de la culture qui ferait pièce à la montée de la barbarie qu'il juge imminente, il affirme le rôle de résistance imparti à la littérature et aux intellectuels face à l'inculture des gouvernants à venir. Parti de considérations semblables à celles de Thomas Mann dans les *Betrachtungen eines Unpolitischen*, il aboutit dans les années 1930 à une prise de position en faveur du DDP (Deutsche Demokratische Partei) et à une réflexion politique en faveur de l'Europe.

---

12 Curtius, Ernst Robert : *Goethe, Thomas Mann und Italien. Beiträge in der „Luxemburger Zeitung" (1922–1925)*, éd. par Romain Kirt, Bonn : Bouvier, 1988 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 379).

13 Jacquemard-de Gemeaux, Christine : *Ernst Robert Curtius (1886–1956). Origines et cheminements d'un esprit européen*, Bern : Lang, 1998.

Cette étude a le mérite d'être fondée sur l'analyse des archives, correspondances etc. Elle est donc, contrairement à d'autres, bien documentée. Bien menée, elle est aussi agréable à lire grâce à des bilans intermédiaires et à un style dynamique. On regrettera cependant qu'elle ne souligne pas certaines choses, notamment les aspects positifs de l'engagement européen de Curtius aux côtés de la famille Mayrisch, sa critique du 'jeunisme' ambiant sous Weimar et sa clairvoyance par rapport aux dangers politiques qui en découlent, et surtout son apport considérable à la réflexion sur la critique littéraire allemande. L'insistance de par Stefanie Müller sur les notions d''intuition' et d''irrationnel', présentes dans les articles sur la littérature, n'est pas contrebalancée, comme cela se trouve sous la plume de Curtius, par la réaffirmation de la nécessité de l'emploi de la raison, de la méthode et par la recherche de l'équilibre. Ainsi, ses références constantes à Gotthold Ephraim Lessing sont largement passées sous silence. Le fait de se limiter aux années 1918–1933, s'il permet d'approfondir un segment d'évolution, contribue naturellement aussi au caractère réducteur du bilan global qui présente Curtius comme tributaire de schémas de pensée devenus inopérants et dénués de tout potentiel d'avenir.

Christine de Gemeaux, Tours

Pfeil, Ulrich (Hg.): *Das Deutsche Historische Institut Paris und seine Gründungsväter. Ein personengeschichtlicher Ansatz*, München: Oldenbourg, 2007 (Pariser Historische Studien 86), 758 S.

Im November 1958 wurde die Deutsche Historische Forschungsstelle, die Vorgängerorganisation des Deutschen Historischen Instituts in Paris, gegründet. Anlässlich des fünfzigsten Jahrestags hat Ulrich Pfeil, langjähriger Mitarbeiter des Instituts und Professor an der Universität Saint-Etienne, nicht nur eine Untersuchung zur Vorgeschichte und Gründung des Deutschen Historischen Instituts verfasst, sondern auch drei Tagungsbände herausgegeben, in welchen die Rahmenbedingungen für die Institutsgründung mit unterschiedlichen Ansätzen (institutionengeschichtlich, personengeschichtlich und wissenschaftsgeschichtlich) beleuchtet werden. Die Publikationen sind weitaus mehr als lediglich eine Beschreibung der Frühgeschichte des Instituts; sie erhellen zentrale Aspekte der Wissenschaftsgeschichte und der deutsch-französischen Beziehungen im 20. Jahrhundert. Dies gilt auch für den hier zu besprechenden Band über die ‚Gründungsväter' und ihren jeweiligen Beitrag zum Aufbau des Instituts, der zugleich eine Festschrift zum 65. Geburtstag von Werner Paravicini ist, der das DHI bis Oktober 2007 leitete.

Historiker, die sich mit ihrer eigenen Disziplin beschäftigen, begeben sich, wie Peter Schöttler in seiner Einleitung deutlich macht, auf „vermintes Terrain“, da sie nicht allein die Zeit- und Lebensumstände früherer Historiker, sondern auch die spätere und aktuelle Rezeption von deren Arbeiten berücksichtigen müssen und damit nicht nur eine Aufarbeitung einzelner Biografien, sondern auch der Historiografie, also der eigenen Zunft, vornehmen.

So werden in den folgenden zwölf Artikeln elf namhafte Historiker vorgestellt, die im weitesten Sinne etwas mit der Gründung des Pariser Instituts zu tun haben. Dies fängt an mit Paul Kehr (1860–1944), der sich bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts intensiv darum bemühte, in Paris ein historisches Forschungsinstitut zu gründen, wo deutsche Wissenschaftler die französischen Papsturkunden editieren sollten. Das Editionsprojekt „Gallia Pontificia“ kam dann allerdings durch den Ersten Weltkrieg zum Erliegen und konnte erst zu Beginn der 1930er Jahre wieder aufgegriffen werden. Zu dieser Zeit hatte der ursprünglich von Kehr als Bearbeiter der „Gallia Pontificia“ vorgesehene Deutschbalte Johannes Haller (1865–1947) bereits sein erstmals 1930 aufgelegtes Buch *Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen* publiziert, das eine enorme Breitenwirkung hatte und nicht nur das Zerrbild vom ‚Erbfeind‘ weiter verfestigte, sondern auch dem „antifranzösischen Affekt“ der Nationalsozialisten Vorschub leistete. Ein auf der Idee nationaler Konkurrenz basierendes Geschichtsverständnis lag auch den Überlegungen Theodor Mayers (1883–1972) zugrunde, welcher in einer Denkschrift vom Februar 1941 die Gründung eines historischen Forschungsinstituts in Paris anregte und ein gutes Jahr später Heinrich Büttner (1908–1970), einen Mitarbeiter der Archivkommission des Militärbefehlshabers in Frankreich, als dessen Leiter vorschlug.

Völlig andere Intentionen hatten hingegen die Wissenschaftler, die ein gutes Jahrzehnt nach Kriegsende maßgeblich an dem vom Gedanken der deutsch-französischen Verständigung getragenen Aufbau der Deutschen Historischen Forschungsstelle mitwirkten. Der Freiburger Mediävist Gerd Tellenbach (1903–1999), der trotz seiner Distanz zum nationalsozialistischen Regime im ‚Dritten Reich‘ eine erfolgreiche hochschulpolitische Karriere gemacht hatte, war bereits in der frühen Nachkriegszeit ein engagierter Verfechter der Idee, die Wissenschaft in den Dienst der Völkerverständigung zu stellen. Unterstützt wurde er dabei von seinem Bonner Kollegen Max Braubach (1899–1975), der gemeinsam mit Tellenbach und den Rheinländern Paul Egon Hübinger (1911–1987) und Eugen Ewig (1913–2006) eine 1957 ins Leben gerufene Kommission zur Erforschung der deutsch-französischen Beziehungen bildete. Zu diesen in der rheinisch-katholischen Tradition verwurzelten Wissenschaftlern gehörten auch Theodor Schieffer (1910–1992) und Stephan Skalweit (1914–2003), die ebenfalls einen gewichtigen Anteil an der Gründung der Forschungsstelle hatten. Diese wurde dann 1964 als „Deutsches Historisches Institut“ in eine unselbständige Bundesanstalt um-

gewandelt und entwickelte sich spätestens unter dem von 1968 bis 1989 amtierenden Direktor Karl Ferdinand Werner zu einem allseits geachteten wissenschaftlichen Forschungs- und Begegnungszentrum.

Auch wenn Christoph Cornelißen in seinem Schlussessay kritisch darauf verweist, dass „personenbezogene Porträts nur eine, wenn auch wohl die häufigste Form historiographiegeschichtlicher Arbeiten darstellen", so verdeutlichen die insgesamt sehr ausgewogenen biografischen Skizzen des Tagungsbandes gleichwohl in überzeugender Weise, dass ein personengeschichtlicher Ansatz durchaus ein differenziertes Bild sozial determinierter Akteure und ihrer Arbeit im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik vermitteln und die Wissenschaftsgeschichte bereichern kann.

Ansbert Baumann, Tübingen

Saletti, Carlo/Eggers, Christian (Hg.): *Indésirables* – indesiderabili. *Les Camps de la France de Vichy et de l'Italie fasciste. Actes du Colloque international „Il tempo degli indesiderabili – L'internamento dei civili negli anni Quaranta: i campi della Repubblica di Vichy e dell'Italia fascista" (Vérone, les 23 et 24 mars 2001)*, Grenoble: Centre d'études et de recherches allemandes et autrichiennes contemporaines (CERAAC), Université Stendhal-Grenoble 3, 2008 (Chroniques allemandes 12), 272 S.

Hunderttausende Zivilisten wurden während des Zweiten Weltkriegs in Lagern des Vichy-Regimes und des faschistischen Italien interniert. Gleichwohl fristete die Erforschung der Internierungslager in beiden Ländern jahrzehntelang ein Nischendasein, nicht zuletzt aufgrund einer Tendenz zur Tabuisierung, berührt das Sujet doch unweigerlich die Frage nach der französischen und italienischen Verantwortung für die Entrechtung, Deportation und Ermordung der jüdischen Bevölkerung. Erst seit den 1990er Jahren lässt sich – in Italien etwas später als in Frankreich – ein stetig wachsendes Interesse verzeichnen, von dem auch der hier zu besprechende Tagungsband zeugt. Er geht zurück auf ein 2001 in Verona veranstaltetes italienisch-französisches Kolloquium, dessen aktualisierte Beiträge nun endlich als Nr. 12 der Zeitschrift *Chroniques allemandes* (in französischer Sprache) publiziert vorliegen. Das Warten hat sich gelohnt, denn es handelt sich um den ersten Versuch, Politik und Praxis der Internierung im faschistischen Italien und in Vichy-Frankreich auf mehreren Ebenen miteinander zu vergleichen. Eine fruchtbare Perspektive, die den Band lesenswert macht.

Das Werk gliedert sich in drei Teile, die nacheinander die Internierungssysteme, die Internierten und eine Reihe von Einzelfragen behandeln und insgesamt zwölf Beiträge umfassen. Diesen vorangestellt ist ein umfangreicher Einleitungsaufsatz von Christian Eggers, der einen guten Überblick

über den Forschungsstand in beiden Ländern gibt und zentrale Dimensionen, Fragen und Perspektiven des Vergleichs darlegt.

Besonders gelungen ist die vergleichende Anlage im ersten Teil des Bandes, der nach dem Prinzip aufgebaut ist, dass derselbe Aspekt jeweils in zwei Parallelartikeln abgehandelt wird: zunächst die Gesetzgebungen, die den Internierungslagern zugrunde lagen (Anne Grynberg zu Frankreich, Enzo Collotti zu Italien), dann die Entwicklung der Lagersysteme während des Krieges (Christian Eggers, Carlo Spartaco Capogreco). Deutlich werden dabei die Kontinuitäten, die in beiden Ländern in die Vorkriegszeit zurückreichen – hier bis in die späte Dritte Republik Mitte/Ende der 1930er Jahre, dort bis in die Formierungsphase des faschistischen Regimes Mitte der 1920er Jahre.

Die fünf Beiträge des zweiten Teils widmen sich einzelnen Gruppen von Internierten. Da diese in Frankreich und Italien nur partiell identisch waren, wird die Parallelführung der Aufsätze nun weitgehend aufgegeben. Eine Ausnahme bildet die Verfolgung von Sinti und Roma, die sowohl für Frankreich (Marie-Christine Hubert) als auch für Italien (Giovanna Boursier) untersucht wird. Die jüdischen Internierten werden bedauerlicherweise nur für den französischen Fall behandelt (Diane Afoumado über die Beraubung der Juden in den französischen Internierungslagern) – gerade zu diesem brisanten Thema hätte man sich umso mehr einen Vergleich zu Italien gewünscht, als die italienische Forschung jüngst viele interessante Arbeiten zu Antisemitismus und Judenverfolgung im Faschismus vorgelegt hat. Länderspezifische Besonderheiten bilden dagegen die spanischen republikanischen Flüchtlinge in Frankreich, deren Internierung im Jahr 1939 (untersucht von Marie Rafaneau-Boj) den Auftakt zur Herausbildung des Lagersystems darstellte, sowie die slowenischen und kroatischen Internierten, die von der italienischen Besatzungsmacht aus den annektierten jugoslawischen Gebieten nach Italien oder auf die Insel Rab deportiert wurden (Beitrag von Tone Ferenc).

Der dritte Teil umfasst schließlich drei recht disparate Beiträge (die Überschrift „Camps et spectateurs" erweist sich folglich eher als Verlegenheitstitel). So gibt Maurice Rajsfus einen knappen Überblick über das Lager Drancy, das als zentrales Sammel- und Durchgangslager für die in Frankreich verhafteten Juden vor der Deportation in die Vernichtungslager diente. Gianfranco Goretti befasst sich mit der Verfolgung und Internierung von Homosexuellen im italienischen Faschismus, während Liliana Ferrari der Haltung des Vatikans gegenüber der italienischen Internierungspraxis während des Krieges (bis 1943) nachgeht.

Wie in den meisten Tagungsbänden variieren Charakter und Qualität der Beiträge nicht unerheblich, und es lassen sich einige Lücken bemängeln. Zu bedauern ist etwa, dass die Untersuchungen zu Italien fast immer mit Mussolinis Sturz im Juli 1943 enden, während die Periode der deutschen Besatzung und des republikanischen Faschismus ab September 1943 kaum

einbezogen wird. Gerade die Republik von Salò würde interessante Vergleiche mit der (im Band ebenfalls vernachlässigten) besetzten Zone in Frankreich und der Spätphase des Vichy-Regimes ermöglichen. Man mag auch kritisieren, dass es sich oft mehr um eine Gegenüberstellung als um einen wirklichen Vergleich handelt. Diesen anzustellen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede auszuloten bleibt – von den eingangs von Eggers skizzierten Perspektiven abgesehen – weitgehend dem Leser überlassen, da ein vergleichendes Fazit fehlt.

Dessen ungeachtet erhält der Leser eine gute Übersicht über die Internierungssysteme und die Vielschichtigkeit dieses Untersuchungsfeldes. Vor allem erweist sich die gewählte Vergleichskonstellation als ergiebiger Ansatz, der erstaunlich viele Ähnlichkeiten zutage fördert und vielversprechende Forschungsperspektiven eröffnet. Dies gilt für weitere Vergleiche zwischen dem Vichy-Regime und dem faschistischen Italien, und zwar über den Aspekt der Internierung hinaus, aber etwa auch für Fragen nach Transfers von Internierungspraktiken. Überdies mag das Werk der Forschung zum nationalsozialistischen Lagersystem als Anregung dienen, sich stärker als bisher dem Vergleich zu öffnen. Schade nur, dass die geplante italienische Fassung nicht realisiert werden konnte, denn auch die italienische Historiografie würde von einer stärkeren Rezeption der internationalen Forschung profitieren.

Fabian Lemmes, Saarbrücken

Sapiro, Gisèle (Hg.): *Translatio. Le Marché de la traduction en France à l'heure de la mondialisation*, Paris: CNRS Ed., 2008, 427 S.

Der gewichtige Band bietet überwiegend statistische Erhebungen einer Arbeitsgruppe des Centre de Sociologie européenne über den Zeitraum 1985–2002, an denen neben CNRS und EHESS zwei Pariser Universitäten beteiligt waren. Lieferant zentraler Denkkategorien wie ‚symbolisches Kapital' ist der ständig zitierte Pierre Bourdieu. Aus einer Überfülle interessanter Resultate (allein die Zahl der Tabellen und Verlaufskurven beläuft sich auf ein knappes Hundert) kann hier nur ein Bruchteil erwähnt werden. Wertvoll für künftige Forschungsprojekte ist schon die detaillierte Darstellung von Vorzügen und Schwächen kombiniert genutzter Quellen (Index Translationum, Nationalbibliographie, Electre, Verlagskataloge etc.). Hervorhebung verdient ein Hundert aufschlussreicher – leider meist anonymer – Interviews mit wichtigen Mittlertypen (Verlegern, Agenten, Übersetzern, Reihenherausgebern usf.).

Wichtige Ergebnisse sind: eine Verdoppelung der Zahl übersetzter Bücher im Weltmaßstab und, noch verstärkt, in die französische Sprache.

Dann die rasante Zunahme an Ausgangssprachen, bei erdrückender Dominanz des Englischen (besonders in den schnellen Umschlag und Gewinn anpeilenden Genres von Konsumliteratur), die Herausbildung eines globalisierten Marktes, das Vordringen ostasiatischer Literaturen. Auffällig ist weiter die schnelle Professionalisierung und Feminisierung des Übersetzerwesens, die Auswirkung literarischer Events (Nobelpreise, Gastländer von Buchmessen) und wirtschaftlicher Trends, aber auch politischer Umbrüche (Zerfall des Sowjetreichs) auf die Entwicklung. Französisch mit 12 % und Deutsch mit rund 10 % finden, als „langues centrales" des Übersetzungs-Weltmarkts (mit weitem Abstand nach Englisch), erhöhte Aufmerksamkeit bei den Analysen, aber auch acht „langues sémi-périphériques" (1–3 %) und Randsprachen kommen ins Blickfeld. Für Übersetzungen aus dem Deutschen war ein leichter Anstieg zu verzeichnen (von 8,6 auf 9,3 %), der bei Jugendbüchern sogar bei 20 % lag. Der Export in die Gegenrichtung indes kam insgesamt auf deutlich höhere Anteile. Importe aus dem deutschsprachigen Raum lagen sogar vor solchen aus dem anglophonen Bereich in nichtbelletristischen, speziell geistes- und sozialwissenschaftlichen Buchkategorien (besonders der Philosophie), d. h. allerdings in quantitativ unerheblichen Sektoren mit geringer Umschlagsgeschwindigkeit.

Unter die Vorzüge des Bandes gehört, dass er anregt zu weiteren Erhebungen und Analysen. Illustrieren wir dies am Beispiel des deutschen Buchmarkts, für den man sich ähnlich exakte und differenzierte Resultate als Vergleichsgrößen wünscht. Zeigt er doch, neben manchem Unterschied (keine direkte Verlagsförderung für Export; kein namhafter Verlag macht sich wie Actes Sud für Übersetzerrechte stark), zahlreiche verwandte Phänomene: hohen Anteil von übersetzenden Frauen und Gelegenheitsarbeitern, Monopolstellung von Großverlagen bei Haupt-Ausgangssprachen, Entdeckerdrang kapitalschwacher Kleinverleger auf den Feldern ‚unbekannte Autoren' und ‚Randsprachen' (wegen überteuerter Rechte anglophoner Titel), Hang inzwischen arrivierter Literaten, den Kleinverlag gegen Großverlage zu tauschen, wachsende Bedeutung von Verlagsvernetzung, Agenten und *package*-Geschäften bis hin zum Boom italienischer Titel im Kielwasser des Umberto-Eco-Effekts. Als Desiderat ausdrücklich benannt wird eine vertiefte Analyse des Austauschs in Geistes- und Sozialwissenschaften. Ein schlagendes Beispiel für dessen Einseitigkeit stellt übrigens die „Bibliographie indicative" für eine Sozialgeschichte des Übersetzens dar. Enthält sie doch fast ein halbes Hundert anglophoner Titel, aber nur zwei deutschsprachige. Die Ergebnisse etwa des Göttinger SFB „Literarische Übersetzung" sind keinem der Beiträger bekannt.

Der Sammelband ist nicht frei von Dispositionsmängeln, die teils auf unzureichende Einpassung der Einzelbeiträge zurückgehen. So muss man sich durch allzu zahlreiche Wiederholungen und bloße Paraphrasen der Tabellen und Schaubilder vorankämpfen, unter denen Neues und Interessantes streckenweise zu versinken droht. Kein Buch also für spannende und

zügige Lektüre, aber auch kaum eines fürs schnelle Nachschlagen. Fehlen doch Register zum gezielten Einsatz von Sonden (etwa in den Lawinen oft unvertrauter Personennamen). Bei Buchkategorien mit unscharfen Grenzen wird nicht immer deutlich, nach welchen Kriterien die Zuweisung von Einzeltiteln erfolgte. Summa summarum: eine gewichtige Truhe schwierig hebbarer Schätze.

Fritz Nies, Düsseldorf

Schmitz-Emans, Monika/Schmitt, Claudia/Winterhalter, Christian (dir.) : *Komparatistik als Humanwissenschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Manfred Schmeling*, Würzburg : Königshausen und Neumann, 2008, 422 p.

L'ouvrage, dirigé par Monika Schmitz-Emans, Claudia Schmitt et Christian Winterhalter, est une entreprise ambitieuse, par son sujet comme par son contenu. Il rassemble en effet, en dehors de l'introduction (rédigée en allemand, en anglais et en français), 32 contributions, dont quatre rédigées par d'anciens présidents de l'Association Internationale de Littérature Comparée, et une par son secrétaire, afin de rendre hommage à son actuel président, Manfred Schmeling. Il interroge l'un des fondements de la littérature comparée, son rapport à l'humain, à travers une notion qui attire l'attention, celle de *Humanwissenschaft*, science humaine non dans le sens où l'humain est seulement son objet, comme dans *Geisteswissenschaft*, mais dans celui où il est aussi sa nature ; science de l'humain, dans une certaine mesure.

Associer la littérature générale et comparée à l'humain est une manière d'envisager la discipline comme une forme moderne de l'humanisme. Ce rapport à l'humain dans ce qu'il a d'absolu et d'universel est illustré par la méthode de l'ouvrage, par les perspectives croisées qu'il développe et sa dimension pleinement internationale. Rédigés plus fréquemment en allemand, mais aussi en français ou en anglais, les articles font dialoguer des représentants de la communauté comparatiste issus de divers pays, mais aussi des spécialistes d'autres disciplines, comme la médecine, venus apporter leur propre éclairage sur l'histoire des idées littéraires. Ils convoquent des auteurs, des philosophes ou des théoriciens de la littérature, issus d'époques et de traditions littéraires variées, tout en soulignant l'axe franco-germanique cher à Manfred Schmeling.

L'ouvrage refuse donc le confinement, quitte à risquer l'hétérogénéité des points de vue peut-être propre aux mélanges, mais justifiée ici par les présupposés du sujet. Il évite cependant l'éclatement en s'articulant autour de six grands axes qui explorent autant d'aspects de l'humanisme comparatiste. Le premier est consacré aux 'discours critico-réflexifs sur l'homme' et envisage les 'convergences et alliances' entre anthropologie, éthique, morale et esthé-

tique. Il part de réflexions sur les relations entre littérature et humanisme pour envisager deux exemples de rapports entre morale et esthétique : Friedrich Schiller et Friedrich Nietzsche dans leurs relations avec la littérature française.

Le second, le troisième et le quatrième envisagent des représentations littéraires de l'humain. L'un interroge la tension entre entendement et affect, réflexion et sensibilité, sensualité et imagination. Il s'appuie sur un corpus d'auteurs variés, envisagés à travers l'étude de la démythification de la figure d'Ophélie, ou encore celle des relations entre textes et images, et comporte également des prolongements touchant à la théorie du roman. L'autre porte essentiellement sur le corps, sur l'expérience de l'animalité, et la souffrance, individuelle et collective. La nature de l'humain et sa place entre l'animal et Dieu sont au cœur de cette partie qui concilie anthropologie et littérature. Le dernier enfin aborde des images de l'homme dont l'identité est appréhendée dans son rapport avec l'autre, ou encore à travers une tension entre individu et collectivité.

La cinquième partie, pour sa part, interroge les 'sciences comparatives des textes' en abordant leur conscience d'elles-mêmes comme sciences humaines. Elle est centrée sur quelques grandes figures – Michel Foucault, Michel Deguy – mais analyse aussi les fondements de disciplines comme la littérature comparée, la rhétorique ou le droit. Enfin la sixième partie aborde la représentation de l'humain à travers le langage et les signes. Cette problématique offre un angle d'attaque, en particulier, à l'étude des relations entre texte et image, mais aussi à celle de la question du silence et du vide.

Les approches combinent donc, de façon féconde, études précises de textes, analyses de motifs, de mouvements ou de genres, perspectives théoriques, voire approches phénoménologiques. Ces approches variées permettent d'élaborer une réflexion importante sur la nature et les fondements de la littérature générale et comparée et, à travers elle, sur les sens possibles d'un humanisme moderne, ainsi que sur les formes que celui-ci peut prendre, notamment dans ses relations plus générales avec la littérature.

Bernard Franco, Paris

Schneider, Herbert/Institut Théodore Gouvy (dir.) : *Théodore Gouvy (1819–1898) : Bericht über den Internationalen Kongress/Actes du colloque international Saarbrücken/Hombourg-Haut*, Hildesheim : Olms, 2008 (Musikwissenschaftliche Publikationen 29), 596 p.

Si l'œuvre du musicien sarro-lorrain Théodore Gouvy (Goffontaine/Sarrebruck, 1819–Leipzig, 1898) mérite plus que la négligence à laquelle le condamne la programmation des sociétés de concerts et théâtres lyriques, on

ne peut que difficilement occulter le fait qu'étant lié à un siècle aussi riche musicalement, tant en France qu'en Allemagne, que celui de Ludwig van Beethoven, Hector Berlioz et Richard Wagner, son accueil auprès du public mélomane des prochaines décennies risque peu de dépasser celui du simple objet de curiosité, si singulière qu'eût été sa position à l'intérieur d'un espace culturel en pleine évolution, depuis l'appel à la réciprocité des échanges culturels de Madame de Staël, Heinrich Heine et Franz Liszt jusqu'au chauvinisme musical exacerbé du XIXe siècle finissant. C'est pourtant à son rôle de médiatrice entre la mémoire des siècles passés et l'audace des organisateurs de la vie musicale de notre temps qu'est rendue la musicologie dans le présent ouvrage collectif, actes d'un colloque franco-allemand organisé en juin 2006 à Sarrebruck et Hombourg-Haut, co-édités par Herbert Schneider et l'Institut Théodore Gouvy. Le fil conducteur de cette compilation d'articles, qui réunit des musicologues à la notoriété établie et des chercheurs aux thèmes de recherche plus spécifiques, est la double appartenance culturelle, française et allemande, de Gouvy et l'imprégnation de son œuvre, française, par un héritage allemand. Sylvain Teutsch revient ainsi sur « l'histoire d'une redécouverte » qui inclut un mémoire de René Auclair rédigé en 1983 pour le Conservatoire de Metz et une thèse de 3e cycle soutenue à la Sorbonne en 1986 par Martin Kaltenecker. Avant eux, l'intérêt pour Gouvy s'est avéré fort restreint, si ce n'est que le critique Otto Klauwell publia en 1902 à Berlin un *Theodor Gouvy : sein Leben und seine Werke*, témoignage de la reconnaissance institutionnelle dont jouit Gouvy dans son pays d'origine, l'Allemagne, du fait du rattachement de Sarrebruck à la Prusse en 1815, et dans sa patrie d'adoption, la France, dont il reçoit la nationalité en 1851.

Théodore Gouvy peut être classé, au même titre que ses contemporains George Onslow et Louise Farrenc, parmi ces musiciens qui, sans se soucier de la faveur dont bénéficiait en France la musique vocale, défendirent l'idéal de la musique absolue, autrement dit celui de la musique instrumentale pure, sans support littéraire, à une époque où ce dernier passait en France pour suranné ou trop sérieux. A ce titre, faisant idéalement suite aux textes sur le contexte familial, social et historique dans lequel évolua Gouvy, la contribution de Danièle Pistone explore la 'binationalité' de la personne artistique de Théodore Gouvy à travers le prisme esthétique. En rejetant la tentation descriptive partagée par nombre de ses contemporains, dans le reproche adressé au grand public, notamment français, de « n'absolument rien [comprendre] à la construction, à la justesse des proportions, au développement logique d'un morceau de musique », Gouvy semble se livrer à une profession de foi toute germanique. L'exégèse du discours d'un compositeur franco-allemand ne se livre cependant pas aisément à qui voudrait attribuer son esthétique à l'une ou l'autre des deux traditions nationales, que ce soit à une « métaphysique de la musique instrumentale », telle que la décrit Carl Dahlhaus dans *Die Idee der absoluten Musik*[14] qui ferait de Gouvy un romantique allemand accompli, ou à cette puissante intention littéraire et descriptive qui de Berlioz mène à Liszt

et à la *neudeutsche Schule* dont, selon Serge Gut[15], la conception de la musique demeure éminemment française.

Les efforts de lecture rigoureuse des partitions, généralement présentés en langue allemande, apportent un équilibre salutaire à la prédilection des contributeurs francophones pour la recomposition toute historienne d'une intrigue révélée par la compilation de multiples sources, témoignages et données factuelles, chaque fois présentée sous un éclairage différent : celui du « discours de la 'Musique sérieuse' » des contemporains de Gouvy chez Martin Kaltenecker ; celui du rapprochement de la personne et de l'œuvre de Gouvy de son contemporain de mère allemande Henri Marteau chez Marc Rigaudière ; celui de la presse musicale française chez Cécile Reynaud. La présentation des aspects marquants de la première écriture symphonique de Gouvy par Joachim Fontaine et l'étude approfondie et riche en illustrations musicales, par Lucile Thoyer, de la réception française d'une tradition allemande mendelssohnienne et schumannienne de la musique instrumentale à l'exemple de Théodore Gouvy, ainsi que le regard très analytique porté par Markus Waldura sur les caractéristiques beethovéniennes du scherzo du quintette à cordes en *sol* majeur op. 55, sont autant de contributions appliquées à une meilleure connaissance du style du compositeur et de l'imprégnation de sa technique artistique par le double héritage franco-allemand.

Une place de choix est réservée en outre à la *Gattungsgeschichte* chère à la musicologie allemande, écriture de l'histoire de la musique par l'exemplification d'une évolution des genres musicaux. Elle permet à Herbert Schneider et Ursula Kramer de cerner dans les sources musicales l'épicentre de la question de la double appartenance culturelle. Pour Ursula Kramer, l'œuvre pour ensembles d'instruments à vent renvoie directement au destin d'un compositeur dont l'activité se mouvait sans cesse entre Paris, Leipzig, Dresde et Berlin, destin qui devait dans ses dernières années renforcer l'orientation allemande de l'œuvre de Gouvy et voir le musicien s'établir définitivement à Leipzig. La confrontation du musicien à des sujets antiques, ainsi qu'à la tradition du *Stabat mater*, se révèle sous la plume d'Herbert Schneider d'un intérêt musicologique et musical particulièrement fécond. L'étude par Theo Hirsbrunner de la dramaturgie de l'*Electre* de Gouvy, oratorio au carrefour de plusieurs genres, est l'occasion d'une réflexion sur l'héritage probable du *Fidelio* de Beethoven et du *Lohengrin* de Wagner, au sein d'une forme dramatique marquée par une séparation nette de la musique en 'numéros', mais témoignant d'un art maîtrisé de la transition et de la peinture des sentiments humains. L'expression est servie par un vocabulaire harmonique assez origi-

14 Dahlhaus, Carl : *Die Idee der absoluten Musik*, Kassel [etc.] : Bärenreiter, 1978.

15 *Musicologie au fil des siècles*. Hommage à Serge Gut, éd. par Manfred Kelkel, Paris : Presses de l'Université de Paris-Sorbonne, 1998.

nal et parfois hardi, souvent évoqué dans le présent volume, en même temps qu'il est redevable de Mendelssohn et Schumann.

La transdisciplinarité appelée par le sujet de la présente publication n'est véritablement servie que par la contribution, placée en fin d'ouvrage, de Damien Erhardt. Intéressante est la chronologie du « positionnement de Gouvy dans le champ musical » à la lumière de la « transmission transculturelle dans le 'sous-champ de l'appropriation beethovénienne' ». Durant une « phase de latence » (1848–1861), le Gouvy symphoniste est à l'apogée de son occupation d'un espace culturel transfrontalier, « avant-gardiste » en France répondant à l'horizon d'attente du public allemand. La « phase d'échange intensif » (1861–1905) est celle où s'accentue la réception française de Beethoven, en particulier dans l'œuvre et le discours de Camille Saint-Saëns et Vincent d'Indy, pour échafauder une nouvelle école française qui, sous l'influence de Liszt, relativise fortement l'importance de la musique instrumentale pure.

De la position de parangon de la modernité qu'il occupait en France avant 1870, Théodore Gouvy passe à celle de conservateur, ce qui pour Damien Erhardt explique le fait qu'il se soit consacré de plus en plus à la scène lyrique. Nous regrettons malgré tout que dans un tel article, l'arsenal conceptuel largement emprunté à Pierre Bourdieu, en raison des limites imparties par la forme des actes d'un colloque, l'emporte sur la mention précise des œuvres, dont on aura certes pris connaissance de façon discontinue à travers l'ensemble de l'ouvrage. Enfin, nous sommes d'avis que pour un premier contact avec l'œuvre et la personne de Théodore Gouvy, la consultation de ces actes devra s'accompagner de la lecture annexe d'une notice biographique complète.

Sofiane Boussahel, Paris

Vatter, Christoph : *Gedächtnismedium Film. Holocaust und Kollaboration in deutschen und französischen Spielfilmen seit 1945*, Würzburg : Königshausen & Neumann, 2009 (Saarbrücker Beiträge zur vergleichenden Literatur- und Kulturwissenschaft 42), 349 p.

Y a-t-il une vision filmique de l'histoire ? L'historien Marc Ferro posait la question au milieu des années 1970 et Christoph Vatter, en s'essayant au comparatisme entre les mémoires collectives allemandes et françaises sur l'Holocauste et la collaboration, continue d'apporter des éléments de réponse à une interrogation de plus en plus prégnante. En effet, à une période où l'historien contemporain fait face à la démultiplication des sources et des moyens de diffusion de l'image animée, l'influence des fictions sur la compréhension de l'histoire est davantage sujette à discussion. Ainsi l'étude de Christoph Vatter

se place non seulement dans un cadre franco-allemand, mais plus largement dans un contexte où l'image animée est un objet d'étude privilégié. Cependant, l'analyse des longs métrages de fiction nécessite une série de précautions théoriques. L'auteur en fait l'usage en introduction à ses travaux en ouvrant ceux-ci aux écrits sociologiques de Maurice Halbwachs sur la mémoire collective, ainsi qu'au travail entrepris sur ce même sujet par Pierre Nora, ou encore celui sur l'imaginaire national de Benedict Anderson pour qui les produits culturels se révèlent particulièrement symboliques de l'amour porté à la nation.

C'est à partir de ces acquis théoriques que Vatter met en œuvre une entreprise comparatiste à laquelle les sciences sociales sont aujourd'hui sensibles. Mieux, le livre de Christoph Vatter essaie de réaliser une histoire comparative à partir des représentations : dans le flux d'images qui nous enveloppe, la tentative est louable et l'évolution chronologique qui éclaire ce propos, débutant avec *La Bataille du rail* et s'achevant avec *Monsieur Batignole*, nous permet de mesurer les conditions de réception des œuvres, ainsi que leur impact auprès des publics. En effet, outre les films de fiction, l'autre source majeure de l'auteur est la presse, une presse qui rend elle aussi compte des transformations de ce qu'Edgar Morin nomme *l'esprit du temps*, et surtout de la création d'une mémoire autour des long métrages. Ce sont ces mêmes journaux qui, dans la discussion qu'ils provoquent autour des œuvres, participent à l'évolution des préjugés et à la remise en cause des stéréotypes.

De ce projet complexe et ambitieux s'extirpent des temps forts, comme lorsque Vatter, à propos du film *Marie-Octobre* de Julien Duvivier, montre comment l'histoire passe au tribunal de la mémoire. De même, l'œuvre de Claude Berri est elle aussi finement traitée et Christoph Vatter dévoile l'image ambiguë donnée par le cinéaste du peuple français dans son rapport à la condition juive.

Peut-être pourrions-nous reprocher à l'auteur une filmographie insuffisamment étoffée, laquelle n'autorise pas toujours la mise en exergue de modèles de représentations et peut, par conséquent, nuire à la force de son propos et donc à la définition d'une atmosphère mentale. Cependant, cette faiblesse relative est compensée par l'attention que porte l'auteur au cinématographe. Le septième art, nouvelle archive et vecteur de mémoire, est lui-même usager d'images d'archives. Ainsi, comme le révèle l'auteur, les principaux personnages du conflit (Adolf Hitler, Heinrich Himmler, Philippe Pétain), lorsqu'ils apparaissent à l'écran, sont figurés sur ces supports. Le cinéma en devient un archiviste bien particulier, que les historiens doivent continuer d'étudier afin de ne pas le laisser verser vers ce que Marc Bloch appelait des histoires mal comprises.

Julien Gaertner, Nice

Vurgun, Sibel: *Voyages sans retour. Migration, Interkulturalität und Rückkehr in der frankophonen Literatur*, Bielefeld: transcript, 2007, 318 S.

Die vorliegende Studie, die aus einer Konstanzer Dissertation hervorgegangen ist, beleuchtet unter dem originellen Blickwinkel der ‚Rückkehr in die Heimat' die Problematik der Immigrantenliteraturen in Frankreich, die in den letzten Jahren sowohl in der deutschen Romanistik als auch in der (franko-)romanistischen Forschung in Frankreich und den USA auf wachsendes Interesse gestoßen ist.[16] Die materialreiche und zugleich von neuen theoretischen Konzepten ausgehende Arbeit beschäftigt sich unter dem gewählten Fokus der ‚Figurationen der Heimkehr' in erster Linie mit dem Werk von sechs franko-maghrebinischen Autoren: Akli Tadjer, Leïla Sebbar, Fawzia Zouari, Tahar Ben Jelloun, Azouz Begag und Mohand Mounsi. Zwei zentrale theoretische Begriffe, die auf den ersten Blick etwas befremdend anmuten, aber bei näherer Betrachtung und in den Textanalysen selbst ihre Fruchtbarkeit erweisen, liegen der Arbeit zugrunde. Zum einen ist dies der Begriff der ‚doppelten Abwesenheit', der nach Sibel Vurgun die mentale Haltung der ersten Generation von Immigranten kennzeichnet und eine physische und geistige Entfernung sowohl vom Ursprungsland (das weiterhin als ‚Heimat' idealisiert wird) als auch vom Zielland impliziert. Der Begriff der ‚doppelten Anwesenheit' hingegen kennzeichnet die zweite Immigrantengeneration, die häufig – auch im Zuge intergenerationeller Konflikte – eine ambivalente Haltung zum Ursprungsland ihrer Eltern bezogen hat. Das Modell der doppelten Anwesenheit charakterisiert somit die „Situation der Folgegenerationen", die „gewöhnlich keine persönliche Migrationserfahrung haben oder diese im Kindesalter machten. Aufgrund ihres Migrationshintergrunds sind sie bikulturellen Einflüssen ausgesetzt und es ergeben sich Spannungen im interkulturell geprägten Alltag." (S. 51) Die zweite Generation sehe, so die Verfasserin, ihre identitären Wurzeln sowohl in Frankreich als auch in der Heimat ihrer Vorfahren und entwickele häufig synkretistische (oder kulturell ‚hybride') Modelle kulturellen und sprachlichen Ausdrucks. Auf die räumliche Dimension bezogen bezeichnet der Begriff „doppelte Anwesenheit" den Umstand, „daß ein Individuum einen Raum bewohnt […], der durch zwei sehr stark divergierende Kulturen valorisiert ist" (S. 61).

---

16 Vgl. hierzu u. a. Ruhe, Cornelia: *La Cité des poètes. Interkulturalität und urbaner Raum*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2004; Ruhe, Ernstpeter (Hg.): *Die Kinder der Immigration/Les Enfants de l'immigration*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 1999; Schumann, Adelheid: *Zwischen Eigenwahrnehmung und Fremdwahrnehmung: Die Beurs, Kinder der maghrebinischen Immigration in Frankreich. Untersuchungen zur Darstellung interkultureller Konflikte in der Beur-Literatur und in den Medien*, Frankfurt/M.: IKO-Verlag, 2002; Gronemann, Claudia: *Postmoderne, postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebinischen Literatur: autofiction – nouvelle autobiographie – double autobiographie – aventure du texte*, Hildesheim [u. a.]: Olms, 2002 (Passagen 1).

Die Verfasserin bezieht diese beiden grundlegenden Begriffe bzw. Analysekategorien in sehr überzeugender Weise auf Zeit, Raum und soziale Gruppen als „Grundgrößen" (S. 299) der Orientierung von Individuen. Die Fruchtbarkeit des gewählten methodischen Ansatzes, der literaturwissenschaftliche Fragestellungen in origineller Weise mit kulturwissenschaftlichen und kulturanthropologischen Konzepten und Problemstellungen verbindet, zeigt sich in sehr anschaulicher Weise in den Textanalysen zu den literarischen Werken der sechs ausgewählten franko-maghrebinischen Autoren. Besonders eingängig und präzise sind hierbei die Analysen zum Werk von Leïla Sebbar, Tahar Ben Jelloun und Azouz Begag. So schildert die 1941 in Algerien geborene Leïla Sebbar in ihrem Roman *Fatima ou les Algériennes au square* (1981), dessen Titel auf Marguerite Duras' Roman *Le Square* (1955/1983) anspielt, in beeindruckender Weise am Beispiel einer Mutter-Tochter-Beziehung die konfliktuelle Gegenwärtigkeit und zugleich das Zusammenwirken von ‚doppelter Abwesenheit' und ‚doppelter Anwesenheit'. Die Hauptfigur des Romans, Fatima, versuche als Mutter und Ehefrau die Familie zusammenzuhalten, die traditionellen Werte und vor allem den Bezug zur Religion an ihre Kinder weiterzuvermitteln und zugleich alles zu tun, um in der französischen Gesellschaft nicht negativ aufzufallen und ihren Kindern jene Bildungschancen zu ermöglichen, die die französische Gesellschaft bietet. Sie scheitert jedoch an der Haltung ihrer Kinder, insbesondere ihrer Tochter Dalila, die das ausgeprägte Traditions- und Familienbewusstsein der Eltern – und vor allem der Mutter – ablehnen, weil sie es als zu starke und ihre persönliche Entfaltung beeinträchtigende soziale Kontrolle empfinden.

Tahar Ben Jelloun rückt in seinem Roman *La Réclusion solitaire* (1976) den Gegensatz zwischen dem extrem beengten Lebensraum – dem „Nicht-Leben" (S. 205) – eines algerischen Immigranten in Frankreich und seinen Träumen von der Rückkehr ins Heimatland in den Blick. Dieses steht für ihn zugleich für „Leben, Liebe und Glück" (S. 211). Auch bei Tahar Ben Jelloun, etwa in seinem Roman *Les Raisins de la galère* (1996), spielt der Generationengegensatz, in dem die Verfasserin die grundlegend divergierenden mentalen Dispositive der ‚doppelten Abwesenheit' bei der älteren und der ‚doppelten Anwesenheit' bei der jüngeren Generation (den *beurs*) verkörpert sieht, eine zentrale Rolle. Die Resignation in Bezug auf das gegenwärtige, isolierte und ärmliche Leben im Exil und die Nostalgie nach der Rückkehr in die Heimat, die die erste Immigrantengeneration kennzeichnen, kontrastieren hier mit einer ebenso projektiven wie ambivalenten Identifikation mit beiden Kulturen sowie einer militant-revoltierenden Haltung, die die jüngere Generation charakterisiere. Der Vater der Protagonistin Nadia formuliert in *Les Raisins de la galère* sehr prägnant diesen Gegensatz zwischen den Generationen mit dem Satz: „Toi, tu as la haine; moi, j'ai la honte" (S. 243).

Azouz Begag schließlich, dessen Werk vor allem um Charaktere der *beur*-Generation kreist, rückt in seinen teilweise deutlich autobiografisch geprägten Werken nicht nur die Bedeutung von Bildung und Akkulturation in den

Blick, sondern zeigt am Beispiel der Figur des jungen Farid in seinem Roman *Zenzela* (1997) anhand einer Liebesgeschichte die Spannungen auf, die sich aus dem Konflikt zwischen den traditionellen Vorstellungen von Familie und Ehe und seinen eigenen Wünschen ergeben. Statt von der aus Algerien stammenden Anifa, in der seine Eltern seine zukünftige Ehefrau sehen, fühlt sich Farid deutlich mehr von der Französin Anna angezogen, „une Blanche gauloise que j'aimais" (S. 262 f.). Anifa verkörpere, so Sibel Vurgun, Algerien, „Anna hingegen Frankreich. [...]. Seine Liebe zu Anna manifestiert die Anziehung, die die französische Gesellschaft auf ihn ausübt, während Anifa als Schwiegertochter die Traditionen respektieren würde. Farid findet letztere attraktiv, würde aber gerne von seinem Eheversprechen zurücktreten, was er nicht kann, da das einer Beleidigung gleichkäme" (S. 263). Dass er am Ende sowohl Anna als auch Anifa verliert, liegt an seiner Unentschlossenheit oder – anders betrachtet – an seiner Zerrissenheit zwischen beiden Kulturen, mit denen er sich in ebenso unterschiedlicher wie widersprüchlicher Weise identifiziert. „Am Ende", so das sehr schlüssige Fazit der Verfasserin, „verliert er zwar beide, hat sich aber symbolisch aus dem Haus kultureller Ansprüche befreit, in das ihn seine Eltern drängten, indem er seine Identität zwischen der algerischen und französischen Kultur (wenigstens vorübergehend) verortet hat." (S. 264)

Neben der zentralen Problematik der kulturellen Identifikation mit dem Immigrationsland Frankreich und dem Heimatland im Maghreb und ihrer generationsspezifischen Ausprägung erscheinen vor allem zwei Themenkreise, die die Verfasserin in einer Reihe von Einzelanalysen verfolgt, originell und aufschlussreich. Zum einen sind dies die intertextuellen Beziehungen, die bei den analysierten franko-maghrebinischen Schriftstellern deutlich werden, wie etwa die Bezüge zu Jean de La Fontaine und Jules Verne bei Akli Tadjer, zu Marguerite Duras, aber auch u. a. zum Koran bei Leïla Sebbar sowie zum Werk John Steinbecks bei Tahar Ben Jelloun. Zum anderen arbeitet die Verfasserin in nahezu allen untersuchten Werken kulturelle Elemente heraus, die für die Protagonisten der Romane in der Erinnerung an die Heimat eine zentrale Bedeutung einnehmen und die nicht intellektueller oder kognitiver, sondern auditiver, visueller („Die Farben der Heimat", S. 284), olfaktorischer und musikalischer Art sind. Ebenso wie Essensformen und Essensriten – die auch eine in vielfacher Weise sinnliche Dimension aufweisen – sieht die Verfasserin diese in der interkulturellen und kulturwissenschaftlichen Forschung häufig vernachlässigten Kulturelemente „deutlich emotional besetzt" (S. 118). So intensivieren in Mohand Mounsis Roman *Les Jours finis* (2001) „auditive Erinnerungen" und „olfaktorische Eindrücke" die im Gedächtnis gespeicherten visuellen Bilder vom „Land der Kindheit und damit der Unschuld" (S. 285), die der Sehnsucht des Protagonisten nach der Rückkehr in die Heimat zugrunde liegen.

Mit *Voyages sans retour* legt die Verfasserin eine sehr anregende, in vielfacher Hinsicht originelle und wegweisende Studie vor, die in gelungener Weise

innovative Theorieansätze mit präzisen Text- und Werkanalysen verbindet. Neben einigen Lücken in der Bibliografie (in der u. a. die einschlägigen Studien von Adelheid Schumann fehlen) sind im Einleitungsteil einige allzu pauschale Aussagen (etwa über die „extreme Reduzierung der Lebenswelt" der Immigranten, S. 30) und die zu knappen und zu sehr an der Oberfläche bleibenden Ausführungen zur Geschichte der Immigration in Frankreich zu monieren. Hier fehlen präzise Zahlenangaben und – zumindest summarische – Statistiken ebenso wie Verweise auf einschlägige Forschungsarbeiten (etwa von Yves Lequin oder Gérard Noiriel). Beides könnte in einer Neuauflage des Buches berücksichtigt werden.

Hans-Jürgen Lüsebrink, Saarbrücken

Werner, Michael (Hg.): *Politiques et usages de la langue en Europe*, Paris: Ed. de la Maison des sciences de l'homme, 2007, 258 S.

Bei dem zu rezensierenden Band handelt es sich um die Akten einer interdisziplinären Tagung, die bereits im Dezember 2004 in Paris stattfand. Die hier versammelten Beiträge sind also nicht ganz aktuell. Allerdings haben die Fragen, die im Zentrum des Bandes stehen – insbesondere die nach dem Stellenwert des Französischen, Deutschen etc. gegenüber dem Englischen in einer zunehmend globalisierten Welt –, nichts von ihrer Aktualität eingebüßt. Vielmehr dürfte sich der Trend, wonach das internationale Englisch mehr und mehr Funktionen der europäischen Nationalsprachen übernimmt, in den letzten fünf Jahren noch verstärkt haben. Die Frage nach der sprachlichen Pluralität Europas und den Möglichkeiten ihrer politischen Umsetzung stellt sich gerade für die Geistes- und Sozialwissenschaften weiterhin mit großem Nachdruck. Antworten darauf bietet der vorliegende Band, in dem Wissenschaftler mit ganz unterschiedlichen disziplinären Verortungen – Politologen, Historiker, Philosophen, Soziologen sowie Sprach- und Literaturwissenschaftler – mit Beiträgen vertreten sind. Diese haben – vermutlich ein Zugeständnis an die interdisziplinäre Ausrichtung und das bedingt fachfremde Publikum – häufig einführenden Charakter oder geben einen Überblick über das jeweilige thematische Feld. Auch praktische Vorschläge und Probleme der Umsetzung sprachpolitischer Maßnahmen kommen zur Sprache.

Da die Tagung vom Pariser Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne ausgerichtet wurde, erstaunt es nicht, dass sich ein Großteil der Beiträge der Situation in Deutschland und Frankreich annimmt oder einen Vergleich beider Länder anstrebt. Gemeinsamkeiten zwischen beiden Ländern bestehen etwa darin, dass sowohl das Deutsche als auch das Französische einen Rückgang ihrer Bedeutung auf der internationalen Bühne zu verzeichnen haben und dass zudem eine „baisse continue de

l'apprentissage réciproque du français en Allemagne et de l'allemand en France" (S. 15) zu beobachten ist. Auf einer allgemeineren Ebene ergibt sich die Aktualität der Sprachenfrage zum einen aus dem kontinuierlichen Wachsen der Europäischen Union. So bringen die Staaten, die in den Jahren 2005 und 2007 der EU beigetreten sind, neue Sprachen mit, die die bisherige Gewichtsverteilung innerhalb der Gemeinschaft verschieben können. Zum anderen verschärft die Dominanz des Englischen in einer globalisierten Welt sowie die zunehmende Bedeutung anderer Weltsprachen wie Chinesisch oder auch Arabisch die Frage nach dem Status der europäischen Sprachen mit kleiner und mittlerer Reichweite. Eine nicht unwichtige Rolle spielt in diesem Zusammenhang die weitere Verbreitung des Internet. Die Sprachenfrage steht damit im Zentrum der Globalisierungsdiskussion: „le terrain des langues est devenu l'un des lieux des débats sur les enjeux de la mondialisation" (S. 15). Die meisten Autoren des vorliegenden Bandes reagieren auf diese Herausforderung mit einer Betonung der sprachlichen Diversität. Letztlich ist aus vielen Beiträgen ein Plädoyer für Mehrsprachigkeit herauszulesen, womit Fragen der politischen Umsetzung sowie der schulischen und außerschulischen Vermittlung von Fremdsprachen eine herausgehobene Bedeutung bekommen.

Diese stehen im Zentrum der Überlegungen des Altphilologen Pierre Judet de la Combe, der eine europäische Sprachenkrise diagnostiziert und ihre Wurzeln in den jeweiligen Bildungssystemen lokalisiert. Sein Beitrag eröffnet die erste der drei thematischen Sektionen des Bandes, die mit „Statuts et repères" überschrieben ist. Sie enthält – wie die beiden anderen Sektionen – jeweils vier Beiträge, denen eine kurze Übersicht des Herausgebers vorangeht. Dieser zeichnet im Übrigen auch verantwortlich für die Einführung zu Beginn des Bandes, während das Schlusswort aus der Feder des Philosophen Yves Duroux stammt. Der zweite Beitrag von Alexandre Escudier befasst sich mit dem Verhältnis von Sprachen, Übersetzung und Geschichte, wobei der Historiker drei unterschiedliche Sichtweisen auf diesen komplexen Zusammenhang vorstellt. Der Linguist und Romanist Jürgen Trabant diskutiert die Auswirkungen des von ihm *globalais* genannten internationalen Englisch auf die Sprachen Europas. Die einzige Chance für das Überleben der unterschiedlichen Nationalsprachen sieht er in der *amour de la langue*, die der Verkehrssprache Englisch bislang vorenthalten wird. In seinem polemischen, überaus lesenswerten Beitrag nimmt der niederländische Sozialwissenschaftler Abram de Swaan dezidiert Stellung gegen das allgemeine Klagen über die Dominanz des Englischen und die damit einhergehende Verdrängung anderer Sprachen. De Swaan zeigt zunächst Widersprüche in der bisherigen Diskussion auf und entwickelt vor diesem Hintergrund eine Gegenposition, derzufolge sprachliche Diversität nur eine Dimension der kulturellen Diversität bedeute und Sprachentod nicht gleichzusetzen sei mit einem Verschwinden der entsprechenden Kultur. Anhängern des *sentimentalisme linguistique* wirft er vor, die identitätsstiftenden Funktionen der Sprache zu betonen,

ihre kommunikativen Funktionen hingegen zu ignorieren. Gerade diese hätten jedoch ein großes Gewicht für den Einzelnen, für den Assimilation häufig die profitablere Alternative darstelle. Und schließlich führe gerade eine extreme Mehrsprachigkeit zur Schwächung der nationalen Sprachen, die letztlich die Hegemonie des Englischen fördere, das als einziges überregionales Medium der Kommunikation übrig bleibe: „Plus les langues prolifèrent, plus on a affaire à l'anglais" (S. 94). De Swaan steht mit dieser Auffassung in deutlichem Widerspruch zu den meisten anderen Beiträgern. Vermutlich auch deshalb erscheint sein an zuspitzenden Formulierungen nicht sparender Beitrag als frischer und intellektuell anregender Blick auf die Problematik der Konkurrenz von Sprachen.

Die Beiträge in Teil II stehen unter der Überschrift „Politiques et enjeux". Die Politologin Astrid von Busekist greift diesen Fokus auf, indem sie dem Zusammenhang zwischen sprachlicher und politischer Freiheit, zwischen Gleichheit der Sprachen und Gleichheit der Bürger nachspürt und die Problematik der Sprachen damit in einen übergreifenden Kontext einordnet. Der Linguist Pierre Encrevé gibt einen Abriss der sprachpolitischen Maßnahmen – Feminisierung der Berufsbezeichnungen, Status der Regionalsprachen, Orthografiereform etc. –, die französische Regierungen in den letzten 15 Jahren beschlossen haben. Analog dazu stellt der Germanist Ulrich Ammon in seinem Beitrag die sprachpolitischen Maßnahmen Deutschlands vor, wobei neben der historischen Dimension auch der Status des Deutschen in der EU Berücksichtigung findet. Die Linguistin Brigitte Jostes befasst sich mit denjenigen Maßnahmen der EU, die Sprachvermittlung und Spracherwerb zum Gegenstand haben, um sie abschließend im Lichte sprachwissenschaftlicher Erkenntnisse zu bewerten.

Teil III bietet unter dem Titel „Terrains et usages" verschiedene Fallstudien. Der Germanist Manuel Meune gibt einen Überblick über Sprachpolitik in der Schweiz und geht dabei auch auf die Rolle des Englischen als einer neuen *lingua franca* innerhalb der Eidgenossenschaft ein. Der Soziologe Claude Javeau beleuchtet die sprachliche Situation in Belgien vor dem Hintergrund eines wachsenden flämischen Nationalismus. Der Beitrag des Historikers Peter Becker, der völlig aus dem thematischen Rahmen des Bandes fällt, zeichnet die Geschichte des Formulars im deutschsprachigen Raum nach. Jean-Pierre Lefebvre, Germanist und Literaturwissenschaftler, befasst sich zunächst mit dem Stellenwert des Englischen, Deutschen und anderer lebender Sprachen beim *concours d'entrée* für die *Ecole normale supérieure* in Paris, um dann aus seinen Beobachtungen einen Vorschlag für eine Reform des Fremdsprachenunterrichts an französischen Schulen zu unterbreiten. Dieser sieht vor, dass in der Unter- und Mittelstufe lediglich Deutsch, Spanisch etc. zur Wahl stehen, wohingegen das Englische erst in der Oberstufe hinzukommt.

Insgesamt bietet der Band einen guten Überblick über verschiedene Bereiche der Sprachpolitik in Europa, die aus der Perspektive unterschiedlicher

Disziplinen beleuchtet werden. Neben Darstellungen zu Sprachregelungen in verschiedenen europäischen Institutionen finden sich sprachpolitische Porträts einzelner Länder, Untersuchungen zum Angebot an Fremdsprachen in Schulen und Hochschulen sowie allgemeinere Überlegungen zu Mehrsprachigkeit, wobei die europäische Frankophonie einerseits und die deutschsprachigen Länder andererseits im Zentrum stehen. Für den Spezialisten birgt der sorgfältig lektorierte Band vermutlich wenig neue Erkenntnisse. Seine Stärke liegt vielmehr in der interdisziplinären Zusammenschau. Die Mehrzahl der Autoren pflegt einen essayistischen Stil, sodass die Beiträge im Allgemeinen gut verständlich und auch für ein breites Publikum zugänglich sind. Hier liegt vermutlich die eigentliche Zielgruppe des Bandes, dessen inhaltlicher Teil durch ausführliche Informationen zu den Beiträgern und ihren wichtigsten Publikationen ergänzt wird. Für eine rasche Orientierung hätte man sich darüber hinaus Zusammenfassungen der einzelnen Beiträge gewünscht. Gerade weil es sich um einen thematisch breit gefächerten und interdisziplinär angelegten Sammelband handelt, hätten diese dazu beitragen können, die Einordnung bzw. Auswahl der Texte für den Leser zu erleichtern. Es bleibt zu hoffen, dass diese interessante und anregende Sammlung von Aufsätzen über die Grenzen der beteiligten Fächer hinaus von einer größeren Öffentlichkeit rezipiert wird. Zeigt sie doch anschaulich, dass sich die europäische Erweiterung nicht auf die die öffentliche Diskussion beherrschenden wirtschaftlichen und politischen Aspekte beschränkt, sondern dass darüber hinaus Fragen der Sprachpolitik im weitesten Sinn von fundamentaler Bedeutung sind.

Martina Drescher, Bayreuth

Autorenverzeichnis

MATTHIEU CHILLAUD

Matthieu Chillaud est docteur en science politique (Bordeaux IV). Sa thèse de doctorat a été publiée en 2009 aux éditions Economica sous le titre *Les Pays baltes en quête de sécurité*. Après avoir enseigné successivement à Bordeaux IV en qualité d'ATER (2003–2005), puis à la faculté de science politique de l'Université de Tartu (2006–2009), il entame, dans cette dernière, une étude postdoctorale sur l'Union européenne et sa sécurité intérieure. Il vient, par ailleurs, de publier l'ouvrage collectif : *Les Iles Åland en mer Baltique. Héritage et actualité d'un régime original*, Paris 2010.

CLAIRE DEMESMAY

Claire Demesmay est docteur en philosophie politique de l'université Paris-Sorbonne (Paris IV) et de la Technische Universität Berlin. Elle est responsable du Programme France/Relations franco-allemandes de la Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik (DGAP) de Berlin, après avoir été chercheur à l'Institut français des relations internationales (Ifri) (2002–2009) et assistante de recherche à l'Institut de romanistique de la Technische Universität Dresden (1998–2002). Ses travaux portent sur les relations franco-allemandes, la politique européenne de la France et de l'Allemagne ainsi que les questions d'immigration et d'intégration dans le contexte européen. Elle a notamment publié *Allemagne, une mystérieuse voisine : Portrait en vingt tableaux*, Paris 2009 (avec Daniela Heimerl) ainsi que *L'Avenir des partis politiques en France et en Allemagne*, Villeneuve d'Ascq 2009 (avec Manuela Glaab) et *Qui sont les Allemands ?*, Villeneuve d'Ascq 2006 (avec Hans Stark)[1].

TERO ERKKILÄ

Tero Erkkilä est doctorant au département de science politique et chercheur au Network for European Studies de l'université de Helsinki, Finlande. Son travail doctoral porte sur la responsabilité et la transparence en Finlande en relation avec la mémoire collective.

Publications récentes : Governance and Accountability – A Shift in Conceptualisation, ds. : *Public Administration Quarterly* 31/1 (2007), p. 1–38 ; Politics and Numbers : The Iron Cage of Governance Indices, ds. : Cox III, Raymond W. (dir.) : *Ethics and Integrity in Public Administration : Concepts and Cases*, Armonk, London 2009, p. 125–145 (avec Ossi Piironen).

1 Voir compte rendu dans cet ouvrage [note de la rédaction].

CHRISTOPH FLAMM

Studium der Musikwissenschaft, Kunstgeschichte und Germanistik in Heidelberg; 1992 Stipendiat des DAAD in Moskau; 1996 Promotion in Heidelberg. 1994–2001 fest angestellter Redakteur der Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*; 2001–2004 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Musikabteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom; 2003–2007 Lehrbeauftragter der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt; 2004–2006 Forschungsstipendiat der DFG. 2007 Habilitation in Saarbrücken. Privatdozent für Musikwissenschaft an der Universität des Saarlandes und der Hochschule für Musik Saar.

Forschungsschwerpunkte: Musik und Politik; Musikhistoriografie; russische und osteuropäische Musik; italienische Musik des 20. Jahrhunderts; Klaviermusik.

Veröffentlichungen u. a.: *Der russische Komponist Nikolaj Metner. Studien und Materialien*, Berlin 1995; *Ottorino Respighi und die italienische Instrumentalmusik von der Jahrhundertwende bis zum Faschismus*, 2 Bde., Laaber 2008.

Hg.: Luigi Nono, *Il canto sospeso*, London 1995; Igor Strawinsky, *Scherzo à la russe*, London 1996; Nicolas Medtner, *6 Märchen op. 51*, Frankfurt/M. 2003; Nicolas Medtner, *Vergessene Weisen op. 39*, Frankfurt/M. 2005; Nicolas Medtner, *3 Hymnen op. 49*, Frankfurt/M. 2009; Aleksandr Skrjabin, *Sämtliche Klaviersonaten II*, Kassel 2009.

Mithg.: *Musik in Rom im 17. und 18. Jahrhundert: Kirche und Fest*, Laaber 2004.

NIILO KAUPPI

Niilo Kauppi est politologue, directeur de recherche au CNRS et directeur adjoint du GSPE-PRISME (Institut d'études politiques de Strasbourg). Ex-président de l'Association finlandaise de science politique, membre du conseil exécutif de l'ECPR (European Consortium for Political Research), ses domaines de recherches sont l'intégration européenne, la sociologie de la culture et de la connaissance, et les théories des sciences sociales.

Publications récentes : *Rationality, Institutions and Reflexivity in the EU : Some Epistemological and Ontological Considerations* (GSPE Working Paper) 27/01/2009, http://prisme.u-strasbg.fr/workingpapers/WPKauppi.pdf (08/02/2010) ; Institutions et acteurs : rationalité, réflexivité et analyse de l'UE, ds. : *Politique européenne* 25/2 (2008), p. 87–113 (avec Mikael Rask Madsen) ; Suomi ja maailma, ds. : Tiitta, Allan (dir.) : *Maamme Suomi*, [Helsinki] 2007, p. 106–116 ; *Democracy, Social Resources and Political Power in the European Union*, Manchester, New York 2005.

ROLAND WALTER MARTI

Studium der Slavistik, Germanistik und Islamwissenschaft in Basel und Moskau. 1980 Promotion an der Universität Basel in Slavischer Philologie. 1987 Habilitation in Basel. 1988 Professur an der Universität Bamberg, seit 1989 Inhaber des Lehrstuhls für Slavische Philologie an der Universität des Saarlandes, 1998–2000 Dekan der Philosophischen Fakultät.

Forschungsschwerpunkte: Historisch-vergleichende slavische Sprachwissenschaft und älteres slavisches Schrifttum; Sprachsoziologie; Sorabistik.

Veröffentlichungen u. a.: *Studien zur Sprache der russischen Pčela: die finiten Verbalformen*, Bern [u. a.] 1981; *Handschrift – Text – Textgruppe – Literatur. Untersuchungen zur inneren Gliederung der frühen Literatur aus dem ostslavischen Sprachbereich in den Handschriften des 11. bis 14. Jahrhunderts*, Wiesbaden 1989; *Probleme europäischer Kleinsprachen. Sorbisch und Bündnerromanisch*, München 1990; ó *w dolnoserbšćinje* – ó *in Lower Sorbian* – ó *im Niedersorbischen*, Saarbrücken 2007.

Hg.: *Sprachenpolitik in Grenzregionen/Politique linguistique dans les régions frontalières/Language Policy in Border Regions/Polityka językowa na pograniczach*, Saarbrücken 1996; *Europa. Traditionen – Werte – Perspektiven. Beiträge zu einer Ringvorlesung an der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes im Sommersemester 1999*, St. Ingbert 2000.

Mithg.: Kosyk, Mato: *Spise. Całkowny wudawk*, 6 Bde., Budyšyn 2000–2008; *Jouer selon les règles du jeu/Playing by the Rules of the Game/Spielen nach den Spielregeln*, Münster [u. a.] 2008.

MARC MAUFORT

Marc Maufort est professeur de littérature et théâtre anglophones à l'Université Libre de Bruxelles. Il est actuellement le Secrétaire général de l'Association Internationale de Littérature Comparée (AILC). Il est l'auteur de deux monographies, respectivement consacrées au dramaturge américain Eugene O'Neill et au théâtre postcolonial anglophone contemporain : *Songs of American Experience : The Vision of O'Neill and Melville* (New York [etc.] 1990), et *Transgressive Itineraries. Postcolonial Hybridizations of Dramatic Realism* (Bruxelles [etc.] 2003). Ayant publié de nombreux articles sur le théâtre moderne, Marc Maufort a également édité ou co-édité diverses anthologies critiques, dont *Staging Difference. Cultural Pluralism in American Theatre and Drama* (New York [etc.] 1995), *Crucible of Cultures : Anglophone Drama at the Dawn of a New Millennium* (Bruxelles [etc.] 2002), et, plus récemment, un collectif consacré au théâtre néo-zélandais contemporain : *Performing Aotearoa : New Zealand Theatre and Drama in an Age of Transition* (Bruxelles [etc.] 2007). Il effectue actuellement de nouvelles recherches sur le théâtre en Océanie ainsi que sur le théâtre multiculturel aux Etats-Unis.

ULRICH NORTMANN

Geboren 1956 in Schwalmstadt, lebt in Bonn und Blieskastel. Nach einem Studium der Fächer Philosophie, Mathematik und Lateinische Philologie des Mittelalters in Göttingen dort 1981 Staatsexamen, 1985 Promotion; Habilitation und Erlangung der Venia Legendi für Philosophie 1993 in Bonn. Im Jahre 1999 Berufung auf die Professur für Theoretische Philosophie und Wissenschaftstheorie an der Universität des Saarlandes.

Arbeitsgebiete: Analytische Philosophie, insbesondere Logik, Sprachphilosophie, Philosophie der Mathematik und der Physik, Ontologie; antike griechische Philosophie.

Letzte Buchveröffentlichungen: *Sprache, Logik, Mathematik. Eine andere Einführung in die Logik*, Paderborn 2003; Aristoteles, *Analytica priora*, Buch I, Übersetzung und Kommentar (gemeinsam mit Th. Ebert), Berlin 2007; *Unscharfe Welt? Was Philosophen über Quantenmechanik wissen möchten*, Darmstadt 2008, ^{2}2009.

CHRISTIAN PRUNITSCH

Studium der Philosophie, Slavistik und Amerikanistik an den Universitäten Regensburg und Łódź; wissenschaftliche Mitarbeit am Sorbischen Institut Bautzen; 2000 Promotion an der Universität Regensburg im Fach Slavische Philologie; 2005 Habilitation an der Universität Regensburg. Seit 2005 Inhaber der Professur für Polnische Landes- und Kulturstudien am Institut für Slavistik der Technischen Universität Dresden.

Forschungsschwerpunkte: Westslavische Literaturen und Kulturen; Kultursemiotik.

Veröffentlichungen u. a.: *Sorbische Lyrik des 20. Jahrhunderts. Untersuchungen zur Evolution der Gattung*, Bautzen 2001.

Hg.: *Konzeptualisierung und Status kleiner Kulturen. Beiträge zur gleichnamigen Konferenz in Dresden vom 3. bis 6. März 2008*, München [u. a.] 2009.

Mithg.: *Teschen. Eine geteilte Stadt im 20. Jahrhundert*, Dresden 2009.

ANNE TOMICHE

Anne Tomiche, qui a enseigné dans plusieurs universités américaines (université de Californie, State University of New York à Buffalo, entre autres) et françaises (Clermont-Ferrand, Arras) est Professeur de littérature comparée à l'université de Paris 13 depuis 2001 et présidente de la Société française de littérature générale et comparée depuis 2005. Elle a récemment édité un état des lieux de la littérature comparée en France (*La Recherche en littérature générale et comparée en France en 2007. Bilan et perspectives*, Valenciennes 2007). Moderniste,

elle travaille sur les avant-gardes occidentales, a publié de nombreux articles sur Gertrude Stein, Antonin Artaud, T. S. Eliot et les futuristes, entre autres.

Publications choisies : *Figures du parasite*, Clermont-Ferrand 2001 (en collaboration avec Myriam Roman) ; *Métamorphoses du lyrisme. Philomèle, le rossignol et la modernité occidentale* (à paraître en 2010 aux éditions Garnier, Paris).

Co-dir. : *Altérations, créations dans la langue. Les Langages dépravés, études*, Clermont-Ferrand 2001 ; *Littérature et Philosophie*, Arras 2002 ; *Ecritures de la personne. Mélanges offerts à Daniel Madelénat*, Clermont-Ferrand 2003 ; *Philomèle. Figures du rossignol dans la tradition littéraire et artistique*, Clermont-Ferrand 2006 ; *Modernités occidentales et extra-occidentales*, n° spécial de la revue *Itinéraires. Littérature, Textes, Culture* 3 (2009).

Henri Vogt

Dr. Henri Vogt war im Studienjahr 2008/09 Gastprofessor im Rahmen des Europaicum (Europastudien) an der Universität des Saarlandes. Davor leitete er das Network for European Studies an der Universität Helsinki, wo er auch Privatdozent in Politikwissenschaft ist. Er unterrichtete an den Universitäten von Örebro, Umeå und Tallinn und war am Finnischen Außenpolitischen Institut als Senior Researcher beschäftigt. Seit Januar 2010 arbeitet er als Professor für Internationale Beziehungen an der Universität Turku/Finnland. Im Zentrum von Vogts Forschungsarbeit stehen Aspekte der Demokratisierung in Osteuropa und der europäischen Integration, speziell die Außenpolitik der Europäischen Union.

Publikationen: *Between Utopia and Disillusionment. A Narrative of the Political Transformation in Eastern Europe*, New York [u. a.] 2005; *The Making of the European Union*, Cheltenham [u. a.] 2006 (mit S. Berglund, J. Ekman u. F. Aarebrot).

Mithg.: *A Responsible Europe? Ethical Foundations of EU External Affairs*, Basingstoke [u. a.] 2006.

Hans Wassmund

Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und des Staatsrechts in Hamburg, Berlin und Paris. Postgraduiertenstudium am Russian and East European Institute der Indiana University in Bloomington und an der School of International Affairs der Columbia University in New York City. Diplom und Promotion an der Freien Universität Berlin.

Bis 2006 an der Universität des Saarlandes tätig, zuletzt als Akademischer Direktor für Politikwissenschaft; Gastdozenturen an der University of Missouri, dem University College of Wales in Cardiff und an der TU Kaiserslautern. Nach der Pensionierung – von Berlin aus – Gastdozenturen an der

TU Dresden und der Universität Warschau mit dem Schwerpunkt internationale Politik. Fünf Buchpublikationen zur Innen- und Außenpolitik der Sowjetunion und zu internationalen Beziehungen.

Neueste Aufsätze: Strategic Partnership? Die amerikanisch-russischen Beziehungen und der Kampf gegen den Terrorismus, in: Kremp, W./ Wilzewski, J. (Hg.): *Weltmacht vor neuer Bedrohung. Die Bush-Administration und die US-Außenpolitik nach dem Angriff auf Amerika*, Trier 2003; Europa als Supermacht? Gegengewicht, Partner oder Rivale der USA?, in: Harth, Th./ Schild, J. (Hg.): *Nationalstaaten in der EU – Identität und Handlungsmöglichkeiten. Eine deutsch-französische Zukunftswerkstatt für die politische Bildung*, Opladen 2003; Georgien in der Ära der Sowjetunion – ein Kapitel politischer Geschichte, in: Schröder, B. (Hg.): *Georgien. Gesellschaft und Religion an der Schwelle Europas*, St. Ingbert 2005; Religion und internationale Politik, in: Schröder, B. (Hg.): *Religion in der modernen Gesellschaft – Überholte Tradition oder wegweisende Orientierung?*, Leipzig 2009.

FRANK WILHELM

Docteur ès lettres de Paris IV ; professeur de littérature française et francophone à l'Université du Luxembourg ; nombreuses publications sur Victor Hugo, la littérature française des XIXe au XXIe siècles, l'imagologie littéraire du Grand-Duché de Luxembourg, les littératures francophones.

Responsable du Centre d'études et de recherches françaises et francophones en littérature et linguistique de l'Université du Luxembourg ; membre du Comité scientifique de l'Ecole doctorale transfrontalière des universités de Metz, de la Sarre, de Liège et du Luxembourg ; éditeur de publications scientifiques à l'Université du Luxembourg et à l'université de Metz ; collaborateur scientifique externe du Centre national de littérature ; vice-président des Amis de la Maison de Victor Hugo à Vianden.

Principales publications : *Dictionnaire de la Francophonie luxembourgeoise suivi d'une anthologie d'auteurs luxembourgeois contemporains*, Wien, Pécs 1999 ; *Victor Hugo et l'idée des Etats-Unis d'Europe*, Luxembourg 2000.

Dir. : *Actualité[s] de Victor Hugo : « …avoir pour patrie le monde et pour nation l'humanité »*. Actes du colloque de Luxembourg-Vianden, 8–11 novembre 2002, Paris 2005.

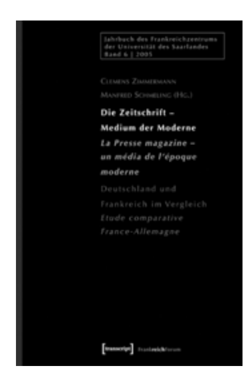
Co-dir. : *Le Grand-Duché de Luxembourg dans les carnets de Victor Hugo*, [Luxembourg] [1985] ; *Le Luxembourg et l'Etranger. Présences et contacts. Pour les 75 ans du professeur Tony Bourg/Luxemburg und das Ausland. Begegnungen und Beziehungen*, Luxembourg 1987 ; *Cigare-poisson. La Métamorphose : un procédé à l'œuvre*. Actes du colloque international, Université du Luxembourg, 10–12 mai 2007, Metz 2008 ; *Victor Hugo par des caricaturistes.* Exposition au Musée de la caricature et du cartoon Vianden du 12 septembre au 4 octobre 2009, Vianden 2009.

Bildnachweis

Flamm
Abb. 1, 2, 3, 4: Archiv des Autors
Abb. 5: Public Domain, http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Chinese_pianist_Lang_Lang_the_Opening_Ceremony_of_the_2008_Olympic_Games.jpg&filetimestamp=20080831145316#file (10.12.2009)

Erkkilä/Kauppi
Tab. 1: aus: Saisana, Michaela/D'Hombres, Beatrice: *Higher Education Rankings: Robustness Issues and Critical Assessment. How Much Confidence Can We Have in Higher Education Rankings?*, Luxembourg: Office for Official Publications of the European Communities, 2008, http://www.eurosfaire.prd.fr/7pc/doc/1230029067_higher_education_report_crell_2008.pdf (13.11.2008), S. 19–21
Grafik 1, Tab. 2: Archiv der Autoren

Jahrbuch des Frankreichzentrums



Clemens Zimmermann,
Manfred Schmeling (Hg.)
Die Zeitschrift – Medium der Moderne/ La Presse magazine – un média de l'époque moderne
Deutschland und Frankreich im Vergleich
Etude comparative France-Allemagne

2006, 292 Seiten, kart., 25,80 €,
ISBN 978-3-89942-381-5